



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

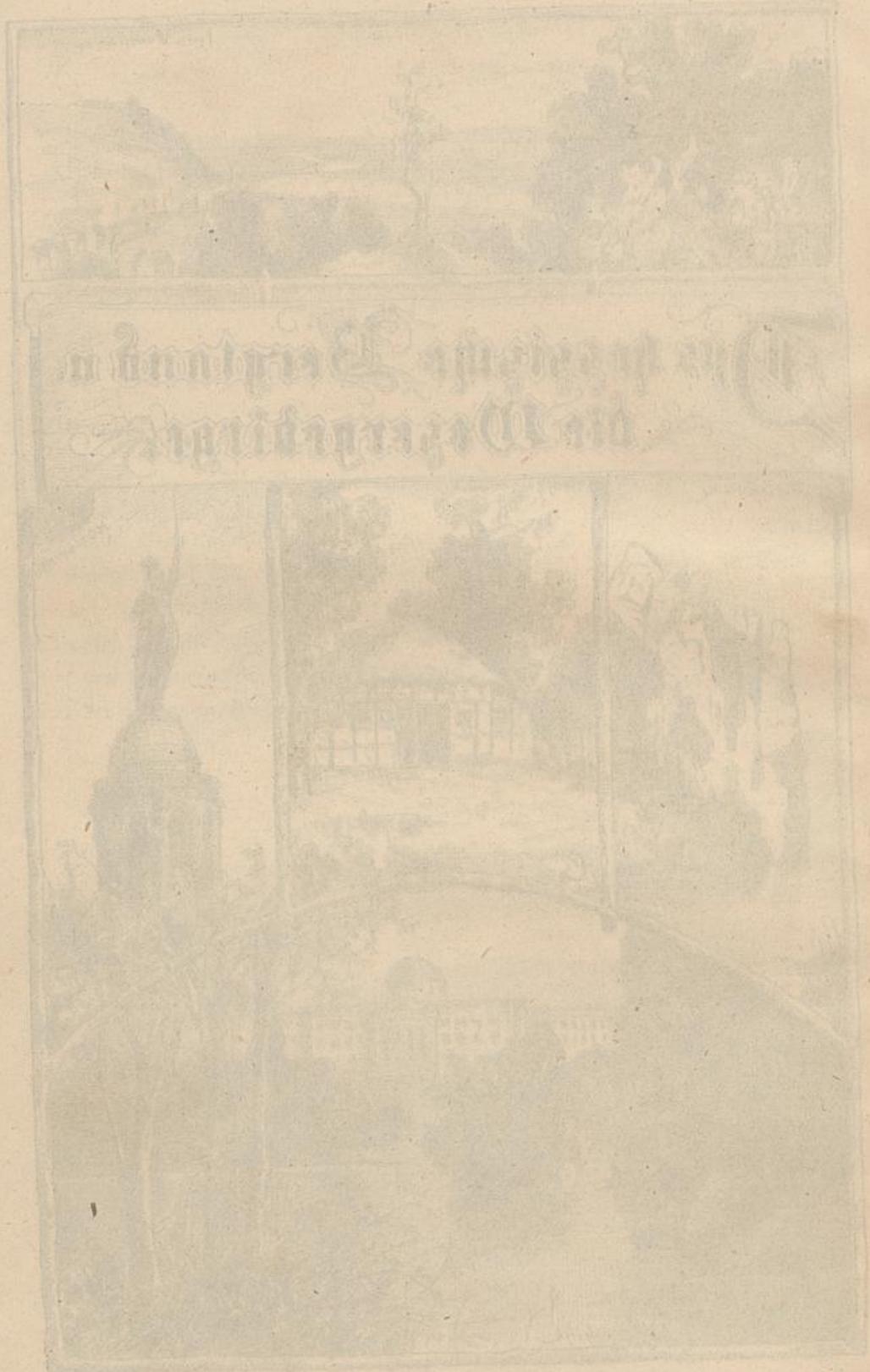
Elfte Abteilung. Das hessische Bergland und die Wesergebirge.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040



Das heussische Bergland u. die Werrgebirge





BY THE UNIVERSITY OF PADERBORN



Die Löwenburg auf Wilhelmshöhe.

Das Hessenland.

Zum Willkomm im Lande der „blinden Hessen“. — Das hessische Bergland. — Das Werrathal und seine Ränder. — Der Meisner und der Frau-Hollenteich. — Die Fulda. — Das alte Hessenvolk und sein Glaube. — Von den Wichtelmännchen. — Bonifacius und die Wodanseiche bei Dorfgeismar. — Die Abtei Fulda. — Blick auf die Geschichte Hessens. — Kassel und die Wilhelmshöhe. — Die zwei Napoleoniden.

„Nennt immerhin die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren,
In welchem Sinn ihr auch das Wört-
lein nennt, —
Den Hessen ist's ein Kompliment.

Bedroht der Feind das Vaterland,
Die Hessen sind im Flug zur Hand;
Da greifen sie voll Mut zur Wehre
Und folgend nur dem Ruf der Ehre,
Wer immer auch der fecke Feind mag
sein, —

Sie dringen blindlings auf ihn ein.“

(K. Chr. Tenner.)

Willkommen, lieber Leser, im Lande der biederen Hessen! Es freut mich, daß du auch zu uns kommst, unser Land und Volk kennen zu lernen; ich will dein Führer sein; denn Hessen ist mein Heimatland und ich liebe es von ganzem Herzen. Hoffentlich kommst du ohne Vorurteile; denn es hat leider nicht an solchen Leuten gefehlt, die unser Hessenland und Volk geschmäht, mit ungerechten Beschuldigungen und Vorwürfen überhäuft haben. Hoffentlich stehst du auch

nicht im Banne so mancher sprichwörtlicher Redensarten, die über mein engeres Vaterland im Schwange sind, oder du wirst einsehen, daß es damit in Wahrheit nicht so schlimm bestellt ist. Vielleicht hast du das neckische Volkssprichwort gehört: „Im Lande Hessen giebt's hohe Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauern Wein: wer möchte wohl in Hessen sein? Wenn Schlehens und Holzäpfel nicht geraten, haben sie nichts zu kochen und zu braten.“ Das lautet ja allerdings recht bedenklich, ist aber doch, gelind gesagt, eine arge Übertreibung; denn so eine Art Sibirien ist Hessen noch lange nicht. Hohe Berge giebt's freilich bei uns und zwar recht schöne, wie der Meißner; aber zu essen giebt's da genug: fette Matten und Weiden für die Herden, schöner Wildstand für den Weidmann, fischreiche Gewässer u. s. w. Es giebt wohl auch im Hessenlande im weiteren Sinne des Wortes von der Natur minder gesegnete Striche, wie der im vorigen Bande beschriebene Vogelsberg in Oberhessen. Doch liegt da in nächster Gegend der fruchtbare Schwalmgrund mit dem kräftigen, gesunden Menschenschlag seiner Bewohner und die gesegnete Wetterau, des Reiches Lu und Kaiser Rotbarts „Schnabelweide“. Was den Weinbau betrifft, so kann sich das Hessenland, abgesehen von Rheinhessen, allerdings mit dem Rheingau nicht messen, und in vielen Gegenden zieht man nur die bekannte Sorte des sogenannten Oberastheimers, d. h. Apfelwein; aber in den hohen Krügen, dem echten, guten, vollen hessischen Maß, schäumt ein kräftiges, schmackhaftes Bier. Weht auch der Wind in manchen Strichen etwas rauh, ist auch der Boden hier und da steinig und ungefügig: es fehlt dem Hessenlande weder an Romantik der Natur, noch an Schätzen der Erde.

Willst du dich davon überzeugen, lieber Leser, so nimm den Wanderstab und pilgere das herrliche Werrathal hinauf und verliere dich in seine reizenden Seitenthäler im Thüringewald oder verfolge den Lauf der Fulda durch lachende Gelände an der Abtei Fulda vorbei bis nach Kassel und der romantischen Wilhelmshöhe. Und bist du ein echter Freund der Natur, so entdeckst du als Botaniker, als Geologe wahrlich des Interessanten genug; lauschest du aber gern den Sagen und Märchen aus dem ewig poetischen Volksmunde, so findest du kaum irgendwo einen reicheren Boden.

Nach den alten Geschichtschreibern sind die Länder glücklich zu preisen, welche recht viele Erzeugnisse aufweisen, welche mit „W“ anfangen. Nun, das Hessenland hat deren zwölf: Wasser, Wind, Weizen, Wein, Weiden, Wiesen, Weiher, Wolle, Wachs, Werg (d. i. Flachs), Wälder und Wild. Dazu kommt aber noch, daß die Berge im Innern ihrer Schachte einen großen Reichtum an Erzen, Salz und Kohlen hegen, ja, daß die Eder sogar Gold in ihrem Wellengetriebe dahinrollte; daß heilkräftige Quellen emporprudeln, den Kranken zur Labung und Genesung, so zu Wildungen, Ems, Soden, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Nauheim, Salzschlirf u. a.

Und nun das Volk der Hessen! Das ist ein kräftiger, mannhafter Menschenschlag von unverkennbar germanischem Gepräge, von gedrungenem Gliederbau, fast durchweg blonden Haaren und blauen Augen. Besonders anerkannt sind ihr Fleiß und ihre Ausdauer, wie schon das alte Sprichwort rühmt: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann niemand Nahrung erwerben.“ Ihre Tapferkeit war schon im Altertum bekannt, und schon Merian sagt: „Die Catti haben je und allwegen einen herrlichen Nahmen gehabt, vnd, Gott lob, biß annoch

erhalten.“ Man hat darum auch angenommen, daß der Spottname: „blinde Hessen“ daher komme, weil sie auf ihren Feind blindlings losmarschieren. Ähnlich sagt Landau: „Das Wort „blind“ soll, wie Urndt gut bemerkt, gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine derbe, feste, unerschütterliche Art, die keinen Wechsellern und Erschütterungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen, festen Mut bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offenem Aug', wie ein anderer mit geschlossenem Aug', dem Tode entgegengeht.“ Auf das blinde und derbe Darauflösgehen deutet auch ein anderes hessisches Sprichwort: „Wo ein Hesse in ein fremdes Haus kommt, da zittern die Nägel in den Wänden.“ Über das spröde, zähe Festhalten an den alten Gewohnheiten erzählt uns der feine Beobachter W. Riehl in seinem „Land und Leute“ einen charakteristischen Zug, der fast tragikomisch erscheint: „Die Hessen stehen auf der Verbindungsbrücke zwischen norddeutschem centralisirten und mitteldeutschem individualisirten Volkstum. Da sind noch die störrigen Bauern, die von Haus aus gar nicht nach Mitteldeutschland passen wollen, die aber durch politische Einflüsse immer tiefer in mitteldeutsches Wesen hineingetrieben worden sind. Eine Sage von einem hessischen Dorfe im Ohmgrunde, welches katholisch blieb, obgleich es ganz nahe bei dem streng protestantischen Marburg liegt, zeichnet dieses truzige Wesen. Die dortigen Bauern waren nämlich, so lautet dieser historische Mythos, kurz nach der Reformationszeit wirklich zur neuen Kirche übergetreten. Als sie nun zum erstenmal das Abendmahl unter beiden Gestalten erhalten sollten, trug sich's zu, daß man aus Versehen den Inhalt eines Essigkruges statt Weines in den Kelch geschüttet hatte. Da erklärten die Bauern, lieber, als daß sie solchen Wein tranken, wollten sie gar keinen trinken, kehrten zur alten Kirche zurück, und mitten unter protestantischen Nachbarn blieben sie treu bis auf diesen Tag. Diese wunderbare Kreuzung des äußersten Eigensinnes mit dem äußersten Leichtsinne bekundet uns, daß wir an den Grenzmarken des starren niederdeutschen und des beweglichen mitteldeutschen Wesens stehen.“

Über die Entstehung des Namens „blinde Hessen“ ist allerlei gedeutet und gefabelt worden. Jakob Grimm, den, wie seinen Bruder Wilhelm, Hessen mit Stolz zu seinen Söhnen zählt, schließt aus der Thatsache, daß man den Schwaben ebenso wie den Chatten, beiden als Nachkommen der Sueven, nachsagt, daß sie „blind“ seien, daß dies schon ein uralter Spottname gewesen sein müsse. So heißt es z. B. in Nefflens „Vetter aus Schwaben“ (S. 166): „Ei, ist es wahr, daß die Bauern in Schwaben zehn Tage blind bleiben nach der Geburt? Mein Großvater sagte mir's; er war in Schwaben einmal gar lange im Quartier.“ — Ferner schreibt der bekannte Baseler Arzt Leonhard Thurneiser (1584): „Schwäbische Art; welches Geschlecht der Menschen nach der Geburt, wie man vermeint, neun Tage als die Hunde blind liegen sollen.“ So wundert sich denn auch Möser (V, 26), woher es wohl komme, daß man die Hessen, einen der scharfsichtigsten Stämme in Deutschland, „blind“ nenne, und er giebt darauf folgende Antwort: „Die Hessen hießen ehemals Chatten oder Chazzen, woraus zuletzt „Hessen“ geworden, und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Hessen mit jenem Spottnamen beehrt hat, welcher jetzt, da die Hessen nicht mehr Chazzen heißen, ganz weggelassen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Chatten in beständigem Kriege lebten, jenen Spottnamen zuerst aufgebracht.“

So hält es denn auch Grimm nicht für unwahrscheinlich, daß den Römern der Name Catti anfang an ihr catus, catulus, catellus und catta, das sowohl „einen jungen Hund“ wie eine „Kaze“ bedeuten kann. Auffallenderweise findet sich ein auf die Hessen von den Niedersachsen im 16. Jahrhundert angewandter Schimpfname „Hundeheffen“. An die „Kaze“ erinnert der Name „Kazenellenbogen“ für Cattimelibocus, ein Grafengeschlecht, das, wie auf alten hessischen Fahnen, den Löwenhund oder die Löwenkaze im Wappen führte. Doch dies erklärt für die Schwaben nichts. Dagegen ist unter Bayern, Schwaben und Hessen eine Aussetzungssage verbreitet, nach der mehrere Knäblein wie „blinde Welse“, d. h. Hunde, ersäuft werden sollten. Diese seien jedoch gerettet und nachmals Stammherren berühmter Geschlechter geworden; von ihnen habe sich dann der Schimpfname „Welsen“, d. h. blinde Hunde, auf das Volk übertragen. Oder sollte ein wirklich blindgeborener Stammesheros den Namen Wolf oder Welf erhalten haben? Die Ableitung ist und bleibt dunkel.

Neuerdings erklärt man den ganzen Zusammenhang einfacher. Es giebt ein bekanntes hessisches Sprichwort: „Blinder Gaul geht gradezu!“ Nun soll aber auch (was uns jedoch ganz unbekannt ist) für „Gaul“ die uralte Bezeichnung: „Heß“ oder „Hesse“ jetzt noch gebräuchlich sein; demnach würde „blinder Hesse“ weiter nichts als „blinder Gaul“ bedeuten und hätte also mit dem Volk der Hessen absolut nichts zu thun.*)

Doch nun, lieber Leser, folge uns ins Innere des Landes der „blinden Hessen“, worunter man im engeren Sinne das frühere „Kurhessen“ versteht. Wir führen dich ins Gebiet eines durch und durch deutschen Flusses, der Weser, welcher Werra und Fulda, Eder und Diemel zugehören; wir führen dich in ein großes Bergland, das wir mit den Worten Daniels folgendermaßen schildern wollen: „Zwischen dem rheinischen Schiefergebirge, Vogelsberg, Rhön und Thüringerwald im Westen, Süden und Osten, der Diemel im Nordwesten hebt sich das Berg- und Hügelland von Hessen, ein vorwiegend aus buntem Sandstein zusammengesetztes, flachwelliges Plateau von 160—330 m mittlerer Höhe.“ Ein Gewirr unregelmäßiger Berghaufen und Kuppen, meist aus Basalt und Muschelskalk, durchschnitten von tiefen Flußthälern, bietet es dem Geographen große Schwierigkeiten der Gruppierung. Im Süden finden sich mehr einzelne Keigelberge, im Norden mehr Berggruppen und Wandgebirge; groteske Höhen mit Burgen und Schlössern wechseln mit städte- und dörferreichen Tafelländern, und von großen Ebenen findet sich nur eine bei Kassel, wo vermutlich früher ein See stand. Zur Orientirung folgen wir am besten dem Laufe der Flüsse und beginnen mit der Werra.

Fast in allen Geographiebüchern bis in die neuere Zeit findet man die Ansicht vertreten, daß die Weser aus zwei Quellflüssen, aus Werra und Fulda, entstände, oder daß diese beiden Gewässer durch ihre Vereinigung bei Münden den Weserstrom bildeten. Dies ist aber sicherlich eine irrige Auffassung, denn die Weser ist nur als eine Fortsetzung der Werra zu betrachten.

*) Das Pferd heißt im Altnordischen hestr, im Schwedischen Häst, im Dänischen Hest. Hesse (mittelhochdeutsch hahsi) oder Hase bedeutet ursprünglich den „Lauf“ eines Tieres, vor allem die Sprunggelenke des Pferdes. Noch sind die Redensarten vorhanden: Blinder Gaul geht gradezu. Drauf los wie ein Heß. Er läuft wie ein Heß. Blinder Heß. (Siehe Max Jahns: Roß und Reiter, Bd. I, S. 14. Leipzig 1872.)

Schon unsere Vorfahren hielten Werra und Weser für einen und denselben Strom, in welchen die Fulda mündet; noch im Mittelalter wird die Weser bei Bremen meistens Werra (Wirraha) genannt. Ursprünglich sind auch beide Namen, sowohl Werra (Wirraha) wie Weser (Wisura), nur Verkürzungen des Stammwortes Wisurracha, das die Römer in Wisurgis verwandelten.

Die Werra entspringt unweit der Grenze des Thüringer- und Frankwaldes, zwischen Wurzel- und Bleßberg, nordöstlich von Eisfeld, „aus drei Quellsbächen, welche als Querthäler den südöstlichen plateauförmigen Teil des Thüringerwaldes durchschneiden“. Die drei Quellen heißen: Das Saarwasser, das eine halbe Meile westlich von Steinheide entspringt (708 m); die nasse Werra, die sich beim Dörschen Saargrund mit dem Saarwasser vereinigt, und die trockene Werra, die bei Schwarzenbrunn zufließt. Der durch diese Zuflüsse vergrößerte Fluß, welcher schon nach dem Zusammenströmen der beiden ersten Quellsbäche schlechthin die Werra genannt wird, fließt zunächst bis oberhalb Hildburghausen in südwestlicher, dann bis Meiningen in westlicher und schließlich in nordwestlicher Richtung dahin, rechts von dem Thüringerwalde begleitet. Es giebt kaum in Deutschland ein anmutigeres Thal als dieses von der Werrabahn (zwischen Eisenach und Lichtenfels) durchzogene, zwischen dem Thüringerwald und der Börderrhön eingesenkte Längenthal mit seinen romantischen Seitenthälern. Besonders reizend wird es in der Gegend von Meiningen; die Krone bildet wohl das schöne Schwarzathal, an dessen Eingang uns auf hoher Felswand der lateinische Gruß: *Salus intrantibus*, „Heil den Eintretenden!“ empfängt.

Unter den Zuflüssen der Werra von rechts nennen wir die Schleuse bei Themar, welche einen reichen Zuschuß an Wassermassen zuführt; dann die Hasel mit der hennebergischen Schwarza und die Schmalkalde. Links fließen von der Rhön die Alster und Felda zu. Nun macht der Fluß, eingeengt durch Vorsprünge des hessischen Berglandes und den Sielingswald, eine entschiedene Wendung nach Norden, bahnt sich durch Kalkgebirge seinen Weg in „die Weitung von Berka, einen früheren Landsee, und naht sich nach neuem Durchbruch einer neuen Krise seines Laufes“. Bei Hörsel, unweit des sagenberühmten Venusberges, in welchem Ritter Tannhäuser in den Armen der Frau Venus (eigentlich der germanischen Göttin Holda) ein Leben voll Üppigkeit und sündlicher Wollust verbrachte, unfern der romantischen Wartburg, wo wir im Geiste dem Sängerkriege lauschen und in einsamer Zelle den großen Reformator sehen, der mit Tintenschwärze den schwarzen Teufel verjagt: da arbeitet sich die Werra durch die Thüringische Pforte in vielen Windungen in das hessische Bergland hinaus und nimmt dort ihren stärksten Zufluß, die Hörsel, auf. Die Quelle der Hörsel heißt Leine, welche sich durch das Schilfwasser aus dem Friedrichrodaer Grunde und das Badewasser aus dem Reinhardtsbrunner Thale verstärkt und von da ab den Namen Hörsel führt. Sie bewässert eins der schönsten Thäler am Nordwesthange des Thüringerwaldes und nimmt mehrere kleine Zuflüsse von da in sich auf, wie die Laucha, Emse, Kuhl (Wutha) und unterhalb Eisenach die ansehnliche Nesse aus dem thüringischen Hochlande. Im Jahre 1639 führte man aus der Leine einen Arm nach dem wasserarmen Gotha und, als dies nicht ausreichte, in diesen Leinekanal später noch einen Arm aus der zum Elbgebiete gehörigen Apfelstedt. Da hätten wir denn ein kleines Beispiel einer Bifurkation und komplizirten Flüßeverknüpfung.

Unterhalb Hörsel läuft die Werra in eine „hohle Gasse“, zwischen dem sogenannten Ringgau links und dem Haynich und Eichsfeld rechts, oft durch schroffe Kalkfelsen eingengt; so bei Kreuzburg (192 m) und Treffurt (173 m). Von dem an Richard Wagners Baireuther Villa anklingenden Wanfried bis Eschwege verbreitert sich das Werrathal; dann aber engt es sich wieder ein, bietet aber überall die Romantik eines herrlichen und zugleich fruchtbaren Gebirgstales. Abwechselnd folgen sanfte Höhen, wie der Höheberg, herrliche Ruinen, wie die des alten Schlosses Hanstein und links des Schlosses Ludwigstein, lachende Gelände und blühende Ortschaften. Wir kommen dann an den steilen Weinbergen von Wizenhausen, der Höhe von Arnstein, dem Leinaholz, einem langen Waldrücken, vorbei bis in den Bergkessel von Münden.]

Der Meisner. Vor der Vereinigung mit der Fulda müssen wir noch links das Meisner Gebirge hervorheben, dessen Hauptberg Meisner im Volksmunde gemeiniglich Wissener genannt wird, wie man glaubt von „weiß“, weil sein Gipfel am längsten die Schneehaube behält; es wäre also der „Montblanc von Hessen“. Andere leiten den Namen von den „Wiesen“ ab und nehmen eine fehlerhafte Schreibart Weisner an, aus welcher erst im vorigen Jahrhundert durch schnörkelhafte Schreibung des „M“ der Name Meisner entstanden sei. Der Meisner erhebt sich bis zu 2311 Par. F. = 751 m über den Meeresspiegel und 1872 Par. F. = 608 m über das Werrathal empor inmitten einer Kette von Bergen und Hügeln wie ein langer, dunkelgrüner Wall. Seine Höhe ist ein vollkommenes Plateau, eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit. Dann aber fallen die Wände schroff und steil ab und eröffnen die Aussicht in schwindelnde Abgründe. Besonders Interesse bietet dieser berühmteste Berg des Hessenlandes dem Geologen. „Sein Basalt stieg in der Urwelt aus den Sand- und Kalksteingebirgen empor und bildete sehenswerte Klippen, Grotten und steile Wände, wie der Weizenstein und die Kalve auf der Ostseite, dazwischen der Frau-Hollenteich und der Gottesborn; wie der Seestein auf der Südseite, wo sich ebenfalls ein kleiner Teich befand, und die Kitzkammer auf der Westseite. Bergleute fahren in die Stollen des großen Steinkohlenwerkes, das tief unter dem Basalt liegt und schon seit 300 Jahren abgebaut wird.“ Aber auch für den Botaniker bietet der Meisner viel Merkwürdiges; er findet dort der Blumen und Kräuter so viele und seltene, wie nirgendwo im Hessenlande. Auf den fetten, würzigen Matten treibt der Hirte seine Herden mit melodischem Geläute; in den herrlichen Forsten pirscht der Weidmann. Ferner gewährt dem Touristen und Naturfreunde kaum eine Wanderung so viel Reiz, wie die durch das romantische, quellendurchrieselte Höllethal, wo ihn die Ruine Bilstein grüßt, über Abterode und Bockeroode nach dem Kohlenbergwerk Schwalbenthal. Von der Kalve aus entzückt ihn der herrliche Blick auf den Harz, Thüringerwald und die Rhön, und ebenso labt sich das trunkene Auge an der prächtigen Aussicht vom „Lusthäuschen“. Tief unten in einem Felsenlabyrinth liegen der Altarstein, eine heidnische Opferstätte, und der Frau-Hollenteich. Hier schaut der sagenkundige Poet den unterirdischen Palast der gütigen Göttin Holda, der Beschützerin und Pflegerin des Pflanzenlebens, der Hüterin und Bewahrerin aller Keime des Lebens und Werdens in der Natur, der Vorsteherin der Spinn- und Webekunst, von der sich noch viele Spuren in deutschen

Sagen und Märchen erhalten haben. Sie wohnt mit Vorliebe in kühlen Brunnen und klaren Seen, umgeben von einer Schar kleiner Wesen, den Elfen und Holden, von Kinderseelen noch ungeborener oder frühverstorbenen Menschengeschöpfe, den sogenannten Heimchen. Oft in lauen Sommernächten klingt ein wunderbar ergreifender, melancholischer Gesang aus der Tiefe, das ist der bezaubernde „Huldreslat“ (von Hulda oder Holda), welcher die Menschen zu sich hinablockt.



Frau Holle (Holda). Zeichnung von F. W. Heine.

Daher stammen die bekannten Ammenmärchen vom Kinderteich oder Milchbrünnchen, aus dem der heilige Vogel der Göttin, der Storch, der noch heute im Plattdeutschen adebor, d. h. der Kinderbringer, genannt wird, die kleinen Kindlein holt und den beglückten Müttern in den Schoß legt. So kennt jedermann in Dresden den Quickbrunnen, dessen Wasser Kindersegen verleihen soll. Man hat sogar eine Kapelle mit einem Storch auf dem Giebel darüber gebaut, die 1512 erneuert wurde. Durch den Einfluß des Christentums ward nachmals an die Stelle der heidnischen Göttin Holda die heilige Jungfrau Maria gesetzt. So singt man heute noch im Hessischen den bekannten Kinderreim:

„Storch, Storch, Steine, mit den langen Beinen, mit dem kurzen Knie! —
Jungfrau Marie hat ein Kind gefunden in dem gold'nen Brunnen.“

(Oder „war in Gold gebunden“.)

Aber auch die frühverstorbenen Kinder kehrten zu Frau Holda in ihren Reich zurück. Dies lehrt unter anderem ein reizendes Märchen in der bekannten Grimmschen Sammlung: „Das Thränenrüglein“. Hier heißt die gütige Göttin Berchta, die im Grunde genommen gleichbedeutend ist mit Holda. Dort lesen wir, wie eine betrubte Mutter, welche ihr geliebtes Kind durch den Tod verloren hat und Tag und Nacht um dasselbe weint, im Traume die Göttin mit ihren Heimchen durch einen feuchten Wiesengrund ziehen sieht. Unter den kleinen Wesen gewahrt sie auch ihr teures Kind, das mit einem großen Krug sich abschleppt und hinter den anderen her über einen Zaun klettern will. Geschwind eilt sie auf ihren Liebling zu und schließt ihn weinend in die Arme. „Ach, liebe Mutter,“ ruft das Kind, „höre doch auf zu weinen! Siehe, hier in diesem Kruge muß ich alle deine Thränen sammeln, und er wird mir schon zu schwer! Auch geht es mir ja gut hier bei der lieben Frau, und hoffentlich kommst du auch bald zu mir!“ Da küßte die arme Mutter ihr liebes Kind, weinte sich noch einmal recht aus und hörte dann auf. Bald aber vereinte der mitleidige Tod die Mutter mit ihrem Kinde.

So zeigt sich uns die Göttin als eine in der Tiefe der Erde geheimnisvoll waltende Macht, als die Göttin des Lebens und Todes, wie die Erde selbst in ihrem Schoße Sein und Vergehen birgt. Wie die Erde selbst, spendet auch sie unverhofften Reichtum. So versetzt sie die Sage als fürsorgende Schaffnerin in den Kyffhäuser zu Barbarossa. Dort beschenkt sie die Glückskinder, die den Weg zu ihr finden, mit Schätzen. „Aber vergiß das Beste nicht!“ ruft sie einem Hirten zu, der vermittelt der blauen Wunderblume den Eingang zu ihr gefunden und über den Kostbarkeiten seinen Talisman vergißt. Nach anderen Sagen überreichte ihm die Göttin einen Strauß blauer Blumen zum Anpflanzen. Dies waren die Blüten des Flachs. Denn sie ist ja vornehmlich die Vorsteherin der Spinn- und Webekunst; fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Flachs und Spindeln, faulen dagegen zerreiht oder verwirrt sie das Gewebe. Wie sie die fleißigen Mädchen belohnt, die faulen dagegen bestraft, lehrt das bekannte Grimmsche Märchen von der Gold- und Pechmarie. Nur ist darin die holdselige Göttin ihres Liebreizes entkleidet und als „Frau Holle“ in eine langnasige Hexe verwandelt. Oft sind ihre Gaben anfangs unscheinbar, wie jene Laubzweige, die sie den drei Musikanten verehrte, als sie dem schlafenden Kaiser vorspielten. Aber für den, der sie dankbar verwahrt, verwandeln sie sich nachmals in lauterer Gold. Durch den Einfluß des Christentums ward das Wesen der einst holdseligen Göttin verteuft, besonders ihre nächtlichen Umzüge wurden zum unheimlichen Spuk. Nicht nur, daß die ehemals Holden zu Unholden wurden, die allerlei Schaden anstifteten, wie uns dies z. B. Goethes bekannte Ballade vom „getreuen Eckart“ zeigt, sondern sie wurden auch mitsamt den ihr geheiligten Tieren, wie Uhu, Kuckuck und Kaze, zu tanzenden Hexen auf dem Blocksberg mit allerlei Teufelspuk. Doch in manchen Redensarten klingt die Erinnerung an die einstige Liebesgöttin noch nach. So sagt man heute noch, wenn eine Braut schönes Wetter hat: „Sie hat die Kaze gut gefüttert!“ — Von einem unruhigen Geiste dagegen: „Er fährt mit der Holle“ und im Anklänge an die durch die Göttin verfluchten Mähnen der Tiere sagt man von einem Wirrkopf: „Er hat einen Holle-kopf!“ Wie die Göttin durch mittelalterliche Dichtungen zu einer verführerischen Sirene der Sinnelust ward, lehrt die bereits von uns berührte Tannhäuser-sage.

Die Fulda. Die Fulda, beim Annalisten Saxo (Berz VIII, 556) *Wulda*, sonst *Bulda* und *Fuldaha* genannt, „entspringt oberhalb Gersdorf als starke, eiskalte Quelle am Fuße der kleinen Wasserkuppe, 1352 Par. F. = 439 m hoch, aus lose umherliegenden Basalten.“ Pfister sagt von ihr in seiner Landeskunde von Kurhessen: „Sie ist die Hauptader im Gefließ des innern Landes; und wie der stockende Puls den nahen Abschied des Lebens verrät, so wollten auch die Vorfahren bemerken, daß die Fulda in ihrem Laufe kurz vor dem Ableben eines hessischen Fürsten oder vor anderen schweren Ereignissen zu stocken pflege. Neunmal zwischen den Jahren 1566 und 1683 trafen diese Weissagungen ein; jedesmal war das Wasser auf eine lange Strecke hin plötzlich versiegt, sodaß man die Fische mit Händen fing und fast trockenen Fußes durch den Fluß gehen konnte, worauf das Wasser sich nach mehreren Stunden wieder einstellte. Schon in weit älteren Zeiten pflegte sie, als treue Bürgerin, ihre Teilnahme an den Landesangelegenheiten durch Verstummen auszudrücken, z. B. im Jahre 1148 bei Fulda, als dort wegen einer streitigen Abtwahl das ganze Land aufgereggt wurde, zu Kassel aber die Landgräfin Hedwig starb, welche in ihrer Brautlade Altheffen an Thüringen gebracht hatte. Schade, daß den natürlichen Ursachen dieses Versinkens des Wassers und der Quellen, welches einigemal und gleichzeitig in der Eder und Werra bemerkt wurde, nicht nachgeforscht worden ist.“ Bald nach ihrem Erscheinen haben wir in der Fulda eine Art von *perte du Rhône*: sie verschwindet unter schwammigem Rasen und taucht bei Oberhausen wieder auf. Ja, selbst ihr Name verschwindet auf eine Strecke weit: bei Schmalnau heißt sie die *Wanne* und erst bei Eichenzell begegnen wir wieder der Fulda. Ihr durchsichtiges Gewässer durchrieselt anmutige Wiesenthälchen und benezt die Blumen und Kräuter der Rhön. Dann erweitert sich der Fluß und durchströmt ein liebliches Thal durch Fuldasches und Hersfeldsches Gebiet bis Bebra. Von da ab wird das Flußbett von beiden Seiten durch hochragende Bergwände eingeengt, nämlich von Rothenburg bis Morschen, und schließt sich bei Beisförth ganz enge zu, sodaß zwischen Beißberg links und Wilsberg rechts kaum Platz für Strom und Landstraße ist. So bleibt auch das Thal, und nur mit Gewalt scheint sich die Strömung einen Weg durch nackte Sandsteinfelsen hindurch zu bahnen, bis sich auf einmal unter Freienhagen das zwei Stunden weite Thal von Kassel ausbreitet. Aber unterhalb Wolfsanger verengt es sich aufs neue bis nach Münden zu. Auf einer Strecke berühren sich Fulda und Werra sehr nahe, und ein Eisenbahntunnel der von Gerstungen sich an die Thüringer Bahn anschließenden Linie verbindet beide Gebiete; die Bahn wendet sich bei Bebra der Fulda zu und gewährt bis Kassel einen hübschen Blick ins Fuldathal. Von dem Berührungspunkte der Fulda und Werra spricht schon der alte Merian wie folgt: „Es entspringen zu Friedewald im Dorff zwey Wasser unfern von einander, deren das eine gegen Abend nach der Fulda, das andere gegen Morgen in die Werra fließt.“ Wegen dieser Nähe der Werra kann die Fulda von rechts keine großen Zuflüsse haben; dafür kommt ihr aber von links ein um so mächtigerer Nebenfluß, die Eder, die ihr an Gebiet nicht nachsteht.

Die Eder (*Abrana*, aber auch *Hedara* genannt) entspringt auf dem Ederkopfe nahe den Bahn-, Dill- und Siegquellen, 1886 Par. F. = 602 m hoch; einige Zuflüsse sollen ihr sogar Goldsand zugeführt haben. Wenigstens erzählt Winkelmann in seiner Hessischen Chronik, daß Landgraf Karl aus dem Edergolde

Dukaten mit der Jahreszahl 1677 prägen ließ. Unter ihren Zuflüssen des Oberlaufes ist die Itter der größte. In grünen Mäanderwindungen fließt die Eder rasch dahin und führt in ihrem nicht sehr tiefen, aber breiten Gewässer viele Fische mit sich. Rechts aus dem Vogelsberge fließt ihr langsam in schmalem, aber tiefem Bette die Schwalm aus dem fetten und reichen Schwälmer Grunde zu, der „Hessischen Kornkammer mit strogenden Getreidefeldern und stattlichen Herden“. Wer so ein rechtes geographisches Interesse zum Studium des Hessenlandes hat, der wird mit besonderer Aufmerksamkeit den Lauf der Main-Weserbahn verfolgen. Er wird dann oberhalb Guntershausen sich die Eder und die schönen Kegelberge (Felsberg) ansehen; dann führt ihn ein Bogen in das fruchtbare Schwalmthal, und schließlich lenkt er in das Lahnggebiet ein.

Versuchen wir es nun, nach den Flüssen die Bergzüge zu gruppieren, so nennen wir nach Daniel zuerst:

Die Gruppen zwischen Lahn, Eder und Schwalm, welche mit dem rheinischen Schiefergebirge und dem Vogelsberge zusammenfließen. Dahin gehören: das Lahnggebirge, das Bergland von Waldeck, der Burgwald, die Hügel von Frankenberg, das Hainagebirge oder der Kellwald (2071 Par. F. = 673 m), das Giselberger Gebirge.

Das Fulda-Schwalmgebirge, nördlich vom Vogelsberg. Ein Teil davon führt den Namen das Knüllgebirge (von Knäuel) und dehnt sich 4 Meilen weit mit Wäldern, Wiesen, Weiden, Hochfeldern und Kuppen, hier und da auch von Thälern durchschnitten, dahin. Sein höchster Punkt, das Knüllköpfchen, ist 1950 Par. F. = 633 m hoch und gewährt einen herrlichen Blick auf die sauerländischen und thüringischen Berge. Den Teil zwischen Zusammenfluß von Fulda und Eder nennt man das Homberger Bergland.

Die Gruppen zwischen Fulda und Werra, der Rhön vorgelagert, im nordöstlichen Teile Werragebirge genannt. Dazu gehören: der Stolzingerwald, das Söhne- und Radgebirge, das Richelsdorfer Gebirge, das Ringgauegebirge, der Kaufungerwald (so genannt nach dem von Cunegundis, Heinrichs II. Gemahlin, gebauten Kloster Kaufungen) mit dem Bielstein und das Meißner Gebirge mit dem bereits beschriebenen Meißner.

Die Gruppen zwischen Fulda, Weser und Diemel. Hierher gehört der frei emporragende Habichtswald mit seiner viereckigen Krone aus Hügeln und Niederungen, die sich über eine Stunde hinziehen. Derselbe ähnelt dem Meißner innerlich und äußerlich, nur erreicht er dessen Höhe nicht; sein höchster Punkt, das Hohe Gras, hat 1832 Par. F. = 595 m. Höhe. Sein östlicher Abhang ist der schönste Teil, zumal er mit den berühmten Gebäuden und Anlagen von Wilhelmshöhe geschmückt ist. Hoch empor ragt dort der Herkules, selbst auf dem 20 Stunden entfernten Brocken und Inselberg sichtbar. Dann erwähnen wir den Reinhartswald, nordwestlich zwischen Weser und Diemel, dessen Waldboden ehemals für 20—30 000 Schweine Mastung gewährte und jetzt noch herrliche Forste enthält.

Der Bramwald, am rechten Weserufer, gegenüber dem Reinhartswald, mit einer Reihe von Basaltkuppen, darunter der „Hohe Hagen“ und der „Bramberg“. Von seinem Wildstande rühmte schon der alte Merian, daß jedes Jahr „800 Roth-Wildprät, 1000 Stück Schwarz-Wildprät, wovon Landgraf Wilhelm oft 200 in einer Stellung erjagte, darin gefangen werden“.

Das alte Hessenvolk. Nachdem wir uns so im Lande der „blinden Hessen“ umgesehen, wollen wir auch den ältesten Insassen, unseren Vorfahren, den alten Chatten, einige historische Rückblicke zuwenden. Wie schon erwähnt, werden dieselben zu dem weitverzweigten Volksstamm der Sueven gerechnet, sind aber in ihren Wohnsitzen sehr konservativ gewesen. Ohne Zweifel wanderten sie wie die übrigen Zweige der großen indogermanischen Sprachfamilie in unvordenklichen Zeiten aus dem Innern Hochasiens ein. Die erste Kunde von den Chatten verdanken wir dem römischen Geschichtschreiber Tacitus. Derselbe erzählt uns in seiner „Germania“, daß die Chatten am „Herchnischen Walde“, also etwa innerhalb der Stromgebiete der Fulda und der Schwalm, der Eder und der Lahn, bis zum Rhein und Main wohnten. Ihr Kern- und Mittelpunkt lag an der Mündung der Eder in die Fulda. Dem Volke rühmt Tacitus ausdauernde Leiber, nervigen Gliederbau, trozige Gesichter, große Lebhaftigkeit des Geistes, natürlichen Verstand und Gewandtheit nach, ebenso ihre Treue und Tapferkeit, ihren Gehorsam und ihre Verehrung ihren Feldherren gegenüber. Ihr Kriegsheer bestand meistens aus Fußvolk. Es herrschte die Sitte, daß heranwachsende Jünglinge sich Haupthaar und Bart so lange stehen ließen, bis sie den ersten Feind erlegt hatten; dann schoren sie sich und weihten ihr Haar den Göttern. Eine freilich etwas dunkle Stelle in der „Germania“ meldet uns auch den seltsamen Gebrauch der Chatten, einen eisernen Armring, das Zeichen schmachvoller Fessel, so lange freiwillig zu tragen, bis sie einen Feind erlegt, und selbst dann noch bis zum hohen Alter dieses Symbol eines bindenden Gelübdes zu tragen, um sich immer wieder von neuem durch Heldenthaten von demselben zu befreien.

Bei den Feldzügen des Drusus waren die Chatten Verbündete der Sigambren und setzten sich gegen die Römer, wiewohl vergebens, bei Arbola zur Wehr. Als Stammverwandte der Cherusker kämpften die Chatten auch in der großen Freiheitschlacht im Teutoburger Walde mit (9 n. Chr.) und empfanden sieben Jahre darauf die Rachezüge des Germanicus. Dieser verbrannte ihren Hauptort Mattium (Meze) und nahm ihres Fürsten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen. Das Jahr darauf fand abermals ein Einfall der Römer mit 30 000 Fußgängern und 3000 Reitern in das Land der Chatten statt. Im Jahre 44 zog der römische Statthalter Galba in ihr Gebiet und brachte die seit der Varianischen Niederlage, also 35 Jahre lang, daselbst verbliebenen römischen Gefangenen sowie den letzten damals erbeuteten römischen Adler zurück.

Im Jahre 58 hatten die Chatten einen Streit mit den Hermunduren über die Salzquellen (wahrscheinlich in der Gegend von Salzungen an der Werra), der, wie uns Tacitus (Ann. XIII, 57) berichtet, übel für sie ausschlug. Auch an dem Aufstand der Bataver unter Civilis in den Jahren 69 und 70 hatten sie teil und belagerten mit den Usipetern und Mattiakern die Feste Moguntiacum (Mainz). Im Jahre 88 unter Domitian besiegten die Chatten die Cherusker, sodaß ihr Fürst Chariomer bei den Römern um Hülfe nachsuchte, aber umsonst.

Seit der Eroberung Galliens durch Julius Cäsar hatten sich die Römer immer mehr an dem Rheine festgesetzt. Schon im Jahre 12 n. Chr. hatte, wie man annimmt, Drusus an der Mündung des Main eine Feste, das spätere Mainz, angelegt und von diesem militärischen Mittelpunkte aus zogen strahlenförmig Römerstraßen, Kastelle und Wälle auch auf dem jenseitigen Rheinufer in das Innere Germaniens. Man erkennt deren Spuren noch deutlich, z. B. über den

Taunus und ihnen gegenüber die der germanischen Ringwälle nach der Nidda, der Wetterau und dem Odenwalde. Ob die noch bis vor kurzem bei niedrigem Wasserstande sichtbaren Pfeiler einer festen Brücke bei Mainz Überreste eines Römerwerkes seien, vielleicht von Trajan herrührend, wird freilich nicht ohne Grund bestritten. Doch wir wollen hier die Überreste aus Römerzeiten in der Provinz Rheinhessen nicht verfolgen, da wir von ihnen schon früher sprachen (vgl. Bd. IV). Ebenso haben wir von den Spuren des Pfahlgrabens schon im vorigen Bande im Kapitel über Wetterau und Vogelsberg gehandelt. Auch von den Spuren der Römerbefestigungen im Odenwald ist gelegentlich die Rede gewesen. In den beiden südlichen Provinzen des Großherzogtums Hessen, nämlich in Starkenburg und Rheinhessen, treffen wir überhaupt keine rein chattische Bevölkerung an; dort wohnten zuerst die mit den Galliern verwandten Kelten, die germanischen Bangionen, zu denen später von Süden die Alemannen und von Osten die Burgunder kamen. Letztere wurden bekanntlich von Hunnen und Franken besiegt und in das Innere Frankreichs zurückgedrängt. Die Chatten waren, wie so viele deutsche Volksstämme, in den Bund der Franken aufgegangen, deren Macht besonders Chlodwig, der Enkel Merovigs, begründete. Nach Besiegung der letzten Römerherrschaft bei Soissons (486), der Alemannen bei Zülpich (496), der Burgunder bei Dijon (500) und der Westgoten bei Vouglé (507) erstreckte sich sein Reich von der Garonne bis zu den Quellen des Mains, von den Alpen bis zur Nordsee. Einige Jahrhunderte später erscheint der Volksstamm der Chatten von dem der Franken losgelöst und führt den Namen „Hessen“. Der Übergang des Ch in H zu Anfang des Wortes läßt sich durch analoge Beispiele erklären, wie sich neben Chattuarii auch die Form Hattuarii findet; ebenso die Verwandlung des t-Lautes in zz in der Mitte des Wortes, so in Hazzuarii für Hattuarii. Daraus ward dann später ein s-Laut, und so finden wir bei fränkischen Annalisten des 8. Jahrhunderts durchgängig die Formen Hassii oder Hessii. Über den Sinn des Wortes vermutet Jakob Grimm, daß es auf eine eigentümliche Kopfbedeckung der Chatten (vergl. das englische hat der „Hut“), etwa auf eine Binde oder Art Haube sich beziehen könne. Ihr höchster Gott Wodan selbst trägt einen Hut, und so mögen auch die chattischen Priester mit einer mitra geschmückt gewesen sein. Ein solcher Priester, Namens Vibes, mußte im Triumphzug des Germanicus (17 n. Chr.) mit der Tochter des chattischen Fürsten Uromiros (Tacitus nennt ihn Actumerus) in Rom mit aufziehen. Die Chatten hatten auch weisssagende Frauen (alahtrudi); so prophezeite ein chatta mulier dem Vitellius sein Schicksal (68 n. Chr.). Fast bei keinem andern deutschen Volke haben sich so viele Erinnerungen aus dem Heidentum bewahrt, als bei den Hessen. An Wodan, ihren Hauptgott, erinnert der Wuotansberg im Edergrund und im Fuldathal bei Rothenburg; in letzterem soll der sogenannte Großvatersberg dem Gewittergott Donar geweiht gewesen sein. Vom Gudens- oder Odenberge bei dem Dorfe Meze, dem uralten chattischen Mattium, das nach Tacitus (Ann. I, 56) Germanicus verheerte, erzählt die Sage heutzutage noch viel. Ein Weib, das ihren Gatten ermordete und die Stadt den Feinden verrät, steht zur Strafe als weiße Frau im Bache und heißt im Volksmunde die „Windelswäscherin“. Ebenso spuken in der Umgegend die Geister habgieriger und ungerechter Bewohner. Hier behaupteten sich im 11. und 12. Jahrh. die hessischen Grafengeschlechter von Maden, Gudensberg und Felsberg.



Das Siegesfest nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Nach G. Vogel.

Ein alter Volksreim nennt noch sechs Dörfer zwischen Gudensberg und Kassel; er lautet:

„Dissen, Deute, Haldorf, Mitte, Bune, Besse,
Das sind der Heffen Dörfer alle jesse.“

Im Dorfe Maden soll das alte Volksgericht seinen Sitz gehabt haben; „maden“ soll soviel bedeuten wie „tagen“, und der Ort Maden, sowie der Maderstein und die Maderheide sollen daher ihren Namen haben. Wie in so manchem andern Götterberge, sollten deutsche Helden und Fürsten im Odenberge, harrend auf den Tag ihrer Erlösung, schlafen. Einst nahte ihm auch Kaiser Karl mit einem großen Heere und litt großen Mangel an Wasser. Auf sein Flehen scharfte sein Roß mit dem Hufe, und siehe da! es floß reichlich Wasser aus einem Borne, den man noch heutzutage wegen seiner glänzenden Flut den „Glitzborn“ nennt. Aber auch die Spuren der Blutbäche, die da in heißer Schlacht vom Odenberge rannen, sieht man noch immer, besonders wenn der Regen die alten Rinnen wieder aufwäscht. An die Walstätte sollen auch noch manche Namen in der Umgegend gemahnen, wie Karleskirchen und Karlesweide. Als nun der große Karl und sein Heer sich den Durst gelöscht, so erzählt man sich, da that sich der Odenberg auf, und hinein zog der Fürst mit seinen Mannen. Nach anderer Version war es aber der mächtige Kaiser Karl der Quinte, d. h. der V., und dieser soll alle sieben Jahre seinen Umzug halten. Manche meinen, der Quinte käme von einem alten Zeitwort quinen für „schwinden“ und bedeute also nur der „Entschwundene“. Mit dem Rufe: „Der Quinte kommt!“ beschwichtigen heute noch ungeduldige Mütter ihre schreienden Kinder. Auch in dem benachbarten „Scharfenstein“ soll verzaubertes Kriegsvolk sein Wesen treiben. Oft hört man da drinnen dumpfen Trommelschlag und unterirdisches Getöse; zuweilen erscheint der Heerfürst, und etliche wollen ihn gesehen haben. Mitunter war es auch einem Beglückten vergönnt, den Eingang zu finden und den verzauberten Kaiser, ähnlich wie den Rotbart im Kyffhäuser, zu schauen. Ein Schmied fand so den Weg und sah dort hünenhafte Kecken mit eisernen Kugeln Kegel spielen. Er hat sich eine solche aus, nahm sie mit heim und siehe da! sie verwandelte sich in lauterer Gold; doch den Eingang des Berges fand er niemals wieder. Ein Hirte aber, der ein verlorenes Schwein suchte, pflückte die Wunderblume, die ihm das Innere des Zauberberges erschloß; er sah viele Schätze, mit denen er sich die Taschen füllte; doch die Glücksblume ließ er trotz des warnenden Zurufs: „Vergiß das Beste nicht!“ im Berge liegen.*)

Im Scharfenstein hütet eine weiße Jungfrau große Schätze, in der man unschwer die gütige Göttin Holda erkennen wird. Ferner zeigt man bei Großenritte die Spuren einer Riesenhand auf einem ins Feld geschleuderten Felsblock, den ein aus dem Odenberg gekommener Hüne vergebens nach der Kirche schleuderte.

Am Mader Stein aber hatten unsere Vorfahren im Jahre 1247 den Sprößling eines alten chattischen Fürstengeschlechtes: Heinrich, das Kind von Brabant, auf den Schild gehoben.

Von der germanischen Göttin Holda haben wir bei der Schilderung des Meisners schon manches erzählt; wenn es dort nebelt, so „hat Frau Holle ihr Feuer im Berge“, wenn es schneit, „macht sie ihr Bett“, und scheint die Sonne, so „kämmt sie ihr goldenes Haar“. Und so erinnern noch viele Sagen und

*) Daher soll das bekannte blaue Blümlein den Namen „Vergißmeinnicht“ erhalten haben.

Märchen, sowie abergläubische Gebräuche an den Glauben unserer Vorfahren, worüber sich der Spezialforscher Landau ausführlicher vernehmen läßt. Teufel, Hexen, Gespenster, böse Geister, versunkene und verzauberte Schätze u. dergl. spielen darin eine große Rolle.

Gewisse Tage, wie der 1. Mai (Walpurgisnacht) und der sicherlich einst dem Gewittergott Donar geweihte Himmelfahrtstag, an dem heilkräftige Kräuter gesammelt werden, haben heute noch große Bedeutung. Noch lodern hier und da in der Johannisnacht die Notfeuer, durch die das Vieh getrieben wird, um es vor Seuchen zu bewahren. Noch gießen in der Sylvesternacht verliebte Mädchen Blei, streuen Asche und Salz, um ihren künftigen Bräutigam zu schauen, wohl ein Rest des heidnischen Freyer-Kultus zu Ehren des Gottes der Ehe und Fruchtbarkeit. Noch glaubt das Volk an die Existenz eines Werwolves, noch fürchtet es sich vor dem Vertauschen der Kinder, dem Unterschieben der sogenannten Wechselbälge, was man böswilligen Kobolden zuschreibt. Am verbreitetsten sind die Sagen und Märchen von den „Wichtelmännchen“.

Von den Wichtelmännchen. „Wichtelmännchen“ kommt von Wicht, soviel als Knirps, und bedeutet eine Species jener kleinen bald hülfreichen, bald neckischen Geister, die man der großen Klasse der Elfen (Elben) oder Zwerge unterordnet. Sie haufen meist in unterirdischen Wohnungen; so zeigt man eine Wichtelkammer bei Michelsdorf, ein Wichtelhaus bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Uttershausen am Schwalm, ein anderes bei Ziegenhain oberhalb der sogenannten Ruchmühlen und anderwärts in Kurhessen. Von der Dienstfertigkeit dieser kleinen Geister geben viele Sagen und Märchen artige Proben. So helfen einem armen Schuster nachts zwei Wichtelmännchen seine Arbeit vollenden; als ihnen aber die mitleidige Schustersfrau Kleidchen hinlegt, ziehen sie dieselben zwar an, hüpfen aber mit den Worten:

„Sind wir nicht Knaben, glatt und fein,
Was sollen wir länger Schuster sein?“

zur Thür hinaus und kommen nie wieder. Entweder werden sie nämlich durch Geschenke eitel und wollen nichts mehr arbeiten, oder betrübt, daß man ihre uneigenmütigen Dienste belohnt, oft aber auch zornig über unbefugte Neugier oder zugefügten Schabernack, wie die Heinzelmännchen in dem bekannten Gedichte von August Kopisch.

Mit Vorliebe halten sie sich in verlassenen Schlössern auf, um dort ihre Feste zu feiern. Ein solches beschreibt Goethe sehr anschaulich in seinem reizenden „Hochzeitsliede“. Aber auch von ihren Neckereien und ihren boshaften Streichen handeln viele Volksmärchen. So verfilzen sie Menschen und Tieren die Haare, bewirken die sogenannten Weichselzöpfe (von „Wicht“ und nicht von der Weichsel), verursachen in Pferde- und Hühnerställen plötzlichen Lärm, poltern mit neckischer Lust überall, daher der Name „Poltergeister“, setzen sich den Menschen auf die Brust und verursachen somit das sogenannte Albdrücken (von Alb oder Elb, gleich Elfen), entziehen den Kühen die Milch, bewirken bei Neugierigen Blindheit, ja, bei Unfolgsamen oft den Tod. Dies gab Veranlassung zu den bekannten Balladen vom „Erlkönig“ von Goethe und „Erlkönigs Tochter“ von Herder. Lästig sind namentlich oft die Kobolde und Hausgeister; will man sich ihrer durch Auszug oder gar Verbrennen des Hauses entledigen, da sitzt plötzlich

der hämische Geist hinten auf dem Wagen und stimmt sein sprichwörtlich gewordenes Koboldsgelächter an. Der Triumph des Christentums aber, besonders das Glockengeläute, vertreibt sie. Sehr anschaulich beschreibt uns dies Kopisch in „Des kleinen Volkes Überfahrt“ und Tieck in seinem Märchen: „Die Elfen“. Im Ziegenhainischen vertreiben die Burschen die Geister am Tage vor Walpurgisnacht durch Peitschentknallen. Den Alb kann man in einem Bettuch fangen und in einen Kasten sperren u. dgl. mehr. Wir können hier die Sagen von den Wichtelmännchen nicht weiter verfolgen und verweisen deshalb auf die bereits citirten Bücher von Dr. W. Wagner („Unsere Vorzeit“) und Dr. J. Nover („Nordisch-germanische Götter- und Helden-sagen“).

Je zäher das chattische Volk an seinem alten Glauben und seinen lieb gewordenen Gebräuchen hing, um so mehr Schwierigkeiten hatten die ersten christlichen Apostel, der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Zunächst versuchten sie das blinde Heidentum in all seinen äußeren Zeichen zu zerstören und da, wo die Liebe an den althergebrachten Traditionen zu tief im Volksbewußtsein wurzelte, die Gebräuche zwar, wo es nicht anders ging, beizubehalten, denselben aber eine neue vertiefte, christlich symbolische Bedeutung zu geben. So wurden aus den einst ehrwürdigen germanischen Gottheiten teuflische und dämonische Wesen, aus den Anhängerinnen des alten Glaubens, die noch heimlich und zur Nachtzeit zu den verbotenen Opferaltären schlichen, unheimliche Hexen, die von dem einst der Freya geheiligten Tiere, der Rahe, begleitet, um den Hexenkessel, den ehemaligen germanischen Opferkessel, ihre Zaubersprüche murmelten. Ehedem heidnische Gebräuche, wie das Beschenken mit Eiern, das Anzünden und Schmücken geweihter Bäume, erschienen im neuen christlichen Gewande als Oster- und Weihnachtsgebräuche. —

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir noch alle, namentlich auf dem Lande erhaltenen Gebräuche an Festtagen, alle abergläubischen Gewohnheiten, Redensarten, Sprichwörter und Volksreime in ihrer ursprünglich heidnischen Bedeutung verfolgen.

Bonifacius. Das Hauptverdienst, die hellleuchtende Fackel des Evangeliums in das Dickicht des Hercynischen Waldes und in die chattischen Heidenherzen getragen zu haben, gebührt Bonifacius, dem Apostel der Deutschen. Eigentlich ist Bonifacius nur ein Ehrentitel, denn es bedeutet: der „Wohlthäter“. Sein richtiger Name ist Winfried. Geboren um 680 zu Kirton in der Grafschaft Devonshire, ward er schon von früher Jugend auf in der Klosterschule zu Exeter erzogen und gewann sich die Zuneigung seiner Lehrer, besonders des Abtes Wolfard. Trotz des ausgesprochenen Willens seines adligen Vaters, sich einem weltlichen Berufe zu widmen, folgte er seinem unwiderstehlichen Drange und verließ 715 seine stille Klosterzelle, um das Evangelium zunächst in Friesland zu predigen. Ein dort ausgebrochener Krieg nötigte ihn jedoch zur Rückkehr, und er ward zu Exeter an Stelle seines verstorbenen Gönners Winbert zum Abt gewählt. Doch schon 718 reiste er abermals, nachdem er zuvor den Segen des Papstes eingeholt, nach Deutschland, um zunächst die Thüringer, die Bayern, dann die Sachsen und Hessen zu bekehren.

So traf der glaubenseifrige Apostel auf seinem Zuge durch Hessen bei Dorfgeismar eine dem germanischen Donnergotte Donar geweihte Eiche von

ungeheurer Größe an. Dort pflegten sich die heidnischen Hessen voll Ehrfurcht vor ihrem Hauptgötzen zu versammeln; dort sahen sie mit herausforderndem Troße der Verkündigung der neuen Lehre entgegen. Unererschrocken nahte der Apostel der Deutschen, verkündete unter dem Wipfel der uralten Eiche das Evangelium und setzte dann kühn die Axt an, sie zu fällen. Da schauten die Heiden erwartungsvoll zum Himmel auf, ob nicht der rächende Donnerkeil, der gewaltige Hammer des Donar, den Frevler zermalmen würde; doch siehe da! der Heidengott regte sich nicht. Die mächtige Eiche stürzte krachend zu Boden und mit ihr fiel der alte Glaube und das Ansehen der alten Götter.



Bonifacius fällt die heilige Eiche. Zeichnung von Peschel.

Aus dem Holze des Baumes aber ließ Bonifacius eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus bauen, wie denn vielfach dieser Apostel, welcher ja bekanntlich auch die Schleusen des Himmels öffnet, die Stelle des heidnischen Wettergottes eingenommen hat. Noch heute sagt das Volk in Hessen, wenn es donnert: „Petrus schiebt Regel!“ und wenn unbeständiges Wetter eingetreten ist, so „ist Petrus am Regiment“.

Noch im Alter von mehr als 70 Jahren trieb es den eifrigen Apostel, nachdem er sein angefangenes Werk in Deutschland seinem Jünger Lullus übertragen, wieder nach Friesland, wo er 755 unweit Doorningen von der Hand ergrimmtter Heiden den Märtyrertod erlitt.

Die Abtei Fulda. Einer seiner thätigsten Schüler war der aus Bayern stammende Abt Sturm, der Gründer des Klosters Fulda in der silva Buchonia. Auf einem Esel durchritt der wackere Jünger des Bonifacius ganz allein die Wildnis unter Gebeten und Psalmen. Der Herr beschützte ihn vor den wilden Tieren und den noch wilderen Slaven, von denen einst eine Horde ihn verhöhnte. Endlich fand er einen Platz, der seinem Lehrer Bonifacius gefiel. Dort wurde unter seiner Ägide 744 der Grund zum Kloster Fulda gelegt, von dem nachmals die ausgezeichnetsten Förderer des Christentums ausgingen.

Karl der Große hatte sich oft des frommen Mannes in seinem Befehrwerte der hartnäckigen Sachsen bedient, und das Kloster Fulda ward mehrmals von ihnen bestürmt. Hier hatte auch Bonifacius, der Apostel der Deutschen, seine letzte Ruhestätte gefunden. Infolge dessen ward das Kloster ein besuchter Wallfahrtsort frommer Pilger. Ebenso ward die Klosterschule eine der berühmtesten des ganzen Frankenreichs, besonders unter dem fünften Abte Rhabanus Maurus, dem größten Gelehrten seiner Zeit.

Im 11. Jahrhundert nahmen der Glanz und die Bedeutung der Klosterschule etwas ab. Das ausgedehnte Klostergebiet erlangte zwar nachmals den Rang eines Fürstentums, erlitt aber im 16. und 17. Jahrhundert wechselnde Schicksale, bis es 1802 in Folge des Luneviller Friedens säkularisirt und dem Erbprinzen Wilhelm von Dranien übergeben ward.

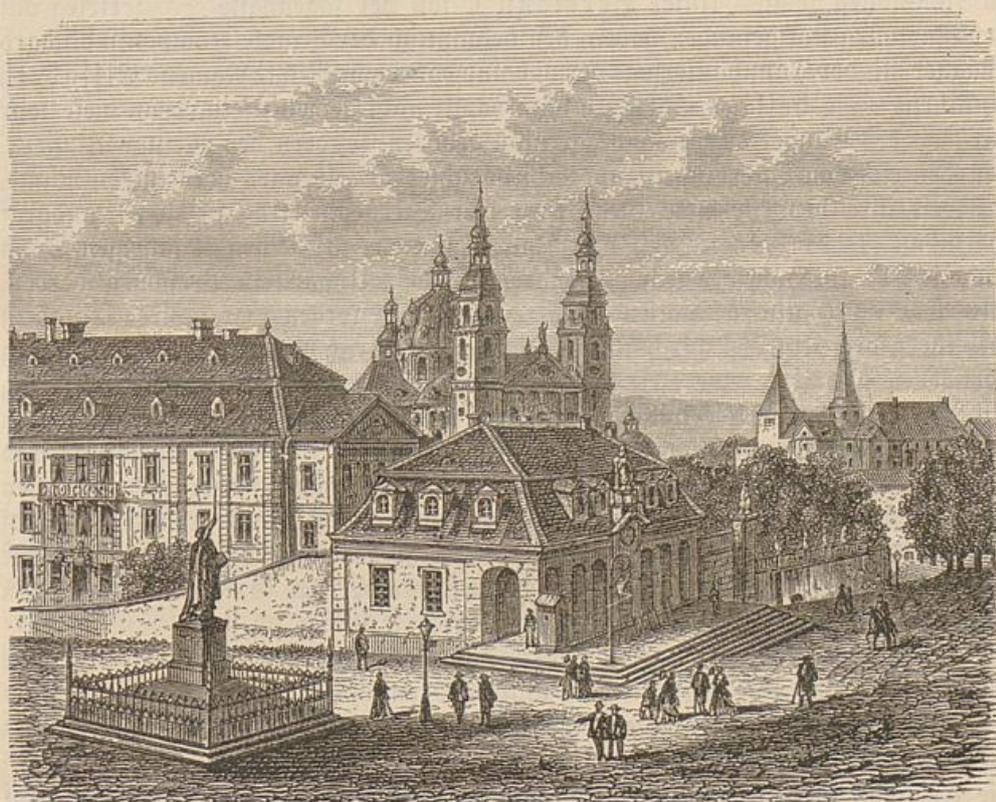
In der Schlacht bei Jena ging es dann an Napoleon, welcher es zum Gebiete des Fürsten Primas schlug, verloren. 1813 kam es an Oesterreich, 1815 ward es an Preußen abgetreten und 1816 fiel es größtenteils an Kurhessen (einzelnes auch an Bayern und Sachsen-Weimar).

Durch Ansiedlungen um die Klostermauern war allmählich der Ort Fulda entstanden, der 1160 ummauert ward und bald darauf Stadtrechte erhielt. Die Stadt erstarkte so, daß sie sogar im 14. Jahrhundert einen, wenngleich verunglückten Versuch machte, sich von der Herrschaft des Fürstenabts zu befreien. Jetzt ist es eine Stadt von beinahe 11500 Einwohnern und gewährt mit seinen vielen Thürmen einen überaus malerischen Anblick, besonders vom Frauenberge aus.

Noch herrlicher ist das Panorama über Stadt und Umgegend, namentlich über das Rhöngebirge von der Spitze des Petersberges aus. Fulda liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses in dem Winkel, den die von Nordost ziehende Rhön mit dem nach Südost streichenden Vogelsberge bildet. Diese rauhen, oft im September schon mit Schnee bedeckten Berge erhöhen den landschaftlichen Reiz ungemein, sowie die mit Wallfahrtsorten, Klöstern und ehemaligen Propsteien gekrönten Nachbarberge. Nicht minder schön präsentirt sich die Stadt selbst, zumal von der Nordseite her, durch das Paulithor.

Unter den stattlichen Gebäuden ragt vor allen der mit Grün und Alleen umgebene Dom hervor. Von der ursprünglichen Klosterkirche ist noch die sogenannte Bonifaciuskapelle, eine Krypta, übrig, zu welcher man vom Chore aus auf Stufen hinabsteigt. Darüber ward im Jahre 779 eine größere Basilika gebaut, welche 937 durch eine große Feuersbrunst verheert und 948 wieder restaurirt ward. Dieser Bau mit zwei Chören und doppelten Säulenvorhallen nach Osten und Westen, von einer Taufkirche und anderen Kapellen umgeben, machte 1704 dem jetzigen Dome Platz, der nach dem Modelle der

Peterskirche in Rom erbaut ward; am östlichen Eingange ist ein altes eingemauertes Bild Karls des Großen bemerkenswert. Von den anderen Kirchen Fuldas nennen wir noch die kleine, seit 1854 restaurirte Michaelskirche, unweit des Domes, 822 vom Abte Cigil geweiht und als wohlerhaltener Rest karolingischen Baustils eine der größten architektonischen Merkwürdigkeiten Deutschlands. Aus jener Zeit stammen auch die Krypta und das darauf ruhende Oktogon mit acht Säulen. Letztere haben noch „in ganz antiker Weise gebildete korinthische und römische Knäuse, auf deren Deckplatten halbkreisförmige Schwibbögen aufgesetzt sind, welche ursprünglich eine steinerne Kuppel trugen.“ Der Umgang des von einer ionischen Säule gestützten Mittelraumes war im 11. Jahrhundert durch Scheidewände in Klosterzellen abgetheilt.



St. Bonifaciusplatz in Fulda.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts ward eine Propstei mit der Kirche verbunden und nach Westen in Langhaus und Glockenturm angebaut; ferner wurden ein Aufbau eines oberen Umganges sowie zwei Flügel gegen Osten und Süden hinzugefügt. Ferner verdient noch das in schönem Spitzbogenstil aufgeführte Benediktinerkloster besondere Erwähnung.

Vor dem hochgelegenen Schlosse mit dem herrlichen Parke steht das 1842 von Henschel aus Kassel errichtete Standbild des Bonifacius aus Erzguß mit der Inschrift: „St. Bonifacius, Germanorum Apostolus. Verbum Domini manet in aeternum.“ — Von Klöstern nennen wir das auf dem Frauenberg malerisch gelegene frühere Franziskanerkloster.

Geschichtliches. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung des Landes Hessen, so finden wir, daß schon unter Konrad dem Franken eine größere Anzahl von adligen Geschlechtern erstand, unter denen die Gisonen, Grafen von Gudensberg, bald die mächtigsten wurden. Als nun Ludwig I., Landgraf von Thüringen, ein Sohn Ludwigs des Springers, die Erbtöchter Geisos IV. von Gudensberg heiratete, erkannten alle hessischen Großen denselben als ihren Landesherrn an. Sein Vater hatte auf einer Bergkuppe die sagenberühmte Wartburg erbaut; woher sein Sohn Ludwig II. den Beinamen „der Eiserne“ erhalten, wird verschieden erzählt. Bekannt ist die Geschichte von dem Schmiede und seinem Liede: „Landgraf Ludwig, werde hart“, und von der eisernen Mauer seiner Mannen, die er dem Kaiser Barbarossa zu Raumburg zeigte. Unter Hermann I. soll der sagenhafte Sängerkrieg auf der Wartburg stattgefunden haben, den bekanntlich der geniale Komponist Richard Wagner mit der Tannhäuserfage verwob und dabei eine Nichte Namens Elisabeth einführte. Die heilige Elisabeth kann damit nicht gemeint sein, denn diese war zur Zeit des Sängerkrieges noch gar nicht geboren, sondern der Meister Klingsor, den Heinrich von Osterdingen zum Schiedsrichter aus Ungarn herbeiholen mußte, las erst ihre bevorstehende Geburt in den Sternen. Um sie ließ Landgraf Hermann (1211), als sie erst vier Jahre alt war, für seinen elfjährigen Sohn Ludwig IV. am Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn in Preßburg werben. Als aber ihr Gatte in Italien als Kreuzfahrer gestorben war, wurde Elisabeth mit ihren drei Kindern durch ihren Schwager Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben und irrte eine Zeit lang umher, bis ihr der Bischof von Bamberg ein Asyl gewährte. Sie widmete sich nun ganz den Werken der Barmherzigkeit und unterwarf sich in blindem Gehorsam ihrem despotischen Beichtvater Konrad von Marburg. Die Wunder, die namentlich ihre Gebeine verrichteten, hatten schon 1236 ihre Heiligsprechung bewirkt. Über ihrem Grabe erbaute Landgraf Konrad die prachtvolle Elisabethenkirche. Näheres hierüber, sowie über die Stadt Marburg überhaupt und ihre Schwesteruniversität Gießen an der Lahn findet der Leser in unserem vierten Bande (S. 156 ff.).

Mit dem Tode Heinrich Raspes (1247) auf der Wartburg trat eine wichtige Veränderung ein. In dem nun ausbrechenden „thüringischen Erbfolgekriege“ behauptete eine Tochter Ludwigs des Heiligen, Sophie, die Gemahlin Heinrichs des Großmütigen von Brabant, für ihren Sohn, Heinrich das Kind, die Erbschaft Hessens mit dem Stammschloß Gudensberg, während Markgraf Heinrich von Meißen sich in Thüringen und auf der Wartburg behauptete. Wie eine zweite Maria Theresia zog damals Sophie mit ihrem Knaben auf dem Arme von Stadt zu Stadt und zeigte ihn dem jubelnden Volke. Heinrich das Kind nannte sich nachmals „Landgraf und Fürst zu Hessen“ und verlegte seine Residenz nach Kassel. Derselbe herrschte 44 Jahre kräftig im Lande, schützte es gegen anmaßende Nachbarn und säuberte es von Raubrittern. Denn es war damals die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ des Interregnums. Heinrich war auch ein treuer Waffengefährte Kaiser Rudolfs von Habsburg in seinem Kampfe gegen König Ottokar von Böhmen. Unter den folgenden Dynastien Hessens erwähnen wir Heinrich II., den Eisernen, dessen Sohn Otto in dem romantischen Epos Gottfried Kinkels: „Otto der Schütz“ verewigt ist; der Dichter beachtete jedoch darin nicht, daß sich die Trennung Thüringens und Hessens schon lange vollzogen hatte.

Gegen das Raubritterwesen bildete sich der „rheinische Städtebund“, dem von hessischen Städten Mainz, Worms, Wimpfen, Friedberg, Marburg, Alsfeld, Grünberg, Hersfeld, Fulda, Bingen u. a. beitraten. Von Ritterbündnissen gegen Hermann den Gelehrten und seine getreuen Städte nennen wir den „Sternenbund“, eine Genossenschaft von mehr als 2000 Rittern, an deren Spitze Graf Gottfried von Ziegenhain stand und als dessen Anstifter Herzog Otto von Braunschweig galt. Die langwierigen Fehden können wir hier nicht verfolgen; auch mit Thüringen und Mainz hatte Hermann zu kämpfen, und seine Hauptstadt Kassel ward zweimal belagert. Das zweitemal rettete ihn seine Gattin, die sich ins feindliche Lager schlich und den Landgrafen Balthasar von Thüringen zum Abzuge bewog.

Ruhigere Zeiten kamen unter seinem Nachfolger Ludwig I. dem Friedfertigen (1413—1458); unter ihm kamen die Grafschaften Ziegenhain und Nidda mit Teilen der Wetterau an Hessen. Unter Ludwigs I. Söhnen fand eine abermalige Teilung des Landes statt: Ludwig II. der Freimütige erhielt Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. Oberhessen mit Marburg. Diese Teilung führte einen blutigen Bruderkampf herbei, der endlich auf einem Reichstage zu Regensburg unter Friedrich III. beigelegt ward. Heinrich III. heiratete noch die niedere und obere Grafschaft Katzenellenbogen und Diez; letztere Grafschaft trat später Philipp der Großmütige an Nassau ab. Nach Heinrichs III. Tode vereinigte Wilhelm II. ganz Hessen.

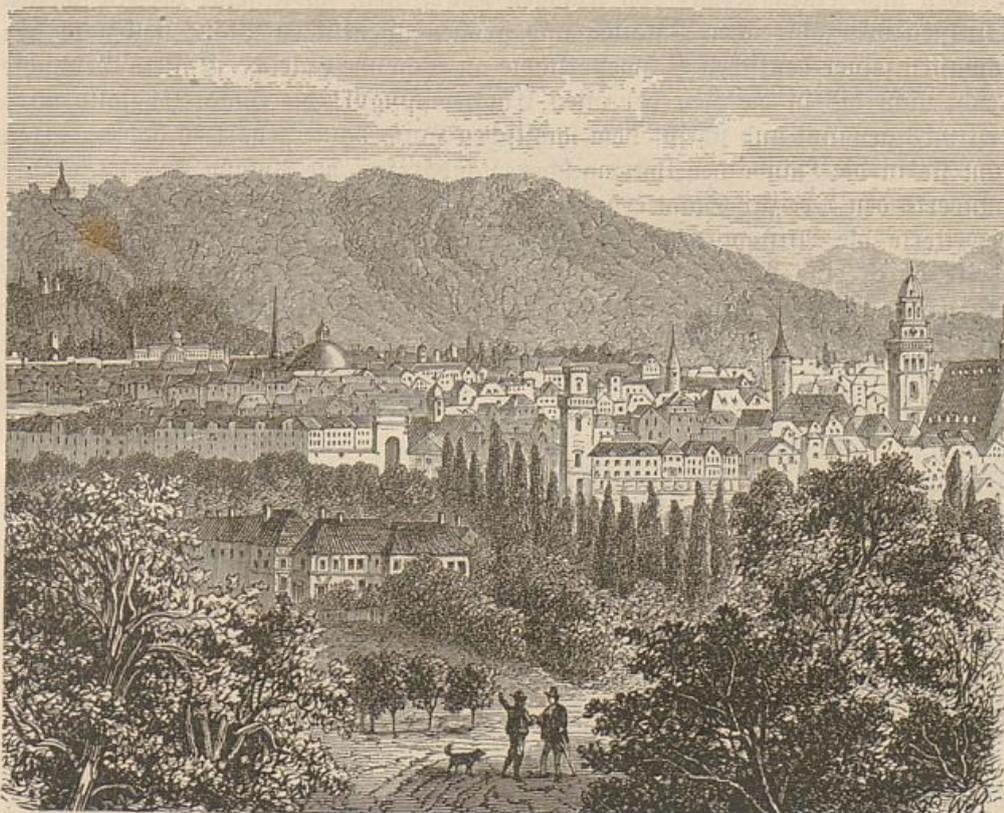
Einer der bedeutendsten Regenten Hessens war Philipp der Großmütige (1509—1567), welcher in seinem 14. Jahre vom Kaiser Maximilian für mündig erklärt ward. Gleich nach dem Regierungsantritt ward er in eine Fehde mit Franz von Sickingen verwickelt, dem Oberhaupte aller ritterschaftlichen Vereine am Rheine, in Franken und Schwaben. Vereint mit unzufriedenen hessischen Rittern, zog dieser sengend und brennend ins Gerauer Ländchen und die Bergstraße und schloß Darmstadt ein. In Abwesenheit Philipps ging das Haupt des dort belagerten hessischen Adels einen schimpflichen Vertrag ein, den jedoch der Fürst und der deutsche Kaiser für nichtig erklärten. Später konnte sich Philipp an seinem Gegner rächen und half bei dessen Belagerung in Landstuhl mit, ja er sah dort den grimmigen Löwen in einer Mauerhöhle sterben.

Im März 1521 lernte der siebzehnjährige Landgraf auf dem Reichstage in Worms den kühnen Reformator Luther kennen, tröstete ihn mit den Worten: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helf' Euch Gott!“ und gab ihm sicheres Geleit. So ward er auch der Begründer der evangelischen Kirche in Hessen und gründete die Universität Marburg als Freistätte der Verteidiger evangelischer Wahrheit. In Speier unterzeichnete er 1529 die „Protestation“. Ferner veranlaßte er das Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Zwingli in betreff des heiligen Abendmahls. Sodann bestand er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg darauf, daß die „Augsburger Konfession“ auch deutsch verlesen ward. Er steuerte den Bauernaufständen in Hessen und Thüringen. Für den vertriebenen Ulrich von Württemberg legte er umsonst ein gutes Wort bei dem Kaiser ein, und half ihn mit französischer Unterstützung wieder einsetzen. Auch an der Befreiung Münsters von den Wiedertäufern nahm er teil (1535). Endlich stellte er sich mit Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen an die Spitze des Schmalkaldischen Bundes. Ihnen gegenüber stand die „heilige Liga“ der katholischen Fürsten mit Ludwig von Bayern und Heinrich

von Braunschweig an der Spitze. Der nun ausbrechende schmalkaldische Krieg nahm für Philipp den Großmütigen einen schlimmen Verlauf. Nachdem sein Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen, bei Mühlberg geschlagen und gefangen genommen worden war (1547), mußte Philipp sich vor dem Kaiser demütigen, worauf er gegen Zusage nach Dudenarde und dann nach Mecheln abgeführt ward. Dort wurde er fünf Jahre lang in strenger Haft gehalten; die Festungen Kassel, Gießen und Rüsselsheim wurden geschleift. Heinz von Lüder, der Kommandant der Festung Ziegenhain, verweigerte die Übergabe, und als der Kaiser später verlangte, ihm solle mit Ketten gelohnt werden, ließ ihm Philipp eine goldene reichen. Durch den Abfall des protestantischen Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Schwiegersohns von Philipp, von dem Kaiser, der ihn im schmalkaldischen Kriege mit der Aussicht auf das Land seines Veters Johann Friedrich und der Kurwürde gewonnen hatte, wurde eine Wendung herbeigebracht und Philipp wieder befreit. Durch die lange harte Haft gebeugt, kehrte der Märtyrer des evangelischen Glaubens zu seinem treuen Volke zurück, das ihn jubelnd empfing. Schwere Schicksale führten ihn frühzeitig zum Grabe; er starb 1567 zu Kassel und ward dort in der Martinskirche beigesetzt. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm ließ ihm ein Denkmal errichten. Das Land ward unter seine vier Söhne folgendermaßen geteilt: Wilhelm erhielt Niederhessen mit der Hauptstadt Kassel, etwa die Hälfte des Landes; Ludwig bekam Oberhessen mit der Hauptstadt Marburg, ungefähr ein Viertel; Philipp die niedere Grafschaft Katzenellenbogen mit Rheinfels und St. Goar; Georg die obere Grafschaft Katzenellenbogen mit der Hauptstadt Darmstadt. Die Universität und das Hofgericht in Marburg sowie die Hospitäler sollten für alle Linien des Fürstenhauses gemeinsam sein. Die Linie Rheinfels starb 1583, die Linie Marburg 1604 aus. Die hessen-darmstädtische Linie entwickelte sich allmählich zum Großherzogtum von Hessen und bei Rhein. Mit dem Aussterben der Marburger Linie war die Universität Marburg an Hessen-Kassel gekommen, und Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt hatte u. a. Gießen erworben, wo er ein Gymnasium begründete, welches sich nachmals zur Universität erweiterte.

In Hessen-Kassel hatte Landgraf Moritz der Gelehrte die reformirte Lehre eingeführt, und sein Sohn Ludwig fuhr in demselben Geiste fort. Im Dreißigjährigen Kriege befehdeten sich die beiden verwandten Staaten in erbitterter Weise wegen der Marburger Erbschaft. In den Türkenkriegen fochten die Hessen tapfer unter Herzog Karl von Lothringen und halfen dem edlen polnischen Feldherrn Johann Sobiesky die türkische Armee vernichten und Wien befreien. Auch an dem Reichskriege gegen die Nordbrennerhorde Ludwigs XIV. beteiligten sich die Hessen sehr wacker, sowie in dem spanischen Erbfolgekriege. Ja, in letzterem eroberte Prinz Georg von Hessen (1704) Gibraltar. Nach dem Tode des Grafen Johann Reinhard von Hanau entbrannte zwischen den beiden Linien abermals ein Erbfolgestreit (1736), der (1771) so geschlichtet ward, daß Kassel die Grafschaft Hanau-Münzenberg und Darmstadt die in Elsaß gelegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg erhielt. Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt nahm 1806 den Titel eines Großherzogs an und nannte sich fortan Ludwig I. Wir können hier die Geschichte des Großherzogtums nicht weiter verfolgen, zumal wir früher, im III. Bande, über Darmstadt schon Eingehendes gebracht haben. Hier nur noch ein paar Worte über Hessen-Kassel.

Nach dem Untergange des Erzbistums Mainz war auf Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel als ältesten Lehnsträger die Kurwürde übergegangen. Als der gefürchtete Korsie die deutschen Fürsten des Westens zur Huldigung gen Mainz entbot, wagte der Kurfürst von Hessen-Kassel, vom „General Bonaparte“, wie er ihn bloß nannte, fern zu bleiben. Da suchte ihn Napoleon für den Preis des Paderbornischen und des Eichsfeldes sowie der Verleihung des Titels „König der Schatten“ zum Beitritt in den Rheinbund zu gewinnen. Doch der Kurfürst hielt zu der von Preußen eingeleiteten Neutralitätspolitik.



Kassel.

Wiewohl Napoleon diese feierlichst anerkannt hatte, ward Hessen-Kassel treulos überfallen und des Korsen Bruder Hieronymus (Jerôme) als Schattenkönig der Schatten oder, wie er ihn nannte, „König von Westfalen“ eingesetzt.

Hessen-Kassel büßte im Jahre 1866 seine Selbständigkeit ein und ward ein Teil der preussischen Provinz Hessen-Nassau.

Kassel und die Wilhelmshöhe. „Mitten in einem weiten, rings von einem Kranze von Bergen umrahmten Thale liegt die alte Hauptstadt des Hessenlandes, Kassel, die ehemalige Residenzstadt des Kurfürstentums, jetzt Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Hessen-Nassau und des Generalkommandos des XI. preussischen Armeekorps, sowie ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Sie wird durch den schiffbaren Fuldastrom, der gleich einem Silberbande das Thal durchschlingt, in zwei ungleiche Hälften geteilt.“ Am rechten Ufer liegt die kleine

Unternewstadt, am linken die größere Obernewstadt und die Altstadt. Früher eine wegen ihrer Stille bekannte kleinfürstliche Residenz, ist Kassel seit 1866 mehr und mehr ein lebhafter Handels- und Industrieplatz mit vielen Maschinenfabriken und Webereien geworden, und seine Einwohnerzahl ist von ungefähr 35 000 bis zu 58 314 Einwohnern gestiegen. Diesen Umschwung gewahrt man schon sogleich beim Verlassen des Bahnhofes in den neuen großen Straßen. Kassels anmutige Lage in einem gartenähnlichen Thale mit seinen Glanzpunkten der Wilhelmshöhe und Augustenruhe, dem dichtschantigen Auegarten mit seinen Teichen und seinem Kranz von Anlagen und Villen, sowie seine breiten schönen Straßen mit zahlreichen Palästen und großen öffentlichen Plätze stellen es den schönsten seiner deutschen Schwesterstädte an Schönheit gleich. Kassels Geschichte reicht nicht bis in die Zeit der alten Chatten hinauf; die Stadt Chasalla wird erst 913 genannt und scheint dem sächsischen Kaiserhause gehört zu haben. Dann kam sie in die Hände der thüringischen Landgrafen, die Anfang des 13. Jahrhunderts den Ort zur Stadt erhoben. Heinrich, der erste Landgraf von Hessen, erweiterte die Altstadt durch die Neustadt am linken Ufer und verband beide Teile durch eine Brücke. Noch bedeutender ward die Stadt durch Landgraf Heinrich II. vergrößert, der landeinwärts von der Altstadt eine neue Stadt mit der St. Martinskirche anlegte. Doch die große, ganz Europa verheerende Pest brachte (1330) 3000 Einwohner der neu aufgeblühten Stadt ins Grab. Als Landgraf Hermann während seiner Fehde mit den „Sternenbändlern“ drückende Besteuerungen ausgeschrieben hatte, erhoben sich die niederhessischen Städte, Kassel an der Spitze, energisch dagegen (1378) und brachten den Landesherrn in einen langwierigen Krieg mit seinen eigenen Untertanen, welcher 1385 am heftigsten tobte. Viele des Landes Verwiesene hatten Schutz in den Nachbarländern, besonders in Thüringen, gefunden. Damals zog ein vereinigttes Heer unter Herzog Otto von Braunschweig mit den Bischöfen von Osnabrück und Münster, dem Grafen von der Mark u. a., ferner ein thüringisches Heer des dortigen Landgrafen, und vom Rheine her das Aufgebot der Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier vor Kassel, um es zu stürmen.

Wie die Landgräfin Margarethe durch ihr mutiges Benehmen den Landgrafen von Thüringen zum Abzug bewog, haben wir bereits erwähnt. Infolge dessen ward die Belagerung aufgehoben.

Der neu abgeschlossene Friede und Waffenstillstand war nur von kurzer Dauer; Kassel wurde in der Folge noch zweimal mit hundertsündigen Steinen und Feuerpfeilen beschossen. Erst 1389 kam ein Friede zustande; aber Landgraf Hermann kannte keine Schonung, er ließ drei der Verwiesenen, die sich gestellt hatten, hinrichten. Milder war sein Sohn Ludwig, welcher den Städten ihre alten Privilegien zurückgab. Im 16. Jahrhundert trat Kassel zur Reformation über; im Dreißigjährigen Kriege bot es vielen ein Asyl, vielen auch ein Grab: im Jahre 1637 allein starben 1440 Sieche.

Landgraf Karl schuf große Bauten und Verschönerungen: ihm verdankt der Auegarten mit dem Drangerieschloß sein Dasein, ferner der kolossale Bau des Karlsberges mit seinem weit emporragenden Herkules, den man mit den ägyptischen Pyramiden verglichen hat. Durch die Aufnahme flüchtiger Hugenotten hob er den Wohlstand der Obernewstadt und begründete das freundliche Karlsruhen an dem Einfluß der Diemel in die Weser.

Im Siebenjährigen Kriege fiel Kassel widerstandslos in die Hände der Franzosen (1757); danach wechselte es mehrmals den Besitzer und hielt zwölf schwere Belagerungen aus. Unter Friedrich II. (1762) hob sich Kassel wieder: die Befestigungen verschwanden und der geräumige Friedrichsplatz und der Königsplatz wurden geschaffen. Unter den zahlreichen Neubauten verdient besonders das Museum genannt zu werden. In der Mitte des Friedrichsplatzes steht das Standbild Friedrichs II. Leider wird sein Name mit dem Vorwurf gebrandmarkt, daß er 1770—1784 für 22 Mill. Thaler 12 000 Landesinder nach Amerika an die Engländer verkauft und gewaltsame Werbungen, das sogen. Pressen, nicht gescheut habe, wovon bekanntlich der Dichter Seume so Trauriges erzählt.



Der alte Friedhof zu Kassel.

Von diesem schweren Vorwurfe suchen einige neuere Spezialforschungen, wie die v. Pfisters, den Landgrafen Friedrich II. zu reinigen. Nur mit Widerstreben habe sich dieser einer Verpflichtung, die vertragsmäßig in Folge eines Schutz- und Trutzbündnisses aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges zwischen England und Niederhessen bestand, fügen müssen, hessische Truppen gegen den nordamerikanischen Freiheitskampf zu stellen. Die englischen Subsidien hierfür kamen nur dem Lande zu gute, in des Landgrafen Schatulle floß kein Pfennig. Auch das gewaltsame Pressen stellt v. Pfister für Hessen in Abrede; im Gegenteil, es existirten strenge Verordnungen gegen etwaige Vergewaltigung. Daß die Anlagen von Wilhelmshöhe aus solchem Sündengelde durch Menschen-schacher hergestellt seien, ist sicherlich unwahr; denn sie sind erwiesenermaßen

viel älter als der nordamerikanische Krieg. Dies zur Abwehr gegen fortwährend kolportirte Verdächtigungen! Erst durch Wilhelm IX. ward die Wilhelmshöhe zu einem der schönsten Gärten Europas erhoben.

Im Jahre 1806 ward auch das kleine Hessen eine Beute des gewaltigen länderverschlingenden französischen Drachen; es ward Provinz eines neugegründeten Königreichs Westfalen. In Kassel stand der Thron des neuen Herrschers; sieben Jahre dominirten dort französische Sprache und Sitte, sieben Jahre lang herrschte dort der schwelgerische Luxus eines sardanapalischen Hofes. Das Land ward ausgefaußt, doch in der Hauptstadt war Überfluß und Verschwendung. Da übertönten plötzlich die Donner der Völkerschlacht die rauschenden Klänge der Bacchanalien, und von dem gewaltigen Erbeben sank der morsche Thron Jeromes in Trümmer. Der greise Fürst Hessens kehrte zurück und wollte auf den Ruinen der Fremdherrschaft die Stammburg seines Hauses, die Rattenburg, wieder erbauen. Der großartige Bau gelangte nur zu geringer Höhe über dem Fundamente: da versiegten die Gelder. Er stand nun als Ruine, bis in neuester Zeit Preußen das Mauerwerk auseinanderbrechen und daraus die neue Gemäldegalerie aufführen ließ. An der Stelle der Rattenburg aber steht der neue Justizpalast. Seitdem hat Kassel noch mancherlei Schicksale erduldet in den dreißiger Jahren und in den Verfassungskämpfen seit 1848.

Kehren wir in das Innere der Stadt selbst zurück, so lenkt vor allem der mit einer vierfachen Lindenreihe bepflanzte Ständeplatz, wo das 1836 erbaute Ständehaus und das neue Kunsthaus liegen, unsere Aufmerksamkeit auf sich; ferner auf dem Friedrichsplatz das kurfürstliche Palais, das Museum, die Kriegsschule, die katholische Kirche und das Hoftheater. Neben letzterem ist seit kurzem ein Standbild des Komponisten Louis Spohr errichtet worden, der 1822—1859 Kapellmeister am Hoftheater war. Die Südseite des Friedrichsplatzes endigt mit dem Auehor, unter Friedrich II. erbaut, wo zur Erinnerung an die glorreichen Jahre 1870 und 1871 zwei Bronzereliefs: Abschied und Rückkehr der Krieger, von einem mächtigen Siegesadler gekrönt, angebracht sind. Von da eröffnet sich ein herrlicher Blick über den Auegarten, das Fuldathal und auf eine reizende ferne Gebirgskette, aus der links der Meißner sich hervorhebt. Vom untern Friedrichsplatz sieht man den großartigen neuen Justizpalast.

In dem 1769—1779 vom Landgraf Friedrich II. erbauten Museum Fridericianum sind die Ende des 16. Jahrhunderts von den hessischen Fürsten angelegten und im 18. Jahrhundert noch erweiterten Sammlungen von Kunstwerken, Münzen, antiken Skulpturen, naturhistorischen, ethnographischen und historischen Gegenständen nebst einer Sammlung von Gipsabgüssen vereinigt.

Vom Friedrichsplatz aus führt die herrliche Bellevuestraße nach dem einst von König Jerome bewohnten Schlosse, in dem jetzt zum Teil das Generalkommando, zum Teil die Akademie der bildenden Künste ihren Sitz hat. Am Ende der Straße befindet sich das 1871—1877 nach dem Projekt des Professor v. Dehn-Rotfeller im Renaissancestil aufgeführte Gebäude der Gemäldegalerie; das Hauptgeschoß des langgestreckten Mittelbaues ist durch eine mächtige Loggia und zwei Eckpavillone charakterisirt. Im Erdgeschoß befinden sich eine reiche Sammlung mittelalterlicher Gipsabgüsse und die kunstgewerblichen Gegenstände. Eine Marmortreppe führt zu der von Landgraf Wilhelm VIII. angelegten Gemäldegalerie. Von den wertvollen holländischen und italienischen Bildern

haben leider die Franzosen 1806 viele nach Paris entführt. Von Originalen besitzt die Galerie noch ein Breitbild des Paolo Veronese: „Familie des Darius“, eine Diana von Cranach, eine Madonna von Rubens, einige Porträts von Dyck und mehrere Bilder von Franz Hals, Rembrandt („Jakob segnet Josephs Söhne“ und „Blendung Simsons“) und anderen niederländischen Künstlern. Von vielen, wie von einer Raffaelschen Madonna, ist die Unechtheit nachgewiesen worden.

Am Südwestende der Altstadt liegt der runde Königsplatz, wo die Post und das Ministerialgebäude stehen; derselbe hat ein sechsfaches Echo, das verstummte, als in westfälischer Zeit Napoleons Statue in die Mitte gesetzt ward, nach dessen Entfernung aber wieder seinen Mund öffnete: „so gut hessisch war selbst das Echo“.



Der Friedrichsplatz in Kassel.

Die bedeutendste Kirche Kassels ist die protestantische St. Martinskirche in gotischem Stil, deren Schiff aus dem 14. und deren Chor aus dem 15. Jahrhundert stammt; 1842 ward sie geschmackvoll restaurirt. Unter den dortigen Grabmälern der hessischen Fürsten von Philipp dem Großmütigen an bis auf Landgraf Wilhelm VIII. ist besonders das Philipps und seiner Gemahlin im Chor an der Stelle des Hochaltars zu erwähnen; es ist von ihrem Sohne Wilhelm IV. aus schwarzem Marmor mit weißen Reliefs und reicher Vergoldung aufgeführt. Ferner das Denkmal des Landgrafen Moriz, 1662 aus buntem Marmor errichtet; gegenüber steht ein Denkmal aus Erzguß mit dem Bilde der Landgräfin Christine.

Eine der herrlichsten Partien in der Umgebung Kassels und einer der beliebtesten Spazierplätze der Kasseler ist die nicht weit vom Friedrichsplatz gelegene, östlich von der Fulda begrenzte Aue. Ursprünglich eine Insel am Fuße des Weinberges, ward sie 1568 teilweise von Landgraf Wilhelm IV. in einen Park umgeschaffen und mit einem Lustschloß geziert. Landgraf Moriz brachte die ganze Insel an sich, die nach ihm den Namen Moriz-Aue (insula Mauritianana) erhielt. Während des Dreißigjährigen Krieges aber lag der Park öde und verwahrlost, bis der schöpferische Genius des Landgrafen Karl ihn wieder schöner herstellte und die ganze Insel in einen wahrhaften Lustgarten verwandelte. Er begann zuerst mit dem Bau des Orangerieschlosses (1709), nach dem Plane des Pariser Gartenkünstlers Le Nôtre, und des Marmorbades (1722) im rechten Flügelpavillon unter Leitung des französischen Bildhauers Monnot. Wir erblicken hier unter den Marmorreliefs Scenen aus Ovids Metamorphosen, und unter den Statuen einen Bacchus, Faun, eine tanzende Bacchantin u. a. mit kunstfertiger Hand dargestellt. Nach dem Namen des Gründers führt der ganze Lustpark auch den Namen Karls-Aue. Hier wurden unter Landgraf Friedrich II. die glänzendsten Hoffeste mit Maskenbällen und Fackelzügen gefeiert. Den damals herrschenden steifen holländisch-französischen Geschmack in den Anlagen beseitigte sein Nachfolger Wilhelm I. In ähnlichem Sinne suchte Wilhelm II. den etwas in Verwilderung geratenen Bellebuegarten zu verschönern und den Park des Orangerieschlosses nezugestalten.

Das Orangerieschloß mit seinen künstlichen Krystallgrotten, sprudelnden Springquellen, Statuen und Gemälden erinnerte damals an die bunten Phantasienschlösser eines Ariost. Prächtige Alleen von Orangenbäumen beschatten des Schlosses Terrassen und schwängern im Frühling die Luft mit gewürzigen Düften. Am Ende der aus vier Reihen Linden bestehenden Hauptallee liegt ein großes Bassin, dessen Spiegel zahlreiche Schwäne durchziehen und in dessen Mitte eine wahre Feeninsel mit einem von Blumenbeeten und blühenden Sträuchern umrahmten Tempel schwimmt.

In diesem Zaubergarten glaubt man eine jener leuchtenden Visionen verwirklicht, wie sie uns Ernst Schulze in seiner „Bezauberten Rose“ so verführerisch schildert. Am südlichen Ende des Zaubergartens lag auch früher ein Tiergarten; jetzt ist nur noch eine Fasanerie mit allerlei Geflügel zu sehen. Ungefähr in der Mitte der Aue ist ein von Bürgern vielbesuchter Kaffeegarten und nicht weit davon befindet sich als Denkmal „zum Andenken der als Opfer französischer Fremdherrschaft gefallenen hessischen Patrioten“ ein schlummernder Löwe von G. Kaupert, 1874.

Anfangs war der Besuch des schönen Parks nur den Adligen, den Standespersonen und „reputirlichen“ Bürgern gestattet, dagegen gemeinen Soldaten, Handwerksburschen, Knechten und Mägden, Kindern und Bettlern untersagt. Jetzt ist das Betreten des Gartens nur noch den Hundern und zwar „bei Todesstrafe“ verboten; doch hat der Besuch sehr nachgelassen. Nur noch am ersten Pfingsttage zieht eine wahre Völkerwanderung, einer alten Sitte zufolge, nach der Aue, und im Winter ladet der glatte Eisspiegel der Weiher die Liebhaber des Schlittschuhsports zum Besuche ein.



Deutsches Land und Volk VI.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Kaskaden auf Wilhelmshöhe bei Kassel.

Wilhelmshöhe. Größere Anziehung übt die ehemalige, durch ihren prächtigen Hochwald und ihre Wasserkünste ausgezeichnete Sommerresidenz der Kurfürsten, die Wilhelmshöhe, aus, deren Park seinesgleichen in Europa sucht. Hier lag einst das Kloster Weissenstein, dessen Schirmvögte die Grafen von Schauenburg waren (1137). Landgraf Moritz gründete dann 1606 dort sein Moritzheim (Mauritium leucopetraeum), ein Schloß mit Lustgarten, Marstall, Jägerei u. s. w., mehrere Teiche und Grotten, unter anderm die Plutosgrotte. Leider zerstörte der Dreißigjährige Krieg, was Moritz' kunstsinige Hand aufgebaut; erst unter seinem Urenkel, dem Landgrafen Karl, „begann der Bau des gewaltigen Riesenschlosses mit seinen hunderten von Säulen und den vom Gebirge herabsteigenden Kaskaden“ (1701). Unter Friedrich II. ward „Weissenstein“ zur Sommerresidenz; er legte außer vielen Grotten und Tempeln das chinesische Dorf Mu-Yang an, sowie die Allee nach Kassel und die große Fontäne. Noch mehr verschönerte die Sommerresidenz Wilhelm IX., welcher den südwestlichen Flügel des jetzigen Schlosses erbaute, dem bald ein gegenüberliegender und die Vollendung des mittleren Hauptgebäudes folgte (1798). Dieses neue Schloß erhielt jetzt den Namen Wilhelmshöhe. Wilhelm IX. erbaute auch die Löwenburg, legte den Steinhöferschen Wasserfall, den Aquädukt, Montcheri u. a. an, wodurch Wilhelmshöhe erst seine jetzige Gestalt erhielt.

Nachdem Kassel (1807) die Residenz des neuen Königreichs Westfalen geworden, nahm auch König Jérôme zu Wilhelmshöhe seinen Sitz. Obwohl der Park und das Lustschloß bei der Ankunft des neuen Herrschers im Totenkleide des Winters dalagen, so soll doch der für Schönheit empfängliche Korsé mit gekreuzten Armen lange in stummer Bewunderung davor stehen geblieben sein. Er taufte die neue Sommerresidenz um in eine „Napoleonshöhe“; doch er schuf nichts Bleibendes. Vergrößert und verschönert aber ward sie wieder durch Kurfürst Wilhelm II.; er ließ das große Gewächshaus, das Wachthaus, das große Gasthaus, den neuen Wasserfall und vieles andere schaffen. Er vereinigte auch das Hauptgebäude des Schlosses mit seinen Flügeln. „Stolz wie ein Herrscher“ erhebt sich auf einem Plateau 424 P. F. = 105 m*) über dem Spiegel der Fulda das mächtige, in altrömischem Stile aufgeführte Schloß; der äußeren Pracht entspricht der innere Luxus und der Schmuck der Kunst. Die Lage des Schlosses, umrahmt von den üppigsten Blumenbeeten, begrenzt von den imposantesten Baumgruppen, ist eine wahrhaft zauberische. In weiterer Ferne umlagern es die dämmernden Höhen des Gebirges, an denen die Kaskaden herabsteigen; auf lustigem Gipfel ragt das gewaltige Riesenschloß und tiefer links am Gebirgsabhange die malerische Löwenburg. Schroffe Felsblöcke, lachende Seen und reizende Fernsicht in das Fuldathal krönen das Ganze. Südlich vom Schlosse liegt im Walde wie eine „verkörperte Dichtung“ die den Beschauer ins Mittelalter versetzende Löwenburg. Der geniale Baumeister Zuffow scheint sie mehr nach britischen als nach deutschen Mustern erbaut zu haben, und vorzüglich gelang ihm die Darstellung des halben Verfalls. Von den Zinnen hat man eine herrliche Aussicht auf den Harz und Thüringerwald. In dem Gewölbe unter der Burgkapelle befindet sich die Ruhestätte des Kurfürsten Wilhelm I.

*) Kassel liegt in 552 P. F. = 179,3 m Meereshöhe; 424 P. F. höher steht Wilhelmshöhe in 976 P. F. = 284,6 m Meereshöhe; 633 P. F. höher steht der Herkules in 1609 P. F. = 522,7 m Meereshöhe.

Das Großartigste auf Wilhelmshöhe sind ohne Zweifel seine Kaskaden und das über denselben emporragende Riesenschloß. Dieser in Wahrheit gigantische Bau, ein aus drei kühn über einander gestellten Tonnengewölben bestehendes Oktogon, erhebt sich 415 m über der Fulda auf dem Gipfel des Karlsberges (im Volksmunde „Winterkasten“ genannt); das oberste Tonnengewölbe wird von 102 gekuppelten 13,3 m hohen Säulen getragen. Eine Wendeltreppe führt zur Plattform desselben, welche eine 26,3 m hohe Spitzsäule krönt und von der hinwiederum ein 8,87 m hoher farnesischer Herkules („der große Christoph“) aus geschlagenem Kupfer herabschaut. Diese riesige Statue steht auf einem würfelförmigen Piedestal, von dem aus man ins Innere gelangen kann; in der unten 2,5 m im Durchmesser haltenden Keule des Herkules allein haben sechs Personen Platz. Die Aussicht von oben ist entzückend: „wie eine große Karte liegt das Hessenland mit seinen dicht gereihten Bergen vor uns“, ja man erblickt in weiter Ferne den Brocken, den Inselberg, die Wartburg, die Rhön und den Vogelsberg. Am Fuße dieses Felsenpalastes beginnen die Wasserkünste. Zuerst gelangt man nun an das sogenannte Artischockenbassin, eine riesige steinerne Artischocke, aus deren Blättern neun Fontänen emporsteigen; von da kommt man in die Grotte des Flurengottes Pan, dessen siebenröhrige Hirtenflöte durch eine verborgene Wasserorgel weithin ertönt. Dasselbst befinden sich auch die sogenannten Berirwasser, kleine, nach allen Richtungen hin sich kreuzende Wasserstrahlen. Weiter unten liegt das Bassin des Enceladus, eines unter einem Felsen ruhenden Riesen, welcher aus seinem Munde eine 18 m hohe Fontäne springen läßt, während über ihn 25 m hoch die Wasserfluten von Klippen herabstürzen. Nun sind wir eigentlich erst an den Hauptkaskaden, welche 282,6 m herabsteigen und 13 m breit sind. Sie strömen 6,5 m hoch über die Grotte des Neptun in einem wunderbaren Wassersehleier herab in ein Bassin von 68 m Durchmesser; bequeme Steintreppen, im ganzen 842 Stufen, laufen nebenher.

Das Riesenschloß wie die Kaskaden sind aus großen Felsmassen von Tuffstein erbaut, ein Material, dessen dunkle Farbe dem Ganzen das Aussehen des höchsten Altertums verleiht. Der Schöpfer all dieser großartigen Anlagen war Landgraf Karl, der hierzu keinerlei Kosten und Mühe scheute. Im Jahre 1702 begann er damit, und 1710 beliefen sich schon die Kosten auf über 200 000 Thaler, die aus allen möglichen Klassen zusammengeschoffen wurden. Ost ließ der Landgraf über 1000 Stück Rotwild schießen und zu festen Preisen an die Gemeinden verteilen. Im Jahre 1702 mußten täglich 30 Bauern aus den nächsten Ortschaften von morgens 4 bis abends 8 Uhr für $\frac{1}{4}$ Gulden als Tagelöhner arbeiten. Schon 1723 beliefen sich die Reparaturkosten der Pyramide auf 2000 Thaler. Im Siebenjährigen Kriege litten die Werke in Folge von Besatzungen und Gefechten. So verteidigte sich im Oktogon und auf der Plattform ein Häuflein Bergschotten wütend gegen die Franzosen am 22. September 1761. Nach dem Kriege suchte Landgraf Friedrich II. die Schäden möglichst zu heilen. Auch war der Tuffstein sehr der Verwitterung ausgesetzt.

Sehr sehenswert sind zwischen dem Riesenschloß und der Löwenburg die Steinhöferschen Wasserfälle, unter Kurfürst Wilhelm I. von einem rüstigen Greise mit ehrwürdigem Silberhaar, Namens Steinhöfer, angelegt. Über Felsblöcken sausen hier wilde Wasserbäche herab und stürzten sich schäumend von Klippe zu Klippe, „bis sie, gleichsam siedend, den Fuß des Abhangs erreichen“.



Wittliche Insphöhe.

Steinhöfer wirkte 50 Jahre im Dienste der Verschönerung der Wilhelmshöhe; er starb im dreiundachtzigsten Jahre. Kein Denkmal schmückt sein Grab; hat er sich doch das schönste selbst in den großartigen Wasserfällen geschaffen.

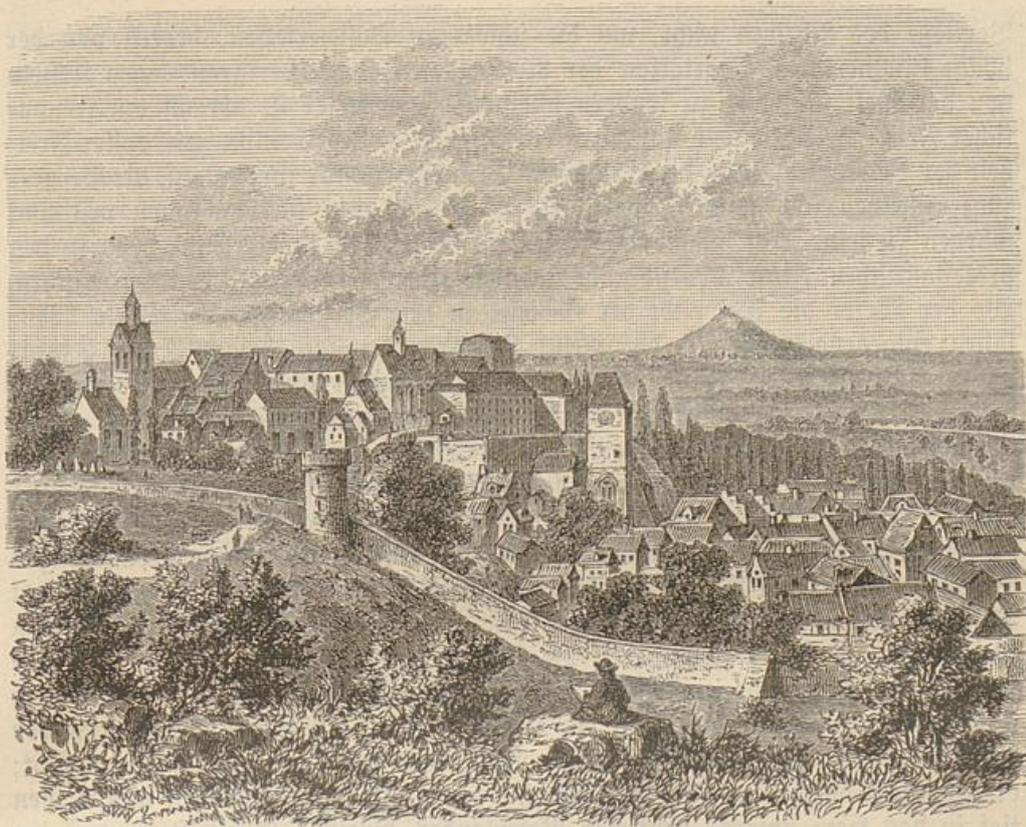
Ein Teil dieser Wassermassen wird zur Speisung der großen Fontäne in Röhren verteilt, ein anderer stürzt wildschäumend in eine Felsenkluft, über die sich eine leichtgeschwungene eiserne Brücke wölbt — die Teufelsbrücke. Von da gelangt man zum Aquädukt, einer aus großen Quadern von 14 Bogen getragenen, 156 m langen römischen Wasserleitung. Von da stürzt das Wasser „mit wahrhaft erschütternder Gewalt in einen von Felsen zerrissenen Abgrund von 29,3 m Tiefe und gleitet dann weißschäumend in einem felsigen, durch Kaszaden unterbrochenen Bett“ zu dem Bassin vor dem Schlosse.

Am Fuße des Karlsberges liegt, von prächtigem Rasenteppich von 180 m Breite bekränzt, das Bassin, aus welchem die große Fontäne einen 0,3 m starken, 62,7 m hohen Wasserstrahl emporsendet. „Gleich einer Säule von Krytall voll Leben und Regen schwebt er hoch in der blauen Luft. Und wie er nun oben in Millionen Perlen zerstiebt, die, vom Winde getragen, wie feiner Regen über die Landschaft ziehen, und wie jede Perle einen Sonnenstrahl einjaugt und in den bunten Farben des Regenbogens schillert und blitzt, wähnt das Auge eine Erscheinung aus der Wunderwelt zu sehen. Aber dem feurigen Jünglinge ähnlich, der, seine Kräfte überschätzend, im eilenden Fluge über die Menschen des Alltagslebens sich emporschwingt, nicht mehr fern vom ersehnten Ziele seine Kräfte verzehrt fühlt und dann, vergeblich gegen das Unabwendbare kämpfend, verzweifelnd und mit der Welt und den Menschen und sich selbst hadernnd, wieder in nichts zurückstürzt, ist auch der stolze Strahl nur eine bald wieder verschwindende Erscheinung. Raüm hat er seinen Gipfel erreicht, so beginnt auch schon wieder sein Sinken; immer schwächer wird seine Kraft, immer tiefer neigt sich sein Haupt, bis er endlich wieder, am Ausgange angelangt, nur noch einem kochenden Strudel gleicht.“ —

Zulezt betrachten wir noch den 1828 vom Kurfürsten Wilhelm II. angelegten und 1850 erneuerten Wasserfall, der 16 m breit und 42 m hoch von einer jähren Bergwand über Felsmassen herabstürzt. Auf der Höhe steht ein Merkurtempel, von dem man eine unvergleichliche Aussicht hat. Sehr schön sind ferner die Anlagen des sogenannten großen Lac an der Straße nach Kassel.

In diesem irdischen Paradiese saß 1871 ein hoher Gefangener: Napoleon III. Wohl hatte hier der letzte gekrönte Napoleon Muße, über seine Vergangenheit nachzudenken. — Hier mochte ihm die rächende Nemesis die Buße für den geopfertem Kaiser in Mexiko, für die 1870 in einen unglücklichen Krieg verlockte französische Nation vorhalten. Und eine Vergeltung der Nemesis war es auch, daß in den Brunkgemächern des Pfalzverwüsters Ludwig XIV. sich nach langem Interregnum endlich wieder ein deutscher Kaiser die Krone aufsetzte, daß ferner in den Räumen, wo der Napoleonide Jérôme mit dem Ausruf: „Zimmer lustik! Zimmer lustik!“ seine Orgien feierte, jetzt der letzte dieses Dynastengeschlechtes, dessen Begründer einst der Länder Geißel war, daß in diesen nämlichen Räumen der letzte Napoleonide saß, brütend und grübelnd über die Wahrheit des Satzes:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“



Warburg.

Die Wesergegenden von Münden bis zur Porta.

Die Romantik des Weserstromes. — Münden. — Das Diemelthal mit seinen historischen Erinnerungen, der Gressburg und Irminsäule. — Warburg und der Desenberg. — Der Solling und sein Wildstand. — Der Nethegau. — Beverungen und Herfelle. — Hörter und Corvey. — Pyrmont. — Hameln und die Sage vom Rattenfänger. — Der Süntel und Deister. — Rinteln. — Bad Deynhausen. — Das Steinhuder Meer. — Porta Westfalica und die Weserfestung Minden.

„Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und wert vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von grünen Buchenhallen.
Ihn hat nicht wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch grüne Au'n herabgeschossen;
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwäg'em Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.“

Dingelstedt.

„Man nimmt in Deutschland gewöhnlich den Rhein mit seinen Gestaden zum Maßstab für jedes andere Stromthal. Mit ihm verglichen hat die Weser weniger großartige und wildromantische Partien; ihre Gebirgsmassen sind weniger zusammengedrängt, aber sie ist idyllischer und hat auch die tiefstrüben

Verließe des Rheines nicht, wo die schwarzen Schieferfelsen, bedeckt von der höchst kümmerlichen Vegetation der Nebengärten, auch in ihren engen Kesseln von der Welt für ewig zu sondern scheinen. Die Weser ist überall ein freundlicher Fluß; sie schlängelt sich durch ein offenes, helles Gefilde, mit voller Freiheit der Bewegung; denn die errichteten Grundgesetze für ihren Lauf, die Bergeszüge, scheinen sich nach ihr gerichtet zu haben, nicht sie von ihnen bestimmt worden zu sein. Ich möchte die Weser im Gegensatz zum Rheine deshalb den protestantischen Fluß Deutschlands nennen und den letztern den katholischen. Wo der Weser die Autorität der Gewalt in den Bergmassen der Porta Westfalica entgegengetreten ist, da scheint sie ihren Dreißigjährigen Krieg geführt und endlich die Anerkennung ihres freien Prinzips errungen zu haben.“ Mit diesem Vergleich charakterisiren Levin Schücking und F. Freiligrath in ihrem vortrefflich geschriebenen Werke: „Das malerische und romantische Westfalen“ den Weserstrom. Allerdings nicht so reich an romantischen Schönheiten seiner Ufer, nicht so reich an großen historischen Erinnerungen, nicht so sehr vom Zauber der Sagenpoesie umflossen, wie der Rhein, die Krone der deutschen Ströme, entbehrt die Weser doch keineswegs all dieser Herrlichkeiten. Zwar sagt Schiller in seinem Flußepigramm, daß er von der Weser nicht viel melden könne; doch zu seiner Zeit waren die Schönheiten der Wesergegenden nur von wenigen gekannt und gewürdigt. Vor allen Dingen ist die Weser ein durch und durch deutscher Fluß von der Quelle bis zur Mündung, der einzige der Art von allen unseren größeren Strömen, wie Rohl mit Recht hervorhebt; er bewässert durchweg deutsche Gaue und greift mit seinen Zweigen und Armen tief in das Herz unseres deutschen Vaterlandes hinein. Groß ist ferner seine „Bedeutung als Schiffahrtskanal, als die natürliche Wasserstraße für Thüringen, Bayern und andere deutsche Binnenländer zum Meere, und er sieht offenbar einer noch größeren Entwicklung entgegen.“ Und was die historischen großen Erinnerungen und den Duft der Sagenpoesie betrifft, so stimmen wir mit unseren beiden oben citirten Gewährsmännern überein, denen wir auf einer poetischen Wanderung durch das malerische Weserthal folgen. Da werden wir denn, wie sie uns versichern, „viel des Schwertgeklirrs und des Waffengerassels vernehmen; aber durch den Streit und das Gewühl, das mit eisernem Fußtritte die Geschichte an uns vorüberziehen läßt, auch andere, mildere Klänge, die wie fernes Glockengeläute an einem schönen Sommerabende warm und innig zum Herzen dringen, vernehmen. Aus den Gründen steigen sie empor, von den Bergen tönen sie herab, Felswand und Gestein hallen sie leise wieder, und unter den Wohnungen der Menschen sind es zumeist die niedrigen, die von Holz gebauten, mit strohgedeckten Dächern, in die sie einziehen und fortvibrieren. Die Silberglocken der Sage sind es, von denen ich rede. Das ganze Land durchzittern sie; überall, wo ein abgeschlossenes Waldthal auch aufnimmt, oder wo ihr einsam über die braune, baumlose Heide einherschreitet, oder wo raschelder Epheu ein morsches Gemäuer umklammert, sind ihre Töne zu vernehmen. Wahr ist es, die Sagen unseres Landes haben nicht ganz das Tiefe und Poetische, oft auch nur modern Aufgeschmückte, das die Sagen anderer Gegenden Deutschlands, namentlich die des Rheines, auszeichnet. Keine Burlei singt auf einem Felsen des Weserthales ihre verlockenden Weisen; keinen Roland hat Westfalen, der düstern Blickes im hohen Fensterbogen steht und

hinunterfieht auf das Eiland seiner Liebe; und wenn ihr nachts an einen schwarzen, schilfumrauschten Waldteich tretet, so harret ihr vergebens auf die weiße Nonnenhand, die, wie jene des Saacher Sees, flehend empor taucht aus der Tiefe. Die Sagen Westfalens sind derber und einfacher; ausgestreut aber sind sie, wohin ihr immer lauschen mögt, eine allzeit frische, nie verwelkende Volkspoesie. Durch die Straßen Hamelns zieht Bundting, der seltsame Rattensänger; in den Kirchenstühlen Corveys glänzt die todweissagende Lilie; durch die Schlösser des Hauses Lippe schreitet gespenstisch die weiße Frau; tief im Rötterberge blüht es von Gold und Schätzen, und im Desenberg bei Warburg sitzt verzaubert Karl der Große, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand. In Westfalen schlug er seine Schlachten, baute er seine Pfalzen und Paläste und ruhte er aus in den Armen der Liebe. . . Westfalen hammt ihn in den Desenberg, wo er einst im Sachsenkriege ein unterirdisches Hoslager gehabt haben soll. Da sitzt er und träumt; der Bart wächst ihm durch den Tisch, wie Friedrich dem Rothbart im Kyffhäuser, und gleich diesem wird auch er einst wiederkehren als der große, friedebringende Hort einer neuen Zeit." Da tauchen all die großen Erinnerungen an Hermann und die Varusschlacht, an Wittekind und seinen Heldenkampf auf. Darum preist der Dichter den Weserstrom mit Recht:

Nicht bietest du in deinem tiefen Bette,
Kostbare Perlen, Edelstein und Gold;
Nicht grenzen Neben deiner Berge Kette,
Nicht spenden Dichter dir des Sanges Gold:
Doch ewig grünt der Lorbeer jener Stätte,
Von deinen Adern kühn und wild durchrollt,
Wo einst die Väter in der Vorzeit Tagen
Die Hermannsschlacht, die schreckliche, geschlagen.

Da hausten Wolf und Bär in diesen Hainen,
Der Geier krächzte durch die öde Flur;
Des Landes Sohn, von riesigen Gebeinen,
Strich durch den Wald und kämpfte mit dem Ur;
Er kniete vor der Götzen kalten Steinen
Im blinden Wahn und wild wie die Natur —
Da kam das Kreuz, das heil'ge Christenzeichen,
Und Licht drang durch die Nacht der deutschen Eichen."

Die Weser gilt in der Regel für einen Zusammenfluß der Werra und Fulda bei der Stadt Münden; in der That ist sie aber nichts als eine Fortsetzung der Werra, welche die Fulda um 12 Meilen an Länge übertrifft. Während diese bei starkem Gefälle in seichtem Bette einherfließt und zur Schifffahrt eines ansehnlichen Vorspannes bedarf — aufwärts von Münden bis Kassel müssen zwanzig sogenannte Bockzieher (wegen mangelnden Leinpfades) ein Schiff mit 600 Centner Ladung ziehen — trägt die Werra schon in ihrem oberen Laufe Flöße, von Wanfried an Rähne und weiter und leichter bei vollem Wasser Schiffe mit obengenannter Fracht. „Fulda und Werra bieten sich geschwisterlich die Hand. Jene ein Kind der Rhön, fromm katholisch großgezogen, bescheiden in ihren Ansprüchen, zur Arbeit gewöhnt durch Hersfelder Industrie, erst in Kassel etwas breiter auslaufend — so tritt sie bei Münden aus den grünen Bergwäldern hervor und erröthet wie eine schüchterne Jungfrau, als die Werra, die raschere Tochter des Thüringerwaldes, in sonnenhellen Wogen mit

ihr zusammenfließt.“ Die Schwesterflüsse bilden eine Landspitze, auf welcher in reizender Lage die hübsche, altertümliche Stadt Münden liegt. Zierden dieser Stadt sind die „ansehnliche St. Blasiuskirche aus dem 14. Jahrhundert und das 1571 von Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg erbaute, jetzt leerstehende große Schloß mit seinen zahlreichen Fenstern.“ In der Nähe liegt das neue Gebäude der 1869 gegründeten Forstakademie. Der Kuriosität halber erwähnen wir noch den Grabstein des im Volksliede verewigten Dr. Eisenbart (gest. 1727) unweit des Bahnhofes. Dann besuchen wir das Tivoli und Andrees Berggarten vor der Stadt und erfreuen uns der herrlichen Aussicht.

Ehe wir den Lauf der Weser weiter verfolgen, müssen wir einen Zufluß von links näher betrachten, die Diemel, welche auf dem sogenannten Diemelspring (533 m) „an der hohen Bön, dem nördlichsten Teile des Rothaargebirges, bei dem Dorfe Uffeln“ entspringt. „Der Fluß Dimmel oder Dimula“ — sagt der alte Merian — „entspringt hinter der Grafschaft Waldeck, an dem Röllnischen Herzogthum Westphalen, oben auff einem spitzigen Hügel, mit einer sehr schönen Quellen.“ Die Diemel hat eine Breite von 16—24 m, bisweilen sogar erweitert bis zu 70 m, und fließt sehr reißend, weshalb sie sich zur Schifffahrt nicht eignet. Überhaupt ist das Diemelthal enge, mitunter ohne Uferraum, aber es bietet um so mehr Schönheiten für das Auge; ihr größter Zufluß ist von rechts die Twiste.

Als den ersten und für die Altertumskunde höchst wichtigen Punkt an der Diemel nennen wir das freundliche Stadtberge oder Marsberg, eigentlich einen Doppelort, Ober- und Nieder-Marsberg, und mit doppeltem Namen. Hier lag die von den Franken 772 zerstörte Gressburg; von hier aus unternahm Karl der Große seinen Zerstörungszug gegen das Nationalheiligtum der Sachsen, die vielbesprochene, aber immer noch rätselhafte Irminsül, worauf sich höchst wahrscheinlich der bekannte Volksreim bezieht, den man heute noch in Westfalen singt:

„Hermen, sla dermen (d. i. Darmsaiten), wofür auch: slo lärmern,
sla pipen, sla trummen, de kaiser wil kummen,
mèt hamer un stangen, wil Hermen uphangen“,

d. h. „Hermen“ (vielleicht gleichbedeutend mit Irmin, einem Nationalgott der Sachsen, dem vermutlich die Irminsäule errichtet war), „laß Saitenspiel, Pfeifen und Trommeln erschallen, der Kaiser (wohl Karl der Große) will mit Hammer und Stangen kommen, um den Hermen (Irmin) aufzuhängen.“ Daß man diesen Volksreim mit weniger Wahrscheinlichkeit auf Hermann, den Sieger in der Varusschlacht, bezieht, haben wir in Kapitel 4 weiter ausgeführt. Über die Irminsäule selbst ist allerlei gefabelt worden. Vermutlich war sie eine hölzerne Säule, denn der Chronist Rudolf v. Fulda nennt sie: *columna universalis, quasi sustinens omnia*, „die allgemeine, das All tragende Säule“, einen *truncus ligni non parvae magnitudinis*, „einen Baumstamm von nicht geringer Größe“, den unsere Vorfahren „sub divo“, also unter freiem Himmel, verehrten. Man könnte etwa an einen mit symbolischen Zeichen gravierten Baumstamm denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser von einem größeren Gehege eingeschlossen; denn Karl der Große soll nach seines Geheimschreibers Eginhard Beschreibung drei Tage zu seiner Zerstörung gebraucht haben.

Demgemäß reden andere Chronisten nicht bloß von einem *idolum* (Gözenbild), sondern auch von einem *fanum* (Tempel) und *lucus* (Hain). So heißt es unter anderem in der ungedruckten Originalhandschrift von Paullinis Geschichte von Corvey: „Irminsäul ist eine dem Irmo oder Irmino dienende Säule, worauf sein Bildnis gestanden hat. Andere machen aus Irmensul einen Saahl oder Kirche, darin man diesen Gözen verehrte; dieser Tempel ist gewesen bei Gresberg, welches nach Etlicher Meinung soviel sein soll als Ehrenberg oder Heresberg, von Hera, die Griechen sagen *Ἥρα*; ist bei den Lateinern die Abgöttin Juno, da weiland die Sachsen die Hera geehrt und der Wahn beim gemeinen Pöbel gewesen, als ob diese ertichtete Göttin zwischen Weynachten und heil. drei Königen Fest in der Luft herumflöge, maßen nach der Poeten Wahnwiz Juno eine Regentin der Luft sein soll.“ — Wir wollen hier nur gleich einschreiben, daß wir diese Etymologie für falsch halten. Der Name Gresburg scheint uns vielmehr mit den Stämmen *Gr*, *Gru*, mit den Namen *Grch*, *Grich*, *Heru* und *Cheru* zusammenzuhängen, die alle auf einen Beinamen des germanischen Kriegsgottes *Zio* oder *Sarnot*, d. h. Schwertgott, hinführen. Von *Heru* und *Cheru* haben sich denn wohl auch die *Cherusker*, nach *Sarnot* aber ihre Nachkommen, die *Sachsen*, benannt. Wir lassen es dahingestellt, ob auch der Name *Irmino*, der offenbar mit derselben Wurzel *Gr* zusammenhängt, nur eine andere Benennung für denselben Kriegsgott ist, oder eine mehr allgemeine Bedeutung eines germanischen Stammgottes hatte, den vielleicht schon Tacitus im Auge hatte, wenn er in seiner *Germania* von einem Stammgotte der *Herminonen* spricht. Hören wir unsern Gewährsmann Paullini weiter:

„In diesem Mars- oder Gresberg“ (Mars bedeutet ja bekanntlich den römischen Kriegsgott) „nu in Westphalen war ein schöner, großer, ansehnlicher und weitberufener Gözentempel, darin das blinde Volk die Irminsäul verehrte. Dies Gözenbild war in Gestalt eines gewaffneten Manns, der stund unter dem blauen Himmel im grünen Feld in den Blumen bis an den Leib, mit einem Schwerd umgürtet. In der rechten Hand hielt er ein Pannier, darin eine rothe Rose oder Feldblume war, in der linken eine Wage. Auf seinem Helm stund ein Wetterhahn, auf dem Schild ein Leue und auf der Brust ein Währ (so ist die Gestalt in Holzschnitt abgebildet in den *Annales circuli Westphalici Stangefols*).“ Stimmt nun diese Beschreibung, so fragen wir mit Recht, nicht auffallend mit der Auffassung von einem germanischen Kriegsgotte? —

„Was nun zu Gresberg“, so fährt Paullini fort, „eigentlich für eine Religion und was für Ceremonien dazumal üblich gewesen, können wir wegen der faulen Trägheit der damaligen Scribenten nicht gründlich erwähnen. Dieß ist gewiß, daß viele Priester, sowohl Männ- als Weiber, diesem Tempel gedient haben. Die Weiber zwar waren nur mit den Weissagungen geschäftig, die Männer aber warteten der Opffer und des übrigen Gözendienstes. Die Priester nahmen allezeit diese Irminsäul mit in den Krieg, und nach gehaltenem Treffen schlugen und strafften sie die Gefangene oder die sonst etwa nicht frisch gesochten hatten, nach Verdienst. Es war der Gebrauch, daß die Priesterinnen den Gefangenen im Lager mit bloßen Degen entgegenlieffen, solche bei einen ehernen Rost schleppten, in die Höhe huben, die Gurgel entzwey brachen und hernach aus dem Blut ihre weissagungen nahmen. Das erhellet auch aus einem alt-sächsischen Lied, darin ein Sächsischer Prinz sehr wehmüthig klagt, daß er wegen

eines unglückseligen Treffens dem Priester zum Schlacht Opfer worden In dem Tempel zu Gressburg sind überaus viele Köst- ja unschätzbare Kleinodien, Kronen, Schilt, Fahnen u. dgl. von lauter Gold und Silber funden worden: alles dies bekam Karl zur Beute; das Bildniß selbst, so auf der zierlichen Säule stand, hat er Vermaledeyhet, zu Boden geschmissen und zermalmet. Also ist der prächtige Tempel samt dem Bild gänzlich zerschleift und zerstört worden, worüber man drey Tage zugebracht.“ — Danach erzählt Paullini noch weiter, wie Karl die Irminsäule nach Corvey geführt, wie sie später nach Hildesheim gebracht, allwo am Samstag vor Lätare jährlich ihr Sturz symbolisch erneuert wurde; doch dies eingehender zu behandeln würde uns hier zu weit führen. Übrigens soll neueren Forschungen zufolge die Irminsäule nicht auf der Gressburg, sondern im Innern des Osning (Teutoburger Waldes) gestanden haben; vermutlich gab es deren mehrere.

Ober-Marsberg liegt sehr anmutig auf einem von der Diemel umarmten Hügel mitsamt der alten Stadtkirche; da, wo der Hügel sich nordostwärts verläuft, liegt Nieder-Marsberg, in dem sich eine große Irrenanstalt, ursprünglich ein Kapuzinerkloster, befindet. Die altromanische Stadtkirche weiß von einem blutigen Bruderkriege aus der Geschichte Ottos I. zu erzählen. Thankmar, Ottos Bruder, hatte sich von dem aufrührerischen Frankenherzog Eberhard zur Empörung verleiten lassen und sich in dem alten Gressburg festgesetzt. Doch dort ereilte ihn die Strafe für seinen Verrat. Am Altare ward er, sich tapfer verteidigend, von den Mannen Ottos und seines Halbbruders Heinrich, den Thankmar gefangen und an seinen Bundesgenossen Eberhard geschickt hatte, erschlagen. Otto beklagte tief des ungetreuen Bruders Schicksal.

Dem Laufe der Diemel weiter folgend, erreichen wir das malerisch gelegene Warburg. Bisdem wurde die Stadt Wartberg genannt, dann im 10. Jahrhundert war sie Hauptort einer Grafschaft, deren letzter Besizer Dodico hieß. Dieser trat sein Land dem Bischof Meinwerk von Paderborn ab (1020), dem er zuvor getrotzt. Durch Kaiser Heinrich II. ward dem Stift Paderborn die Besizung bestätigt und der alte Grafensiz ward zu einer bischöflichen Burg. Das bürgerliche Gemeinwesen der Stadt entwickelte sich trotzdem; sie bildete von 1364 an ein Glied des mächtigen Hansabundes und blieb der Hauptort der Freigravenschaft Warburg. Sie lag in dem Biliengrunde, so genannt, weil eine Bilie das Wappen der Stadt war. Nach Merians Darstellung (Topographia Westfaliae S. 58) war Warburg eine stattliche Stadt. Da sieht man über der rauschenden Diemel eine Steinbrücke und ein altertümlisches Brückenthor, hohe Kirchen und starke Türme, sowie sonstige bedeutende Gebäude.

Von der Industrie bemerkt derselbe alte Geograph: „Und brawet die Stadt ein herrlich gutes Bier. Es giebt auch in der Nachbarschaft herum Bergwerk, auß welchem Eisen und Bley insonderheit gebracht wird, damit dann die Warborger einen Handel treiben.“

Schade, daß von den alten Mauertürmen und Patrizierhäusern, von denen der gute Merian eine so schöne Darstellung giebt, sowie auch von den malerisch bewaldeten Höhen jetzt wenig mehr zu sehen ist. Trotzdem nimmt sich die Stadt heute noch recht anmutig aus. Die Umgegend Warburgs ist sehr fruchtbar und hat auch, wie Soest, eine sogenannte Börde, wohl soviel als tragfähiges Ackerland (vom altdeutschen *baran*, d. h. tragen) aufzuweisen.

Warburg war besonders im Mittelalter eine durch Gewerbefleiß blühende Stadt; „ganze Straßen waren mit Wollenwebern besetzt“. Spuren der Zerstörung hinterließen in der angesehenen Stadt der Dreißig- und der Siebenjährige Krieg. In letzterem fand unter ihren Mauern eine heiße Schlacht statt, nach welcher die Stadt von den Engländern geplündert wurde.

Von älteren merkwürdigen Gebäuden zeigt man den Mönchshof auf der Neustadt, welcher der Abtei Hardehausen gehörte. Man erzählt sich, daß dort einst der Abt Luchtgenbach einen Kaufschilling, den er von dem Landgrafen von Hessen für die sogenannte Mönchsstraße in Kassel erhalten hatte, die ihm aber der falsche Käufer mit Waffengewalt wieder abjagen wollte, versteckt habe und bald darauf starb. Lange blieb der Schatz verborgen, bis ihn endlich ein Maurermeister bei Neubauten entdeckte und widerrechtlich hob.

Von anderen Gebäuden Warburgs sind noch das Rathaus am Eingange der Neu- in die Altstadt und die St. Johanniskirche, in gemischt romanisch-gotischem Stile, bemerkenswert. Eine besondere Zierde dieser Kirche ist die künstliche Skulptur von Christus und den schlafenden Jüngern in Gethsemane vor dem Thore, aus dem 15. Jahrhundert, in welcher Lübbe den Einfluß der kölnischen Malerschulen erkannt hat.

Unweit Warburg liegt der sagenberühmte Desenberg, aus dessen verwitterten Ruinen man eine herrliche Aussicht hat. Im Jahre 776 ward in der uralten Burg eine fränkische Besatzung von den Sachsen vergebens belagert. Nach des Grafen Dobico Tode kam sie durch Schenkung Kaiser Heinrichs II. an das Stift Paderborn. Aber Kaiser Konrad schenkte die ganze Grafschaft mitsamt der Burg an Erzbischof Aribo von Mainz, und dieser belehnte Graf Bernard von Nordheim damit. Danach hatte der Desenberg noch wechselvolle Schicksale, die wir hier nicht weiter verfolgen können. Unter anderen Besitzern der Burg nennen wir Heinrich den Löwen, den wilden Grafen Wittekind von Schwabenberg und das Geschlecht der Spiegel.

Der Sage gemäß schlummerte im Innern des Desenbergs der Kaiser Karl der Große, ähnlich wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, und harrete der Zeit, da er dem Deutschen Reiche Heil und Segen bringen sollte. Er fragte die Zwerge stets nach der Jahreszahl, und hatte er sie vernommen, so legte er sich wieder getäuscht zum Schlummer.

Von Münden bis Karlsruhen floß die Weser in einem „schmalen, von zackigen Felsen und hohen Bergen eingeschlossenen Bette“; parallel laufen bunte Sandsteinmassen, die „westlich im Reinhardswalde, östlich im Bramwalde hohe, feste Wälle bilden. Das Thal ist enge, kaum weiter als das jetzige Strombett; fast überall treten die Berge bis nahe an das Wasser, das nur selten geringe Thalerweiterungen den meist schroffen oder gar felsigen Abhängen abzugewinnen vermochte.“ Von Karlsruhen aus wendet sich die Weser westwärts, „stößt aber bald auf die Rücken eines Muschelkalkplateaus, die sie wieder in die nördliche Richtung hineinzwingen.“ Von nun an gewinnt der Strom, links von „harten Schichtenköpfen des Kalks“, rechts von „sanften Abfällen des Sandsteins“ begrenzt, eine entschieden freiere Richtung nach Norden. „Es zeigen sich bedeutendere, von Lehm und Geröll erfüllte Erweiterungen, die sich, so oft ein Kalkpfeiler näher an den Solling herantritt, wieder verengen und so eine Reihe Kessel bilden, früher gewiß Seen, die das Wasser bis zu einer

bedeutenden Höhe anfüllte. Der letzte und größte dieser Kessel ist die Thalebene, in deren Mitte auf dem rechten Weserufer Holzminden (83 m) liegt, westlich, nördlich und nordöstlich von Kalkbergen, östlich und südöstlich von Sandsteinhöhen umschlossen.“ Bald verengert sich das Thal wieder unterhalb Forst, von steilen Felsmassen begrenzt, bald erweitert sich das Bette, den Strichen des Kalklagers parallel; oft aber muß der Strom die Schichten senkrecht durchbrechen und bildet die grotesksten Felsenufer. Bei Bodenwerder tritt die Weser in die weiteren Längenthäler des Muschelkalks und Keupers ein, in denen sie ruhiger ihren Lauf fortsetzt.

Hier zieht sich rechts 9 □ Meilen weit der mit schönem Laubholz bewachsene Solling hin, einer der schönsten zusammenhängenden Forste in Deutschland, mit vortrefflichem Wildstand. Schon der alte Merian sagt darüber folgendes: „Der Solling bringt vielfältigen Nutzen, nicht allein der Holzgung halber, sondern auch der herrlichen stattlichen Wildbahn, die es daselbst hat, an Hirschen, Schweinen, Rehen, Hasen, Berghahnen und anderen Gevögel, imgleichen Eicheln und Buchmast, also daß in fruchtbaren Jahren epliche 1000 Schweine gefeistet werden können, sowohl auch der stattlichen Grashurde halber, die es darin hat und den Sommer über epliche tausend Stücke Rindviehe darein geweidet werden können, unterschiedliche schöne Forellenbäche, treffliche Steinkuhlen, zu Dach- und Mawrsteinen, vnd die in solchem Ubersfluß, daß nicht allein deß Landes Einwohner, vnd zwar allerdings der gemeine Bawersmann, dieselbe zu seiner Notturfft vmb einen geringen Preiß haben, sondern auch frembden, abgelegenen Orten, als Holland vnd Dennemarch, davon mitgetheilet werden kan, auch in nicht geringer Anzahl dahin auff die Weser, vnd weiter fort abgeföhret werden.“ — Von den „Bären und Lützen“, die sich zu Zeiten im Solling, Deister, Hils, Elm finden sollen, ist nichts mehr zu spüren. —

Der höchste Punkt des Solling ist der Moosberg (1585 P. F. = 515 m), östlich von Hörter. Nördlich reihen sich an den Solling andere Höhenzüge, wie der Hils (bis 463 m), der Itz (390 m), der Vogler und der Elvas. So besteht das Wesergebirge, das wie ein in das Tiefland vorgeschobener Keil sich hinziehende Vorgebirge der deutschen Mittelgebirgslandschaft, aus einer Menge kleiner Plateaus und paralleler Züge von vorwiegend nordwestlicher Richtung; im Norden herrscht mehr die Kettenform vor. „Breite und Höhe nehmen von Südosten nach Nordwesten ab; die Höhe bleibt immer unter 520 m.“ Immerhin bietet ihre wallförmige Gestalt zumal den anliegenden Ebenen gegenüber einen imposanten Anblick dar. „KrySTALLINISCHE Steine und Schiefer kommen im ganzen Wesergebirge nicht vor; dagegen sind die Flözformationen überaus vollständig vertreten. Sie sind nach Fr. Hoffmanns Darstellung als eine submarine Keuperbank des Ozeans zu denken, an die sich allmählich Ablagerungen von Mergel, Sand und Kalkstein ansetzten.“

Die Hochfläche von Paderborn (1000 bis über 1100 P. F. mittlerer Höhe) fällt zur Weser und Diemel wandartig herunter. Der Ziegenberg bei Hörter hat 1125 P. F. (365 m), die Kapelle bei Pömbfen 1158 P. F. (376 m). Die zum Teil mit Gras und Kräutern bewachsenen Höhen bieten gute Weideplätze für Schafe; hier und da sind große Buchenwäldungen. Ackerbau ist vorherrschend: die Warburger Börde (bis Borgentreich) ist der beste Getreidestrich. Im engen Thale fließt die reißende Nethe, zuletzt 5—7 m breit, der Weser zu.

In dem neuerdings durch Webers reizendes Epos: „Dreizehnlinden“ verewigten Nethegau steht das im 13. Jahrhundert von Corvey zum Schutz der „blanken Aue“ gegründete Blankenau, ehemals eine Feste.

Südblich davon liegt in dem reizenden Thale, welches die Bever bildet, das Städtchen Beverungen. Von da führt die Chaussee am linken Weserufer nach Karlsruhen, von Bergen ziemlich eng umrahmt; rechts aber trennt fruchtbares Flachland die Berge des Solling vom Strome, „bis sie Herstelle gegenüber sich wieder ans Gestade stellen, um zu schauen, wie ihr ruppig Angesicht in dem jüngeren Gewässer sich ausnimmt, dessen neckende Najade in tausend Wellchen plätschernd durch zitterhafte Verzerrungen der Graubärte spottet. Am schönsten ist das helle stille Stromthal, wenn man in einem Nachen sich hindurchschaukeln läßt, dem Geschwirr der Wellen horcht, die der Ruderschlag des Fährmanns über die Uferkiesel streichen macht, und den Schwalben zuschaut, wie sie, mit ihren schillernden Flügeln das Gewässer streifend, blanke Furchen ziehen: wenn man den ganzen Frieden in sich saugt, in den der echt deutsche Strom seine Kinder einullt. Er ist so ruhig, so sanft bewegt; der blaue Himmel, den er spiegelt, so großartig stille gespannt, so voll einer Majestät, aber nicht einer, die euch gespenstisch bedrängte, wie ein rothflammiger Winterhimmel über Apengletschern; unendlich, aber keine Unendlichkeit, die euch mystische Schauer ins Herz hauchte: er ist wie das germanische Gemüt, stille, klar, voll ernster, unendlicher Ruhe.“

Herstelle beherrscht mit seinem zinnengekrönten Turme, wie eine Zwingburg aus der Feudalzeit, von einer senkrechten Felsenklippe aus ein Dorf. Im Schloßhose fand man vor Jahren in einer verschütteten Cisterne viele Altertümer verschiedener Zeiträume, ja auch aus der Römerzeit, weshalb man hier nicht mit Unrecht ein ehemaliges römisches Kastell vermutete. Sicherlich diente es den Sachsen zur Feste. Karl der Große machte es zum Waffenplatz und nannte es vielleicht nach der Stammburg seines Ahnen Pipin, nach dem fränkischen Heristal bei Lüttich, oder es hieß einfach „Heeresstelle“. Karl feierte dort 797 das Weihnachts- und Osterfest. Dort schlug er das farbige Seidenzelt Harun al Raschids auf, dort zeigte er den Sachsen das Geschenk des Kalifen von Bagdad, den Wundereselfanten Abulabaz, mit kostbaren Gewändern und Spezereien des Orients beladen; dort erschien des Kaisers imposante Gestalt, umgeben von seinen stolzen Paladinen, seinen Söhnen Pipin und Ludwig; dort erschienen der Maurenheld Abdallah, die Boten des Emirs von Galicien, die Gesandten der wilden Awaren aus Ungarn u. a., um sich vor des großen Kaisers Majestät zu beugen.

Hörter und Corvey. Wir nähern uns jetzt zwei der interessantesten Punkte der mittleren Weser, Hörter und Corvey, welche eine schöne, hohe Kastanienallee verbindet. Das „romantische Westfalen“ vergleicht Hörter mit einer schmucken Maid, die an einem schlanken Bogen des glatten Stromes wie vor ihrem Spiegel steht. „Fast kokett anmutig gleitet die Weser um die Pfeiler einer neu erbauten Brücke, als ob sie mit ihnen tändeln wolle; die Berge umher sind weder steil, noch sehr hoch, aber schön bewaldet und im Lenz voll Nachtigallenschlag; sie sind ein zahmes Geschlecht, unter dem nur, nahe am Stadthore, der Ziegenberg mit seinem roten Gesteine höher und kräftiger sich aufreckt.“

Ein ganz besonderer Lieblingsaufenthalt für die Nachtigallen aber, „eine wahre Nachtigallenkolonie“, ist an der Nordseite der Stadt der Neusenberg, ein Lustort, auf dessen Plateau oft in lauen Sommernächten die Lampen funkeln, so daß er vom Thale aus einem „Elfenhügel“ gleicht. Man sieht ihn dann umzuckt von tausend Flämmchen, die sich nach einem Punkte zusammendrängen, wo man das lustige Geistervolk, die tanzende schöne und unschöne beau monde, seine leichten Sprünge machen sieht nach dem Takte einer Musik, von der nur einzelne Akkorde wie träumend zu uns herüberschweben. Der Anblick ist magisch: „weiße Elfen, sich mit dunklen Gnomen drehend, unter des gebräunten Pilzes Dach“. Der Pilz ist das Zelt, unter dem man Erfrischungen reicht und das wirklich der Champignon heißt. Wer dagegen oben am Berge aus dem grellen Lampenlichte zu einem dämmerigen Vorsprunge flüchtet, erhält ebenfalls einen seltsam gespenstischen Eindruck von dem entschlafenen Städtchen Hörter mit seinen Dächern und Turmspitzen, die in lichtblauen Duft gehüllt daliegen, während der Spiegel des Stroms unter dem blassen Scheine des Mondes zittert, gleich einem bleichen Vorgesichtenseher, den der Mondschein quält und ängstet. Einzelne verspätete Boote gleiten sacht wie dunkle Särge über die Fläche des Flusses hin, mehr bezeichnet als erhellt durch die matte Laterne vor dem Steuer, deren dunstiger Widerschein nebenher schwimmt wie ein phosphoreszierendes huschendes Totenlicht.“

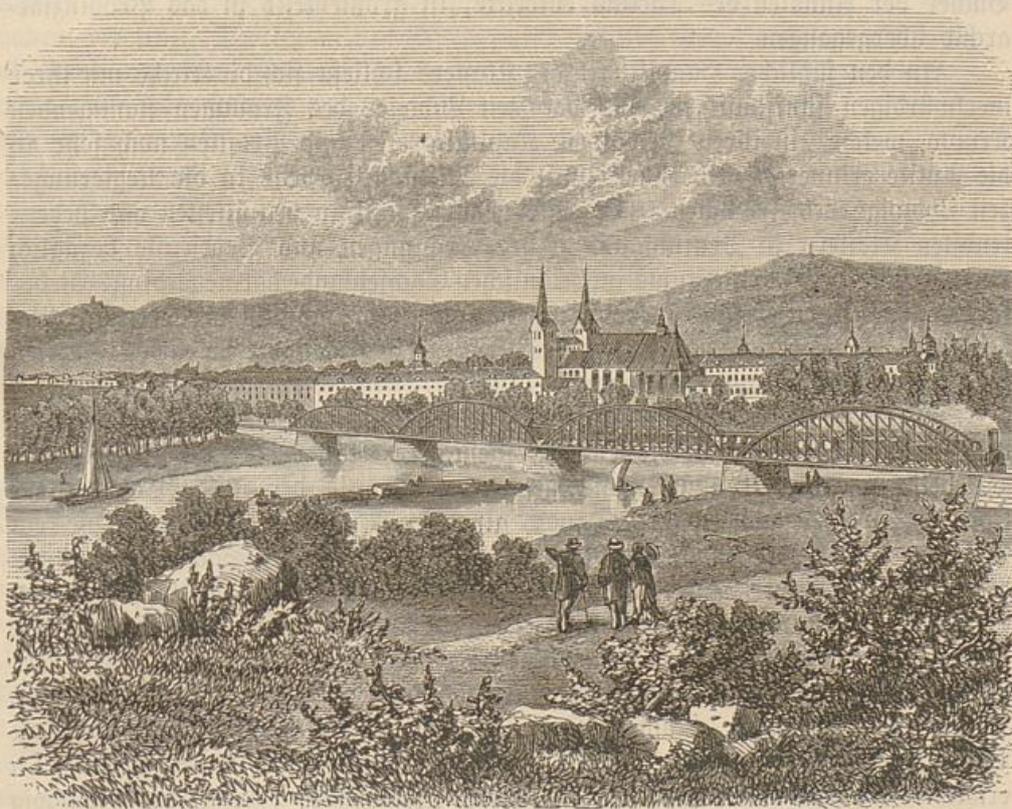
Hörter, früher das königliche Kammergut Huxori oder Huxeli, ward von den Abten Corveys (1058) gegründet und war wegen seiner Bedeutung für den Handelsweg von Antwerpen und Brügge über Köln und Soest nach Braunschweig ein wichtiges Glied der Hansa.

Im 13. Jahrhundert nahm Hörter das Dortmunder Stadtrecht an, welches der Selbstbestimmung der Gemeinde zu Grunde gelegt ward. Wir heben der Kuriosität halber daraus zwei Bestimmungen hervor: „wenn zwei Weiber mit einander streiten, sich angreifen oder mit „verforenen“ Worten schelten, so sollen sie zwei Steine, welche durch eine Kette aneinander hängen und zusammen „eynen Synteneren“ wiegen, auf dem gemeinen Wege durch die Länge der Stadt tragen. Die Eine soll sie zuerst tragen, vom östlichen Thore nach dem westlichen und die Andere mit einem eisernen Stachel, welcher an einem Stock befestigt ist, sie treiben, wobei beide „in camisiis suis“ gehen müssen. Alsdann soll die Andere die Steine auf ihre Schultern aufnehmen und sie zum östlichen Thore zurücktragen, die Erste aber sie hinwieder mit dem Stachel treiben. — Ferner: wenn ein Bürger den andern bedroht, schlägt, festhält, angreift „mit hesten muode“, fervido animo, so hat er sechs Ohmen Wein, welche auf Deutsch ein Fuder Weins genannt werden, der Obrigkeit zu erlegen.“ Ob er dabei mittrinken durfte, davon sagt die Bestimmung nichts.

Aber was der Stadt auf der einen Seite zur Blüte gereichte, nämlich ihre vorteilhafte Lage für den Handel und seine Brücke über die Weser, das gereichte ihr andererseits in Kriegszeiten zum Unheil. So ward sie nicht nur in den französischen Hugenottenkriegen zum Werbeplatz für deutsche Landsknechte benutzt, sondern auch namentlich im Dreißigjährigen Kriege wiederholt und nach wechselnden Schlachtersfolgen erobert und gebrandschatzt. Zuerst suchte sie der tolle Christian von Braunschweig heim, dann Tilly, hintereinander die Dänen, Schweden, Hessen und die Kaiserlichen, so daß zuletzt nur 30 Bürger übrig waren. Endlich war Hörter 1673 Hauptquartier des französischen Befehlshabers Turenne.

Von merkwürdigen Gebäuden nennen wir die romanische Kilianskirche mit zwei schlanken Türmen, die kleine frühgotische Minoritenkirche und das hübsche alte Corveythor.

Eine halbe Stunde aufwärts liegt der kahlhäuptige Brunsberg, so genannt nach Bruno, einem Bruder oder Schwäher Witttekinds, allwo Karl der Große seinen blutigsten Sieg über die Sachsen erfocht, davon die Wellen der Weser sich rot gefärbt haben sollen. Noch jetzt erinnern die „Sachsengräben“ an ein sächsisches Kastell. Nach der Volkstradition bezwingt Karolus Magnus dort die Riesen und stiftet dann Kapellen.



Kloster Corvey.

„Die alte gefürstete Reichsabtei Corvey liegt in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird, unter ihren Gärten und Alleen als ein schönes und anziehendes Denkmal alter Herrlichkeit da. Das Gebäude ist ein großes, aus Bruchstein erbautes Quadrat, das in seinem Innern mehrere Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner vielen Räume den steifen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidene und gewirkte Tapeten, Vergoldungen und Stuckaturen, Deckengemälde u. s. w., kurz die ganze Kokotöherrlichkeit, welche man vor Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammensucht. Die Wände eines der Korridore sind mit den Brustbildern der Äbte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt. Die Inschrift unter dem letztern lautet: Sanctus Adelhardus Senior S. Caroli Magni Imp. ex Bernardo Caroli Martelli Filio Consobrinus. — Electus Abbas novae Corbeiae in Solling D.CCC.XXII.

Der letzte Abt aber heißt: Ferdinandus L. B. de Lüninck Episcopus Corbeiensis et S. R. I. Princeps, natus in Ostwig ducatus Westphaliae, 25. Febr. 1755, Electus Episcopus Corbeiensis Anno 1794 etc.“ — Im großen Saale sind die Fresken aus der biblischen Geschichte und die Kaiserbilder bemerkenswert. Im nördlichen Flügel ist die vom Landgrafen von Hessen-Rotenburg gestiftete Bibliothek, aus über 100 000 Bänden bestehend, in schönen Magahonischränken, in welcher der bekannte Dichter Hoffmann v. Fallersleben von 1860 bis zu seinem Tode 1874 als Bibliothekar thätig war.

Die alte Klosterbibliothek dagegen, in der man 1514 die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus entdeckte, ist größtenteils in das Provinzialarchiv übergegangen.

An den südlichen Hauptflügel des Klosters schließt sich die Kirche mit ihrer merkwürdigen fünfschiffigen, aus der Zeit Ludwigs des Frommen stammenden Krypta, welche „in ihren Gewölben, Kapitälformen und Profilen noch sehr an die Antike erinnert.“ Überhaupt fällt die Stiftung Corbeys in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen (816) und gehört somit zu den ältesten und bedeutendsten Klöstern in Deutschland. Ihre Segnungen und Verdienste bezüglich Ausbreitung des Christentums im heidnischen Sachsenlande hat neuerdings Weber in dem bereits citierten Epos: „Dreizehnlinden“ so anmutig verherrlicht. Bereits gab es im Frankenreich mehrere Klöster, in denen die bekehrten Sachsen Bildung und Gesittung empfingen.

Schon Bathilde, König Chlodwigs Gemahlin, hatte 662 bei Amiens an dem Bache Corbie, der in die Somme fließt, ein Kloster nach der Ordensregel des heiligen Benedikt von Nursia gegründet, das in der Folge Corbie oder Corbeia aurea genannt ward. Danach ging der Abt Adelhard von Corbie, ein Enkel Karl Martels, nachdem bereits Karl der Große in Sachsen die ersten Bistümer gegründet hatte, mit dem Plane um, auch eine Pflanzschule des Christentums für das neubekehrte Heidenvolk zu stiften und entsandte zu dem Zwecke Bruder Theodrad nach Sachsen. Doch erst seinem Nachfolger, der gleichfalls Adelhard hieß, war es vorbehalten, die Stiftung ins Leben zu rufen. In einem stillen Orte, Namens Hethi, tief im Sollinger Walde, erstand die Stiftung, hatte aber große Schwierigkeiten mit dem Boden zu bekämpfen. Da erwirkte der ältere Adelhard, der die junge Pflanzstätte besuchte, von Ludwig dem Frommen die Erlaubnis, einen geeigneteren Platz auszuwählen. Man fand einen solchen in der Nähe der königlichen Villa Huxori und errichtete daselbst ein Zelt für den Bischof und die Heiligtümer. Bischof Badurad von Paderborn weihte den Boden und pflanzte das Kreuzeszeichen, „da, wo man den ersten Stein zum Hochaltar der Kirche legen sollte“. Bei der Grundsteinlegung fand man eine rötliche Marmorsäule, die man lange fälschlich für die Irmensäule gehalten hat, die aber wohl ein Heiligtum des benachbarten Brunsberges war. Im Herbst 882 geschah die feierliche Übersiedlung der Mönche von Hethi, geführt vom greisen Adelhard, dem heiligen Ansgar, dem Apostel Scandinaviens, mit dessen Neffen Nortfried, Witmar, dem edlen Lutbert und vielen anderen. So zogen die schwarzen ernsten Gestalten durch das raschelnde Herbstlaub des Sollinger Waldes „und sandten das vexilla regis prodeunt und andere Gefänge zum Preise Gottes zu den rauschenden Wipfeln der Eichen empor, zu denen früher nur heidnische, schlachten- und blutesfrohe Weisen hinaufgetönt.

Von nah und fern waren die Sachsen herbeigeströmt und durchlärmten die stille Waldeinsamkeit; wo aber der Zug nahte, da scharten sie still sich zur Seite, die wilden Männer mit dem wirren langen Blondhaar und den schreckbaren Antlitzern, die das Kopffell erschlagener Bären und Eber deckte; oder sie reiheten fromm dem Zuge sich an und schritten mit hinab in das Weserthal, und sahen, wie vor einer unabsehbaren Menschenmenge Karl Martels Enkel und der Bischof der Paderstadt in dem neuen Kloster das erste feierliche Hochamt hielten.“

Die junge Stiftung ward von Ludwig dem Frommen und seiner Gemahlin Judith reichlich mit Privilegien (Immunität und Münzrecht) und Gütern ausgestattet. Die Erwerbung der Reliquien des heiligen Vitus, eines lydischen Knaben, der unter Diocletian den Märtyrertod erlitten hatte, gaben dem Kloster noch einen besondern Nimbus. Der heilige Vitus ward der Schutzpatron von Corvey und als solcher auch auf der von Corveyer Missionären bekehrten Insel Rügen verehrt. Ja, man glaubt, daß St. Vitus, als die Heiden wieder dort die Oberhand erhielten, zu ihrem Hauptgötzen Swantowit verkehrt ward. Corvey stieg rasch zu einer hohen Blüte, erfreute sich der Gunst deutscher Herrscher, wie z. B. Heinrichs II., und brachte vor allem bedeutende Kirchenlichter und Leuchten der Wissenschaft hervor. So war Papst Gregor V. ein Mönch der Abtei zu Corvey, Ansgar und sein Nachfolger Rembertus wurden die ersten Erzbischöfe von Hamburg und Bremen. Als Lehrer wirkten dort der weise Rabanus Maurus und Paschasius Rabbertus. Zum Teil erwarben sich die Corveyer Mönche hohe Verdienste um die deutsche Geschichtschreibung, wie der Rektor Wittekind zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Ihnen verdanken wir die ersten fünf Bücher der Annalen des Tacitus, welche im dortigen Scriptorium jährlich zehnmal abgeschrieben wurden. Corvey erhielt einen großen Ruf als Erziehungsanstalt, und die vornehmsten Geschlechter sandten dort ihre Söhne hin; die Zahl der Mönche war bis auf 300 gewachsen. Hand in Hand mit dem Wachsen des Ruhms und der Frequenz ging auch die Verbesserung, Erweiterung und Ausschmückung des Stifts. Es erstanden neue Türme und Säulen, herrliche Glocken erschallten; zur Aufnahme des Kaisers erbaute man ein besonderes Kaiserhaus. Auch die Sage wob ihren Nimbus um das Kloster; wer kennt nicht die Legende von der weißen Lilie, die allemal ein Mönch in seinem Chorstuhl fand, sobald ihm sein Ende vorherbestimmt war? — Engelstimmen erzeigten einen fehlenden Mönch im Chorgesang, und so erzählt man sich der Wunderdinge gar mancherlei. So lesen wir in Wigands Chronik von der wunderbaren Verschlebung von Räubern, die in die Kirche gedrungen waren, durch die Erscheinung gewaffneter Reiter u. dgl. mehr. Nach dem Frieden von Luneville ward die gefürstete Reichsabtei Corvey Westfalen einverleibt, kam später an den Landgrafen von Hessen-Rotenburg und dann an den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, Herzog von Ratibor und Corvey.

Pyrmont. In einem von großen Waldungen umgebenen Thalkessel der Emmer liegt das freundliche Städtchen Pyrmont, früher Burmont, Peeremunt (vielleicht gleichbedeutend mit Mündung des Peerebaches?), dereinst von einem Grafengeschlechte beherrscht, jetzt dem Fürsten von Waldeck zugehörig. Schon in alter Zeit waren die Mineralquellen Pyrmonts berühmt; der Chronist Heinrich von Herford (gest. 1370) nennt sie den „heiligen Born“. Seit dem sechzehnten

Jahrhundert zogen sie viele Kurgäste an, und noch jetzt wird das Bad jährlich von über 7000 Heilbedürftigen besucht. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts war Pyrmont mit Spaa wohl das besuchteste Bad Europas. Außer den stark eisenhaltigen Quellen, worunter der Stahlbrunnen die bedeutendste, giebt es auch Kochsalzquellen, wie der Salzbrunnen bei der Saline am Bahnhof. Seit 1688 führt eine herrliche Promenade, die sogenannte Hauptallee mit ihren Seitenalleen, von der Trinkquelle bis zum fürstlich Waldeck'schen Schloß. An dieser Hauptallee liegen der Kurzaal, das Theater, das Kaffeehaus, die Konditorei und zahlreiche Bazars. Zur Erinnerung an den Aufenthalt der Königin Luise steht in den Anlagen eine Büste der erlauchten Frau und erhabenen Kaisermutter. Als Erbauer des Schlosses wird ein Ahnherr der Grafen von Spiegelberg genannt; ausgebaut und mit Wall und Graben befestigt ward es von dem Grafen Hermann Simon von der Lippe.

Sehenswert ist noch die mit kohlen-saurem Gas gefüllte Dunsstöhle, welche ähnliche Wirkung ausübt, wie die bekannte Hundsgrotte bei Neapel. Auch entbehrt Pyrmont keineswegs einer reizenden Umgebung, wie denn die Ausflüge nach Königsberg, Friedenssthal, Schellenberg u. s. w. sehr lohnend sind.

Hameln. Wir nähern uns jetzt dem sagenberühmten Hameln, welches früher eine Festung war; die Stadt liegt äußerst anmutig am rechten Ufer der Weser, über die hier unterhalb des Einflusses der kleinen Hamel eine Kettenbrücke führt. Zunächst gilt hier unser Besuch dem schönen Münster, der Stiftskirche des heiligen Bonifacius im Übergangs- und frühgotischen Stile aus dem 14. und mit einer Krypta aus dem 12. Jahrhundert. Noch mehr reizt uns das sogenannte Rattensfängerhaus, ein stattliches Renaissancegebäude vom Jahre 1642. Man glaubt, daß der bekannten Sage vom Rattensfänger vielleicht die historische Thatsache zu Grunde liege, daß die Stadt in der Schlacht gegen den Bischof von Minden bei Sedemünder (1259) ihre ganze wehrhafte Jugend verlor; doch ist sie wohl richtiger auf einen uralten germanischen Göttermythus zurückzuführen. Wir meinen die Sage von Wodans wilder Jagd oder dem wütenden Heere, die später von dem höchsten Gotte der Germanen auf menschliche Typen übertragen wurde. Wodan nämlich, der alles durchdringende Geist der Natur, erscheint vorzugsweise als Sturm- und Totengott, welcher die Seelen der Abgeschiedenen nach der Zauberweise seines allgewaltigen Liedes oder nach dem verführerischen Klange seines Hifthorns hinter sich her durch die Lüfte zum wilden Tanze führt. Von dem Gotte, der, von einem Breithut beschattet und in einen weiten Mantel gehüllt, auf seinem achtfüßigen Schimmel an der Spitze seines wilden Heeres unter Hallo und Hussa durch die Lüfte saust, ward dieser Glaube anthropomorphistisch auf wilde Jäger oder wüste Ritter übertragen. So entstanden die Sagen von einem wilden braunschweigischen Jägermeister Hans von Hatelberg und vom Auszug des Rodensteiners im Odenwald. Ferner bildete sich im Anschluß an Wodans verlockendes Sturmlied und verführerischen Hörnerklang die Sage von einem dämonischen Duerpfeifer oder Geiger aus. Daß darin Ratten oder Mäuse statt Kinder- oder Menschenseelen überhaupt vorkommen, ist ein häufig wiederkehrender Zug der Sage. So lesen wir in einem bekannten deutschen Volksmärchen, daß einem im Todeskampfe liegenden Kinde ein Mäuslein aus dem Munde spaziert, und sobald es wieder

dahin zurückkehrt, erwacht das Totgeglaubte zu neuem Leben. Eine ähnliche Bedeutung könnte man einer Stelle in Goethes „Faust“ unterlegen, wo gesagt ist, daß einer jungen Hexe ein rotes Mäuslein aus dem Munde springt. Ferner bedeuten in der allbekanntesten Sage vom Binger Mäuseturm die Mäuse wohl nichts anderes, als die den verbrannten Glenden entschlüpften Seelen, welche den hart-herzigen Bischof Hatto wie Rachegeister verfolgen. Daß in Hameln wirklich einmal eine allgemeine Landplage mit Mäusen herrschte, ist ja glaublich und mag wesentlich zur Fixierung dieser Sage dort beigetragen haben, ebenso wie das phänomenale Aussterben von Kindern vielleicht infolge einer ansteckenden Seuche.



Fürstliches Schloß zu Pyrmont.

Bekanntlich hat außer der Goetheschen Ballade auch Julius Wolff diesen Stoff sehr anziehend in einem Epos behandelt und vor einigen Jahren sich die Bühne desselben bemächtigt. Außerdem verweisen wir unsere Leser, die sich für den Gegenstand näher interessieren, auf das bereits in dritter Auflage in unserm Verlage erschienene vortrefflich geschriebene Werk von Dr. W. Wagner: „Unsere Vorzeit“ (S. 90), sowie auf die mehr märchenhafte Behandlung der Sage in unserm „Märchenschatz“ von Franz Otto. —

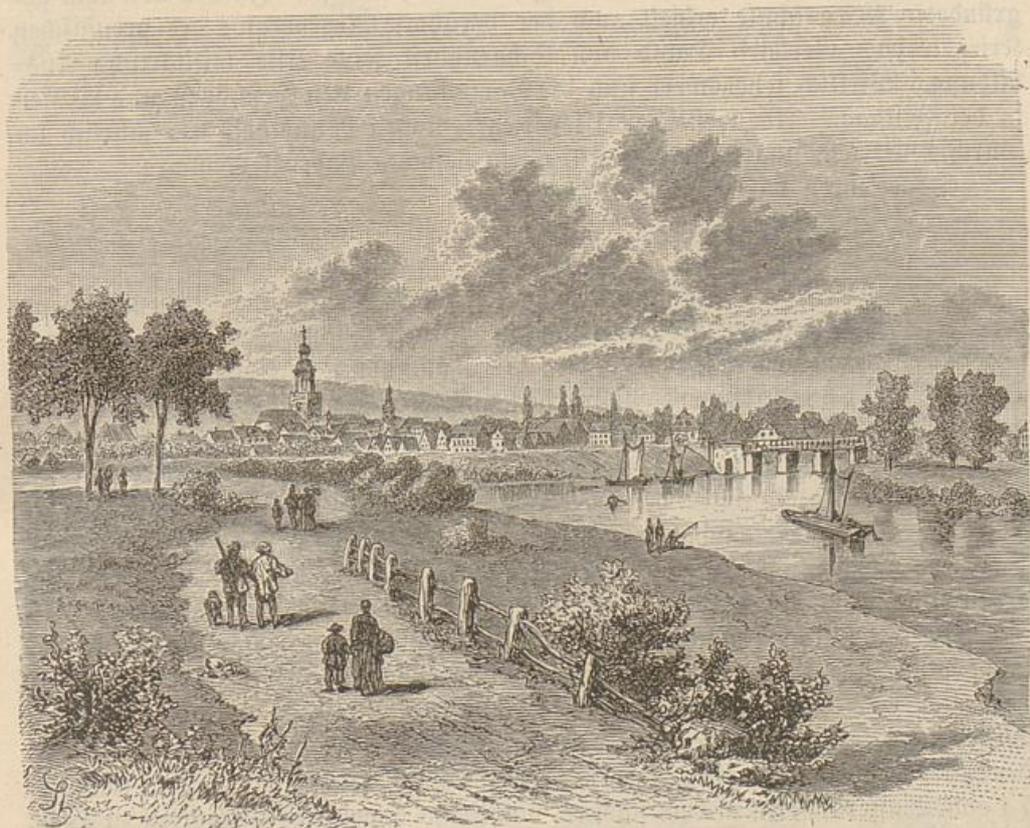
Unweit der Stadt Hameln liegt der 1547 P. J. = 503 m hohe Rötterberg (Götterberg?), in dessen Innerem einmal eine Jungfrau einen verliebten Schäfer vermittelt der zauberhaften Springwurzeln hineingeführt haben soll. Dort sah er der Herrlichkeiten und Schätze gar viele und füllte sich die Taschen mit

Gold und Edelsteinen. Warnend rief ihm die Prinzessin zu: „Bergiß das Beste nicht!“ — sie meinte damit die Springwurzel, welche alle Thüren öffnete; doch der Hirte ließ sie liegen und fand so den Eingang nicht wieder, als er zu dem Zauberschlosse zurückkehren wollte. Das ist das bekannte Märchen, das man auch anderwärts erzählt. Statt der Springwurzel ist es dann die blaue Wunder- oder auch Schlüsselblume, welche Thor und Riegel sprengt.

Rinteln. Süntel und Deister. Wir folgen dem Laufe der östlich vom Süntel und Deister begrenzten Weser und gelangen in eine Ebene, in welcher Rinteln liegt. Die Strecke von Hameln bis Rinteln ist einer der schönsten Teile der Wesergegenden. Auf dem rechten Weserufer laufen die jähren und steilen Höhenzüge des Süntel (Suntal, Suintal bei den Alten, vielleicht Sonnenthal bedeutend) und begrenzen das Thal scharf mit malerischen Felswänden. Fast nirgends im norddeutschen Hügellande sieht man die Kontraste zwischen Höhen und Tiefen so markiert wie hier. Selten sind die walddreichen Uferhöhen mehr als eine halbe Meile vom Strombett der Weser entfernt und erheben sich bis zu 330 m über den Wasserpiegel. Links ziehen sich die Abdachungen des Osning oder Teutoburger Waldes hin. Höchste malerisch erheben sich im Süntel die Paschenburg, 1083 P. F. = 352 m (die Reste des alten Schlosses Schaumburg stehen auf dem 212 m hohen Nesselberge), der Hohenstein, 1074 P. F. = 349 m, und der Lühdenberg, 922 P. F. = 300 m, mit ihren klippenreichen Wänden. Von der Paschenburg genießt man eine entzückende Fernsicht über die ganze herrliche Landschaft von Hameln bis zur Porta: „gegen Nordost ragen die Gipfel des Deistergebirges, südwestlich ihnen gegenüber die Hügelrücken Pyrmonts und des Lipper Waldes, ja, bei heiterem Himmel im Osten wolkenhaft, ganz in die blaue Ferne gerückt, die Spitze des Brockens empor; unten schlängelt sich in behaglicher Ruhe der Fluß, von Hameln bis Rinteln nach Nordwesten, von da bis gen Blotho ganz nach Westen strebend“. —

Auch Geschichte und Sage haben diesem „Sonnenthal“ Interesse verliehen. Hierher, auf die Grenze zwischen den Cheruskern und Angrivariern, verlegt man das berühmte Schlachtfeld des Germanicus, genannt Idistavisus, d. h. Feenwiese. Hier bluteten die Feldherren Karls des Großen, Adalgis und Geilo, von Wittekind geschlagen. Auch liguistische Heerhaufen unter Merode tränkten 1633 den Boden mit ihrem Blute. Den Paschen- oder Osterberg hat die Sage mit einem Nimbus mythischer Bedeutung umwoben. Hier huldigte man früher dem heidnischen Lichtdienst der strahlenden Morgengöttin Ostara, und in Erinnerung daran nennt man noch heute den Berg Osterburg. Von hier aus sollte am ersten Ostertage die Sonne drei Freuden sprünge thun, womit der Volksglaube den Fortschritt der Jahreszeit naiv veranschaulichte; hier schöpfte man am Ostermorgen geweihtes, heilkräftiges Wasser aus der Quelle. Noch jetzt will man auf den Höhen und in den Klüften am Feste der Göttin weißgekleidete Jungfrauen schweben sehen. Von den benachbarten Bergen spielten die Riesen mit Felsblöcken Fangball oder überschritten mit Meilenstiefeln den Strom. In dem sogenannten „Mönken- oder Minkenloch“, einer tiefen Spalte, hauste einst ein wunderschönes Wichtelweibchen, das den Grafen von Schaumburg, der in ihren Gründen jagte, derart in die Neze der Liebe verstrickte, daß er darüber seine treue Gattin vergaß. Einmal schlich die Verlassene dem

treulosen Gemahle nach und fand ihn schlummernd im Schoße der Elfin. Weise schlich sie sich herbei und schnitt der Zauberin eine Locke von ihrem langen Goldhaar ab und hielt sie weinend dem heimkehrenden Gatten als unzweifelhaften Beweis seiner Schuld vor die Augen. Da fühlte der Graf Scham und Reue; zugleich war der Bann von seinem Herzen gelöst, und er blieb von nun an seinem braven Weibe treu. Um die Grotte der verlassenen Elfin aber hörte man von der Zeit an nachts die herzerreißendsten Klagetöne, bis endlich der Spuk durch Gebete für immer gebannt wurde.



Rinteln.

Rinteln ward durch den Grafen Adolf von Schaumburg, welcher ein Cistercienser-Monnenkloster 1238 hierher verlegte, gegründet. Dahin siedelten mit der Zeit auch die Bewohner eines jenseit der Weser gelegenen Ortes Rentelen über, und so entstand die Stadt Rinteln, in welcher 1621 die Grafen von Schaumburg ihre Landesuniversität errichteten.

Dieselbe hatte wechselnde Schicksale, bis sie 1810 durch König Jérôme von Westfalen aufgehoben ward. Abgesehen von einigen berühmten Namen war aber Rinteln kein Ort der Aufklärung, wenigstens nicht im 17. Jahrhundert, wo „kein altes Mütterchen ihres Lebens sicher war“; ja 1653—1660 leistete der „weise und fürsichtige Stadtrat von Rinteln das Stärkste im Hexenverbrennen“. Nicht ganz ohne Erfolg ließ dagegen hier der edle Friedrich von Spee (1631) sein berühmtes Werk: „Cautio criminalis contra sagas“ erscheinen.

Das Steinhuder Meer. Nördlich vom Deistergebirge, an der Nordgrenze von Schaumburg-Lippe, zeigt sich dem Reisenden ein langer hellglänzender Wasserstreifen, ein ungefähr 0,175 geograph. □ Meilen großer See, das Steinhuder Meer. „Der Miniatursee, in 43 m Höhe, 5 m tief, hat im Nordosten in den bis 518' = 168 m (370 F. F. relat. Höhe) hohen Rehburger Bergen seinen Monte Baldo, in dem auf künstlicher Insel liegenden Wilhelmstein sein Peschiera, in der Aue seinen Mincio.“

Der Wilhelmstein ist eine Musterfestung, welche einst der kriegerische Held Graf Wilhelm von der Lippe (gest. 1777) anlegte. In der von ihm gegründeten Kriegsschule erhielt auch der berühmte Regenerator des preussischen Kriegswesens Gerhard David von Scharnhorst seine erste militärische Ausbildung. Wirklich sehenswert sind die Sammlungen von Geschützen und Waffen in der Festung. Am westlichen Ufer liegt, unweit Bunstorf, der jährlich im Durchschnitt von ungefähr 800 Kurgästen besuchte Badeort Rehburg.

Doch kehren wir zur Weser zurück.

Bad Deynhausen. Am rechten Ufer der Verre, eines Nebenflüßchens der Weser, liegt unweit Rehme anmutig das vielbesuchte Bad Deynhausen, so genannt nach seinem Begründer, dem Berghauptmann v. Deynhausen (1845). Die bereits 1839 begonnene Bohrarbeit auf Salz ergab nachgerade eine Tiefe von 785 m, und eine Soolquelle von „seltener Ergiebigkeit und Heilkraft“. Schon Alexander v. Humboldt nennt in seinem Kosmos dieses Bohrloch die größte relative, d. h. unter den Meeresspiegel hinabsteigende Tiefe, welche die Menschen bisher erreicht haben.

Die vorsorgliche preussische Regierung nahm sich der Anlage des Bades bereitwillig an, und so ward im Juni 1845 das Bad mit drei ziemlich einfachen Badehäusern eröffnet. Zehn Jahre später machte sich besonders der Handelsminister von der Heydt um seine Vergrößerung verdient, und jetzt erhebt sich ein architektonisch reizvolles und stattliches, von König Friedrich Wilhelm IV. selbst entworfenes Badehaus. Außerdem treten „die drei zu Bädern benutzten kohlen säurereichen Thermalsoolquellen, welche zusammen stündlich 74 cbm Wasser liefern, in dem schönen, von Venné angelegten Kurgarten zu Tage, die wärmste und Hauptquelle in einem mächtigen, 9 m hohen Strahle. Die Bohrlöcher sind gegen 620 m tief und mit hohen Bohrtürmen überbaut“ Eigentümlich ist das Dampfbad, ein künstlicher Wasserfall der Heilquelle in einer bedeckten Rotunde. Daneben sind noch die Soolbäder aus besonderen, 4% und 9% haltenden Soolquellen, ferner auch die Gas- und Wellenbäder zu erwähnen.

In der Nähe liegt die königliche Saline Neusalzwerk, in deren Umgegend man schon 1847 das Flözgebirge bis auf 700 m Tiefe durchbohrt hatte; dieselbe liefert jährlich 50 000 Centner Salz.

Wir nähern uns nun dem Glanzpunkte des großen Wesergebietes, der sogenannten Porta Westfalica im Süden von Minden.

Porta Westfalica.

„Der Morgen graut; es lüftet sich der Schleier,
 Der dämmernd noch die Erde rings umzieht;
 Im Osten glimmt ein sanftes Rosenfeuer,
 Und dampfend vom Gebirg der Nebel flieht,
 Die Luft wird frischer und der Himmel freier,
 Die Wolken zieh'n, vom Morgenrot beglüht;
 Es sterben hin die letzten bleichen Sterne,
 Und duftig taucht herauf die blaue Ferne.“

So liegst du da vor meinen trunt'nen Blicken
 Im Morgengold, Porta Westfalica;
 Gewaltig Thor, das Felsenflügel schmücken,
 Du Riesenpforte der Germania!
 An dir soll sich mein müdes Herz erquicken,
 Und ob ich Deutschlands schönste Auen sah —
 Hier, wo die Weser braust durch deine Säulen,
 Auf echtem deutschen Boden will ich weilen.“



Das Steinhuder Meer.

Also begrüßt der Dichter die imposante Porta Westfalica, und ähnlich die Verfasser des „Malerischen und romantischen Westfalen“:

„Wer von euch stand bei Sonnenuntergang auf der Weserbrücke bei Minden? Aus den Moor- und Heidestrecken des nordwestlichen Westfalen kommend, deren ödes Grau in Grau nur zuweilen ein Architekturblitz aus dem Mittelalter durchleuchtet, der Osnabrücker Dom etwa oder der lichte giebelzackige Strahl des Rathauses zu Münster, schritt er vielleicht trüb genug in die alte Stromstadt Minden hinein, und weder das buschige Glacis, noch der stattliche Simeonsplatz, weder der freundliche Domhof, noch die engen, altertümlich düsteren Straßen waren imstande, ihn eine glänzende Verwirklichung seiner Träume von einem

„malerischen und romantischen Westfalen“ hoffen zu lassen. Endlich hat er das Thor der Stadt erreicht. Noch ein paar Schritte und er steht auf der siebenbogigen Brücke; unter ihm schießt in die weite unabsehbare Fläche die Weser; und wendet er das Gesicht stromauf, rechts nach Süden, so sieht er die Berge, die der Anprall der Wasser vor Jahrtausenden durchbrochen, stolz und trotzig sich erheben. Die Porta Westfalica liegt vor ihm; nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor (nur der östliche, der Antonius- oder Jakobsberg, wird unmittelbar von der Weser bespült), sondern ein nicht allzu schmales Querthal, welches außer dem Strome Wiesen und Ackerland anmutig ausfüllen, dessen Benennung aber, zumal von dieser Seite und in dieser Entfernung, durchaus passend und gerechtfertigt erscheint. Es ist nämlich noch eine gute Stunde bis dort, wo die Weser den Gebirgsrücken zerschnitten hat; links und rechts, dort unter den Namen des Süntels oder des Wesergebirges κατ' ἐξοχην, hier unter dem des Wiehegebirges streichend, zeigt er dem Blicke des Beschauers keine einzige Kerbe, keinen einzigen tiefen Einschnitt; nur der gewaltige, weitklaffende zwischen dem Jakobs- und dem Wittekindsberge liegt vor Augen und ist nun, abgesehen davon, daß durch ihn der Fluß aus dem Gebirgsland in die Ebene sich ergießt, in seiner Einsamkeit um so mehr einem imposanten Thore, einer Weserscharte, wie die umwohnenden Landleute die Pforte nennen, vergleichbar, als die Entfernung ein scheinbares Aneinanderrücken der getrennten Bergmassen bewirkt, und das Wiesengelände dazwischen in so geringer Breite zeigt, daß nun fast Berg neben Berg emporzuragen und die Weser hart am Fuße beider sich zu schlängeln scheint.

Das ist die Porta; und wer sie so gesehen hat nach mühsamer Durchwanderung des Flachlandes, von der Mindener Brücke aus, felsig und waldbig, und von den heißen Tinten eines Sonnenuntergangs zu Ende Mai magisch beleuchtet, wohl schlug dem das Herz hoch auf vor Freude, und er lauschte lechzend hinab in das murmelnde Geschwätz des Flusses, der alle Märchen und Heimlichkeiten des eben verlassenen Waldgebirges ihm erzählen zu wollen schien. Silberfarben, hier und dort einen Scheideblick der Sonne zurückwerfend, kam er durch Wiesen und Weiden herangeschossen; einsame Rähne schwammen stromunter; drüben noch eine vollständige „Maß“, „Bock“ und „Hinterhang“ und „Bulle“, die von keuchenden Pferden sich hinaufziehen ließ nach Hausberge; Herden am Ufer: ein heiteres lachendes Idyll lag vor ihm, dessen Grundton, den der Ruhe und des stillen ländlichen Friedens, selbst der am Fluß gelagerte Kriegsmann — Minden — nicht zu stören vermochte.“

Minden. Wenden wir uns nun zu der altherwürdigen Stadt Minden, seit Karl dem Großen bis 1649 Sitz eines Fürstbischofs, bis 1872 Festung. Die Etymologie des Namens führt auf den Sachsenhelden Wittekind zurück. Dieser soll einst dem ersten von ihm eingesetzten Bischof St. Herumbertus von Minden sein Gebiet mit den lakonischen Worten abgegrenzt haben: „Myn — Dyn!“ (Mein — dein!), d. h. „Dies gehört mir — Das dir!“ oder: „Dies ist sowohl mein als dein!“ Andere legen dem Bischof diese Worte in den Mund. Dieser etwas zweifelhaften Herleitung steht die vom altdeutschen Zeitwort „minnen“ wegen der minniglichen Lage gegenüber, die einigermaßen durch andere minnigliche Lokalitäten der Nachbarschaft, wie „Himmelreich“, „Amorkamp“ und „Venusbach“ unterstützt wird.



Porta Westfalica.

J. G. Schenk

Mindens reizende Lage preist schon der alte Historiker Meibomius, welchen Augen anführt, mit folgenden lateinischen Versen:

„Ibi rivi, ibi fontes,
Ibi aquae nec non montes,
Et brutorum pascuae;
Inibi videntur frontes
Dominarum et insontes
Ibi torrens Wisarae.“

„Dort sind Bäche, dort sind Quellen,
Berge, d'raus die Wasser schwellen,
Für die Herde Weide-Au'n;
Dort sind Frauen mit der hellen
Keinen Stirne, dort die Wellen,
Die die Weser strömt, zu schau'n.“

In den ältesten historischen Erinnerungen spielt der Sachsenherzog Wittekind eine große Rolle. Hatte er doch hier seine wichtigsten Besitzungen, auf den Höhen, die sich von der Weserscharte aus nordwestlich ziehen, dem Wiehegebirge.

Ja, an der Stätte, wo sich jetzt der schön proportionierte Dom erhebt, soll er ein festes Schloß besessen haben, von dem noch bis zum Jahre 1613 ein starker Turm zu sehen war. Diesen habe der Dompropst abbrechen lassen, und dabei sei man auf steinerne Särgе, Gerippe und irdene Gefäße gestoßen. Ferner zeigt man bei Minden einen „Königsborn“, in welchem der Sachsenherzog die Taufe empfangen haben soll; indessen fand die Taufe Wittekinds erwiesenermaßen in Attigny statt, und so verdankt die Quelle vielleicht ihren Namen dem Aufenthalte Konrads des Saliers (1026).

Die Stiftung des Bistums Minden verlegt man in die Jahre 780 oder 803, und es wirkten dort 60 Bischöfe, bis der Westfälische Friede das Werk Karls des Großen zerstörte.

Verhältnismäßig spät, als das Christentum jenseits bei den Franken bereits verbreitet war, erst im 7. Jahrhundert, kamen die Apostel, die Wildnis der Gegend und der Herzen zu lichten.

„Und als mit fester Eisenhand
Held Karl das deutsche Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte;
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nord'schen Wellen baden“,

so besingt dies Dingelstedt in seinem Lobgedicht: „Die Weser“. Und in der That, der Eifer der ersten christlichen Sendboten hat etwas Heroisches. Mit kühner Hand fällen sie die heiligen Eichen des Heidenvolkes, zerstören ihre Irmen-säulen, roden Wälder und undurchdringliche Wildnisse aus, stiften Kirchen und Kapellen, beugen den störrischen Sinn der Feinde und ertragen Hohn und Spott, Verfolgung, Wunden, ja selbst den Tod. „Fromme Frauen, bei denen ihre Lehre zuerst Eingang gefunden, beherbergen und pflegen sie; sie wirken Wunder zu deren Belohnung, wie bei ihrem Grabmal ebenfalls Wunder geschehen; sie verscheuchen die Unzahl schädlicher Vögel, wie Ludger die wilden Gänse bei Millerbeck; sie lassen Quellen in der Einöde aus Felsen entspringen, heilen Kranke u. s. w.“ In den Legenden von den Ewaldsbrüdern, der heiligen Ida, dem heil. Suitbert, dem Carl Siegfried von Northumberland und vielen anderen strahlt uns zwar nicht die blendende Pracht mittelalterlicher Romantik entgegen; aber es leuchtet uns die reine Himmelsglorie der sich für die heilige Kirche und das Wohl der Armen aufopfernden Nonnen und weltentsagenden Mönche wohlthwend in das Herz.

Auch an Karl den Großen, den kühnen Eroberer des Sachsenlandes und Verkündiger des Kreuzes, den „aisken Schlächter“, wie ihn die Sachsen in ihren Berwünschungen nannten, erinnern noch viele Sagen und Legenden. So soll er bei Dsnabrück mit einer bloßen Gerte einen heidnischen Opferaltar aus Felsen in Stücke geschlagen haben. Ja, sowie wir ihm die Pflanzung der edlen Reben bei Rüdesheim und Ingelheim verdanken, so auch die echten westfälischen Schinken.



Minden.

Darum besingt Schlegel in seinem originellen Trinkliede die Verdienste des großen Karl wie folgt:

„Wenn wir den Rheinwein trinken,
So werde sein gedacht;
Auch die westfäl'schen Schinken
Hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen;
Es war ein strenges Muß;
Er zog sie bei den Fachsen
Wohl an den Wejerfluß.

Die heidnischen Westfalen,
Die schlachteten nicht ein;
Die Mönche d'rauf befohlen
Ein fett Sanct Martinschwein.

Den heil'gen Mann zu ehren,
Hing man es in den Rauch:
So sah man sich vermehren
Den lobenswerten Brauch.

Es lebe Karl der Große,
Ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße
Bei seinem Namen an!“ —

Zur Errichtung von Stiftern erwählte man aber mit Vorliebe wichtige heidnische Sitze und Mittelpunkte, und Kirchen erbaute man da, wo ein Wunderzeichen des Himmels die Stätte bezeichnet hatte. Um den geistlichen Sitz erstand dann allmählich eine Stadt, deren weltliches Oberhaupt der Bischof selbst ward. Gar häufig vertauschte ein solcher Kirchenfürst den Hirtenstab mit dem Schwerte, sei es, sich gegen die wilde Raublust roher Nachbarn zu verteidigen, sei es, um das Gebiet zu erweitern. So finden wir auch die Bischöfe von Minden bisweilen in Fehden verwickelt, und nicht selten gehen sie als Sieger daraus hervor. Die Städte suchten sich zum Teil der Herrschaft des Krummstabs zu entziehen und die geistlichen Herren in ihren eigenen Territorien zu beschränken. So wurden die Bischöfe von Minden gezwungen, ihre eigentliche Residenz nach Petershagen zu verlegen. Unter Kaiser Heinrichs IV. Regierung ward der Bischof Volkmar von Minden als ein Opfer der Parteinut ermordet. In der Reformationszeit geriet das Stift „in die unsauberen Hände“ des der neuen Lehre anhängenden Grafen Hermann von Schaumburg, welcher den Abt von Loccum auf öffentlicher Straße durchprügelte und nach endlich erhaltener päpstlicher Bestätigung sich auf die Arensburg zurückzog, um dort eine Bauerndirne zu heiraten. Der letzte (sechzigste) Bischof von Minden, Graf Franz Wilhelm von Wartemberg, war ein thatkräftiger Mann. Er war zugleich Bischof von Regensburg, Osnabrück, Minden, Verden und zuletzt Kardinal der römischen Kirche.

Durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges vertrieben, mußte sich der ehemals so reiche Herr mit den Einkünften seines Archidiaconats an der Kirche des heiligen Cassius zu Bonn begnügen, trat dann als Gesandter Kurkölns in Wien, Regensburg und Rom auf und vertrat auf dem Friedenskongreß in Münster fünfzehn Stimmen. Doch konnte er sich sein eigenes Bistum Minden nicht retten, das an Brandenburg für seine Ansprüche an Pommern hingegeben ward. So zog der schwarze Adler in die Stadt ein und am 1. Februar 1650 nahm der Große Kurfürst persönlich die Huldigung entgegen.

Minden ist später im Siebenjährigen Kriege bedeutungsvoll geworden. 1758 war der Marquis von Morangies vom Erbprinzen von Braunschweig aus Minden vertrieben worden. Im Sommer 1759 rückte unter Marschall Contades und Herzog von Broglio ein großes französisches Heer über den Rhein heran gegen Minden, worin ein General Zastrow eine preußische Besatzung befehligte. Ein Verräter Namens Sander aus Althausen, dessen Hof noch heute verflucht ist, zeigte den Feinden eine Furt durch die Weser. So ward die Festung zur Nachtzeit überrumpelt. Da rückte der Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Heer von den Franzosen zuvor tief nach Westfalen zurückgedrängt worden war, wieder mit 50 000 Mann heran. Das französische Heer, 80 000 Mann stark, lagerte gegenüber, die Höhen des Wittekindsberges im Rücken.

Ein Bote des Marschalls Contades, der dem Herzog von Brissac ein Paar Schuhe nach Herford als Modell für eine Lieferung dieser Stadt bringen sollte — Jobst Heinrich Lohrmann hieß der schlaue und ehrliche Bürger von Minden — lieferte zuerst seine Schuhe dem Herzog von Braunschweig ab, welcher zwischen den Sohlen eine höchst wichtige Depesche fand, wonach der Angriff der Franzosen auf den 1. August festgesetzt war und Brissac gleichzeitig den Erbprinzen von Braunschweig, der mit einem besondern Corps bei Quernheim stand, angreifen sollte. Danach wußte besonders Graf Wilhelm

von Schaumburg-Lippe, der unter dem Herzog von Braunschweig stand, seine „ausgezeichneten Artilleriestellungen“ zu nehmen. Dadurch ging die Schlacht bei Minden für die Franzosen verloren. Leider verhinderte die Insubordination des Reitergenerals Lord Germain, den Sieg völlig auszunutzen. So konnten sich Contades und Broglio nach einem Verlust von 7000 Mann, 25 Geschützen und vielen Fahnen doch in ziemlicher Ordnung zurückziehen. Lord Germain ward in England vor ein Kriegsgericht gestellt und kassiert; König Georg II. strich ihn selbst aus der Liste der geheimen Räte, und das Volk hätte ihn beinahe zer-rissen. Auch der Herzog von Brissac, welcher gleichzeitig den Erbprinzen von Braunschweig hatte angreifen und vernichten sollen, wurde nun umgekehrt von diesem geschlagen. Infolgedessen fiel Minden in die Hände der Verbündeten, und die Franzosen mußten sich nach Hameln, Münden und Kassel zurückziehen.

Zur Erinnerung an diesen Sieg steht auf dem Schlachtfelde von Todten-hausen ein am 1. August 1859 gesetztes gotisches Denkmal.

Seit 1816 war Minden in eine Festung nach modernem Schnitt umgewan-delt, doch hatte sie späterhin keine Belagerung auszuhalten.

Sehen wir uns nun in der Stadt Minden selbst etwas um, so verdient vor allem der in schönen Verhältnissen erbaute Dom unsere Beachtung. Früher stand an der Stätte eine kleinere, dem heiligen Gorgonius, Laurentius und Alexander geweihte Kirche, die während des Aufenthaltes Heinrichs IV. 1062 ein Raub der Flammen ward. Alsdann führte man wohl zunächst den roma-nischen, ziemlich plumpen und geschmacklosen Turmbau aus; romanisch ist auch der östliche Teil, gotisch dagegen das zwischen Turm und Chor eingeschobene Langhaus, das drei gleichhohe Schiffe mit kühn anstrebenden Kreuzgewölben besitzt. Das Innere des Doms wurde im Jahre 1832, der Chor 1864—1865 restauriert. Besonders schön in der Anlage des Maßwerks sind darin die Fenster.

Der Domschatz enthält außerdem ein romanisches Reliquiarium und ein Kreuzifix mit einer großen Kamee, einem Sardonix mit dem Bilde eines römischen Kaisers, das der gelehrte Eckhard für dasjenige Karls des Großen erklärt hat.

Unter den anderen Kirchen Mindens erwähnen wir die Marienkirche, welche das Epitaphium des streitbaren Ritters Georg von der Holle, „des westfälischen Sickingen“, enthält. Dieser Held lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und von ihm sagt ein Denkmal: „Complecti hac tabula singula nemo potest“, d. h.: „Alle Einzelheiten kann niemand auf einer einzigen Tafel verzeichnen.“ Desto mehr spricht das Volk davon, wenn auch die Heldenthaten dieses Mannes meist auf fremdem Boden spielten: er diente König Philipp von Spanien im Kriege wider Frankreich 1557 und dem Dänenkönig wider Schweden 1563.

Auch ein niedersächsisches Sprichwort erinnert an diesen heldenhaften Ritter Georg von der Holle:

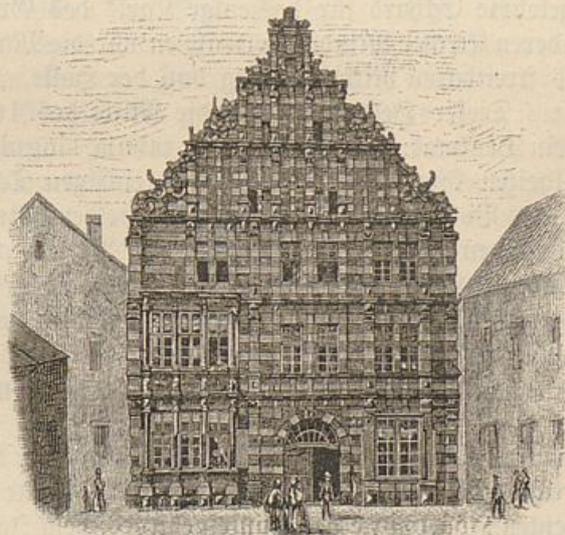
„Halt zum Freunde Mönchhausen, Holle und Halle,
So behältst du deine Ruh im Stalle!“ —

So laßt denn noch einmal die Blicke über die Türme der Weserfestung und auf die Porta am rechten Ufer hinschweifen und von dem Strome Abschied nehmen. Da liegt auf dem letzten Höhepunkte des Süntelgebirges, dem Jakobsberge — so benannt nach einem dort wohnenden Invaliden — südlich von der aus 20 Häusern bestehenden Kolonie und dem Eisenwerke Porta der Marktslecken Hausberge, 1400 Einwohner, das „Haus der edlen Herren vom Berge“, eines mächtigen Geschlechts,

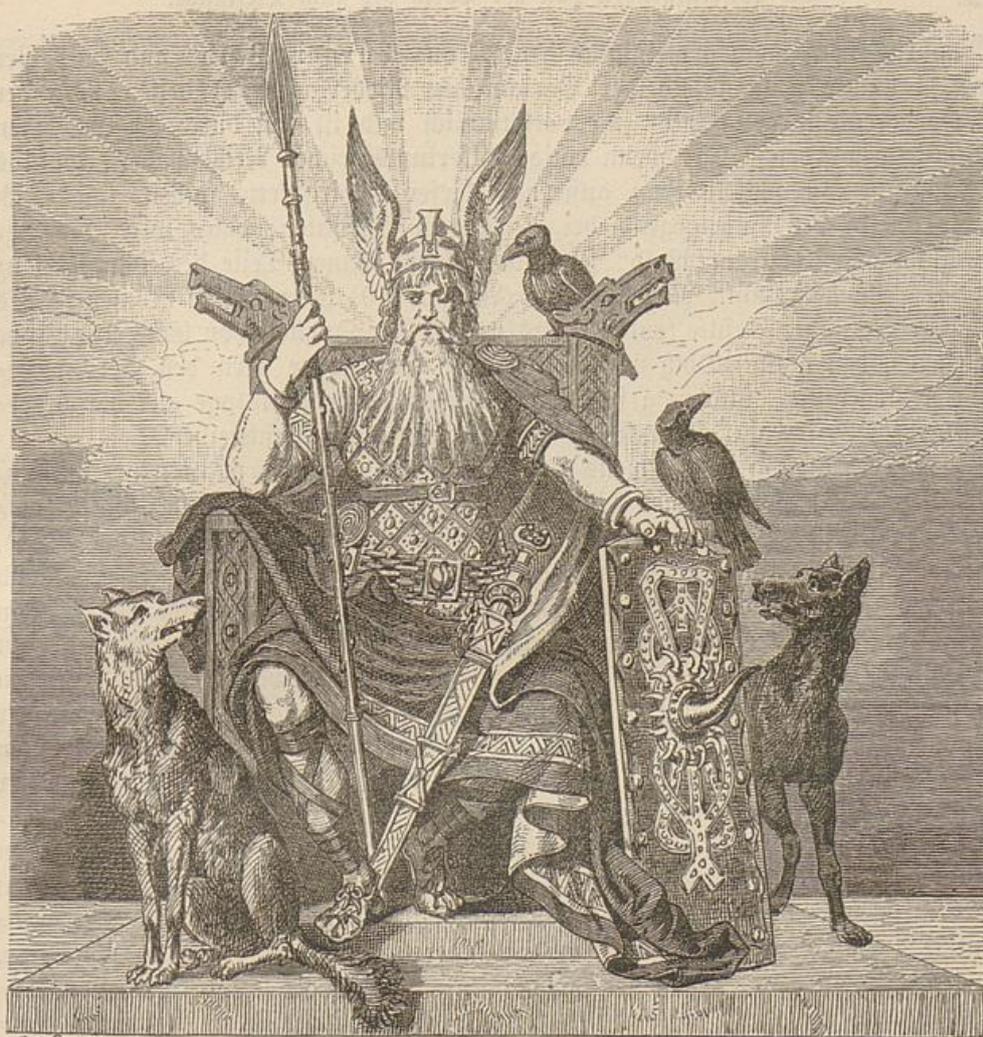
das bis zu seinem Erlöschen gegen Ende des 14. Jahrhunderts die erbliche Schutzvogtei über die Mindener Kirche besaß und sich für Nachkommen Wittelinds hielt. Sie wohnten in der jetzt verschwundenen Schalksburg im Thale, ihr Stammsitz aber lag auf der Höhe, die mons Wedigionis genannt wurde, und hieß in Urkunden castellum Widegenborch. Er war der höchste Punkt (834 P. F. = 271 m über dem Weserspiegel) auf dem „Wiehegebirge“. Im 13. Jahrhundert erbauten dort Minoritenmönche die Margaretenklause. Im 10. Jahrhundert scharte eine fromme Frau, Namens Theutwif, gleichgesinnte Frauen um sich, die nach der Benediktinerregel lebten. Ihnen verdankte nachmals das Fräuleinstift zu St. Marien in Minden seine Entstehung. Auf sie, ihr Kloster im Walde am Wittelindsberge und auf die Schloßruinen in Hausberge hat man das bekannte schöne Volkslied vom „Fräulein vom Berge“ bezogen.

„So meldet sie (die Weser) dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Der Türme und der Segel Schimmer.

Und meermwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie dichterische Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam weh'n und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wanderlied belauschen.“



Rattenfängerhaus zu Hameln.



A. S. D. 1840.

Odin, der Göttervater.

Die Wesergegenden von der Porta bis zum Tieflande.

Der Teutoburger Wald. — Der Osning und die alten heidnischen Göttersitze. — Noch einmal die Irminsül und das templum Tanfanae. — Die Karlschanze bei Willebadessen und der Bullerhorn bei Altenbeken. — Driburg und Iburg. — Die Hinnenburg und Affenburg. — Das Rethethal. — Die Externsteine bei Horn. — Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal (Ernst v. Bandel). — Detmold und die Senne (Pferdezucht). — Das Winnfeld und der Paß von Bielefeld. — Bielefeld und der Sparrenberg. — Das Ibbenbürener Kohlengebirge. — Iburg und Dörenberg. — Osnabrück (Justus Möser). — Tecklenburg.

Von Marsberg an der Diemel bis nach Osnabrück erstreckt sich in halbmondförmigem Bogen eine waldige Bergkette, welche in mittelalterlichen Urkunden Osning oder Osnegge genannt wird. Aus der letztern Benennung ist durch Abkürzung der Name „Egge“ geworden, wie man heutzutage den Gebirgszug von Marsberg bis in die Gegend von Paderborn zur Lippequelle geographisch zu benennen pflegt. Den nordwestlichen Zug von da bis nach

Osnaabrück heißt man gemeiniglich den „Teutoburger Wald“ und sucht hier das berühmte Schlachtfeld der Varianischen Niederlage. Indessen war der Name „Teutoburger Wald“ nie vollstümlich und ist erst durch die Gelehrten geläufig geworden. Ja, wenn einige Altertumsforscher Recht haben, die das Varianische Schlachtfeld ganz außerhalb dieser Gebirgskette suchen, wie z. B. Esselen in der Hügellage bei Beckum in Westfalen, dann wird die Benennung „Teutoburger Wald“ selbst von einem kleinen Teile des Osning ganz mit Unrecht gebraucht. Nach Tacitus (Ann. I, 60) nannten die Römer so das Waldgebirge oder Defilée (saltus), das unweit der Quellen von Ems und Lippe gelegen haben muß. Doch wir wollen diese Streitfrage gern den Herren Gelehrten überlassen, und mag sich noch mancher junge Philologe aus der hohen Varuslitteratur seine Doktordissertation zusammenschreiben.

Die Erklärung des Namens Osning giebt J. Grimm in seiner Mythologie (S. 106) als „heiliger Wald“ von dem sächsischen os, d. h. „Gott“, womit die nordische Benennung der Götter „Asen“, soviel als „Stützen der Welt“, zusammenhängen soll. Sollte demnach Osning soviel bedeuten wie das „Reich der Asen“, wie es denn nicht an Beweisführungen fehlt, daß im sogenannten Teutoburger Wald einst die germanische Götterverehrung ihren Hauptsitz gehabt haben soll? Und dies ist nicht undenkbar, sondern vielmehr wahrscheinlich. Würden sonst unsre Vorfahren mit solcher Wut gerade hier dem verhaßten Joche der Römer getrotzt haben, wenn sie nicht gerade hier für ihr Teuerstes, ihre größten Heiligtümer, pro aris et focis gekämpft hätten? Und sieben Jahrhunderte später stritten die Nachkommen derselben Cherusker, die zähen Sachsen, mit dem Heldenmute der Verzweiflung abermals hier für ihren alten Glauben, für ihre alten Götter, gegen den fränkischen Karl den Großen. Daß hier unsre Vorfahren ihre heiligen Haine, ihre Altäre und Göttersitze hatten, scheint sich durch auffällige Anklänge von Ortsnamen an die Benennungen der heidnischen Göttersitze, wie wir sie in den Liedern der Edda lesen, zu bestätigen. Wir verweisen deshalb des Weiteren auf die Ausführung des jetzt in 3. Auflage in unserm Verlage erschienenen Werkes von Dr. W. Wagner: „Unsere Vorzeit“ S. 16 ff. (vergl. die Karte Schierenbergs von der „Gnitahede“).

Freilich sind oft Etymologien auf den ersten Blick überraschend, bei näherer Beleuchtung aber mindestens zweifelhaft. So entpuppt sich die hochpoetische Offenstiege, die zunächst als Asenpfad gedeutet wurde, nach plattdeutscher Auslegung des Wortes „Offen“ für „Dahen“, sehr prosaisch als ein „Biehsteg“. Ja, selbst die plausible Ableitung des „Teutoburger Waldes“ von einer Burg, resp. einem Heiligtume des germanischen Stammgottes Teut, und ebenso des Teuthofes am Fuße der Grotenburg wird durch Auffindung eines höchst prosaischen Gutsbesitzers „Töte“ oder „Tötemeier“ ziemlich zweifelhaft. Eine Beziehung des Osning aber zur germanischen Mythologie finden wir auch in der nordischen Wilkinasage, in der es heißt, daß der Held Dietrich von Bern an dem Walde Osning in eine Herberge kommt und dort von der Burg Drachensfels und dem Könige Drosian an der andern Seite des Waldes erzählen hört. Endlich soll sich nach des Geschichtsforschers Giefers Annahme zwischen Driburg und Willebadessen das Nationalheiligtum der Sachsen, das templum Tanfanae, befunden haben, das Germanicus bei seinem Zuge durch das Gebiet der Marsen im Jahre 14 v. Chr. von Grund aus zerstörte.

Der schon erwähnte Altertumsforscher Esselen jedoch nimmt dies Heiligtum in Borgeln, im Kreise Soest, an und macht es wahrscheinlich, daß Tanfana keine wirkliche germanische Gottheit gewesen, sondern der Name vielleicht aus Mißverständnis entstanden sei und wohl nichts weiter als fanum, d. h. Tempel, bedeute, wie sich denn dort im Volksmunde heute noch der Ausdruck „ten fanen“ erhalten habe. Auch ist es nicht einmal nötig, hier an einen wirklichen Göttertempel zu denken; es war wohl nur ein heiliger Wald, ein eingefriedigtes Heiligtum; denn wie Tacitus selbst an anderer Stelle sagt, hielten unsre Vorfahren der Hoheit ihrer Götter nicht angemessen, sie in Wände einzuschließen und sie in Bildsäulen darzustellen. Demgemäß muß man auch die räthelhafte Irminsäule, von der wir im vorigen Kapitel ausführlicher gehandelt, beurteilen. Nach Eginhards Beschreibung fand sie Karl der Große 772 auf seinem Zuge von der Eresburg her nach der Weser hin in der Nähe des Tanfana-Heiligtums. Obwohl wir bereits früher von der Irminsäule mancherlei erzählt haben, wollen wir hier doch noch einen kleinen Roman kurz wiedergeben, den wir bei dem Paderborner Geschichtschreiber Bessen lesen und der an Bellinis bekannte Oper „Norma“ erinnert.

„Hildegard, die Tochter des dänischen Gouverneurs Clodoald, wurde in ihrem siebenten Jahre geraubt und ward in Sachsen Priesterin an der Irminsäule. Ein Bruder von ihr, Namens Clodoald, hatte ein ähnliches Schicksal; Seeräuber brachten ihn nach Afrika, wo er mit dem Sohne eines Schäfers unter dem Namen Ischyron aufwuchs. Nun suchte der Vater Clodoald mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth die verlorenen Kinder und kam so in den dem Gözen Irmin geheiligten Wald, unweit der Eresburg. Hier erlegte er einen Eber, wofür ihn die Gottheit mit Blindheit strafte. Außerdem sollte er als Sühne dem beleidigten Gotte dasjenige opfern, was ihm zuerst bei der Heimkehr begegnete. Dies war der unglückliche Hyacinth. Zwei fremde Ritter, die von der beschlossenen Opferung des Jünglings hörten, unternahmen es, ihn zu befreien. Diese beiden waren aber niemand anders als der junge Clodoald, sein Bruder, und sein Freund, der Hirtensohn Faustinus. Die Befreiung gelingt nicht völlig; doch nehmen die Gözenpriester den Vorschlag der beiden Fremden an, daß sie mit den wilden Tieren, die den Gözen bewachen, kämpfen wollten. Sie erlegen auch im Kampfe die Löwen und Bären, für die das unglückliche Schlachtopfer bestimmt war, werden aber von den erzürnten Priestern mitsamt Hyacinth aufs neue gefesselt. Da fühlt die Hohepriesterin Hildegard — eine zweite Iphigenie auf Tauris — Mitleid mit den Gefangenen und beschließt ihre Befreiung. Doch sie wird gleichfalls ergriffen und soll mit den drei Jünglingen ihren Frevel büßen. Nun naht als deus ex machina Karl der Große nach der Zerstörung der Eresburg. Ihm vertraut sich der alte Clodoald in seinem Kummer an, gelobt Christ zu werden und erlangt sein Augenlicht bei der Taufe wieder. Darauf werden den Gefangenen die Bande gelöst, und es erfolgt eine allgemeine rührende Erkennungsscene.“

Karlschanze und der Bullerborn. Bei seinem Marsche von der Eresburg her, der Weser zu, soll sich Karl der Große auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadeffen gelagert haben. Man nennt dieselbe die Karlschanze und zeigt noch heute auf ihr Spuren von Wällen. Hier verweilte nach Eginhards Bericht der große Kaiser drei Tage, und dabei soll sich folgendes

Wunder zugetragen haben: Es trat eine solche Dürre ein, daß das Heer verschmachtet wäre, wenn nicht plötzlich reichliche Wassermassen aus einem Berge hervorgebrochen wären, ohne daß ein Moses sie mit seinem Zauberstabe hervorgelockt. Diese Wunderquelle hat man in dem sogenannten Bullerborn bei Altenbeken wiedererkannt, welcher noch im 16. Jahrhundert periodisch strömte und dann wieder versiegte. Sobald er ausbrach, ging ein geheimnisvolles Rauschen durch die Wipfel der umstehenden Bäume, „sibilum per cacumina arborum“, wie der Chronist meldet. Seit 1638 fließt die Quelle wieder ununterbrochen, aber nicht mehr an dem früheren Orte, wo noch die Reste einer Terrasse und alte Bäume stehen. Das Gewässer vermischt sich mit einem andern, die Sage genannt, nimmt den Namen Befe an und verliert sich bei Neuenbeken im Sande. Hier wollen einige Mythologen das „Sökwabet“ (Sinkebach) der Edda, den Palast der Saga, wiederfinden und in einem Weiher bei Lippsspringe den „Mimirsborn“, wo der Göttervater Odin sein Auge, d. h. das Sonnen- oder Mondeslicht, gegen einen Trunk urweltlicher Weisheit aus dem Wunderquell dem urweisen Riesen Mimir zum Pfande gab.

Diese Annahme beruht auf der Voraussetzung, daß das Asgard unserer Vorfahren inmitten des Teutoburger Waldes lag, und daß vielleicht flüchtige Sachsen ihre Sagenschätze im 8. Jahrhundert in den hohen Norden retteten, wo sie in der Mythensammlung der Edda in klimatischem Kolorit, in nordischer Färbung geborgen wurden. Dies sind freilich nur Hypothesen, denen andere von dem Ursprung der germanischen Götter- und Heldensagen entgegenstehen. So haben ja neuerdings die Herren Bugge und Bang viele antik-klassische Elemente und jüdisch-christliche Überlieferungen in den nordisch-germanischen Sagenstoffen nachzuweisen und zu beweisen versucht, daß die nordischen Wikinge auf ihren Fahrten nach Westen vorzugsweise auf den britischen Inseln von den ersten christlichen Aposteln solche Bestandteile in ihren Sagenkreis verschmolzen.

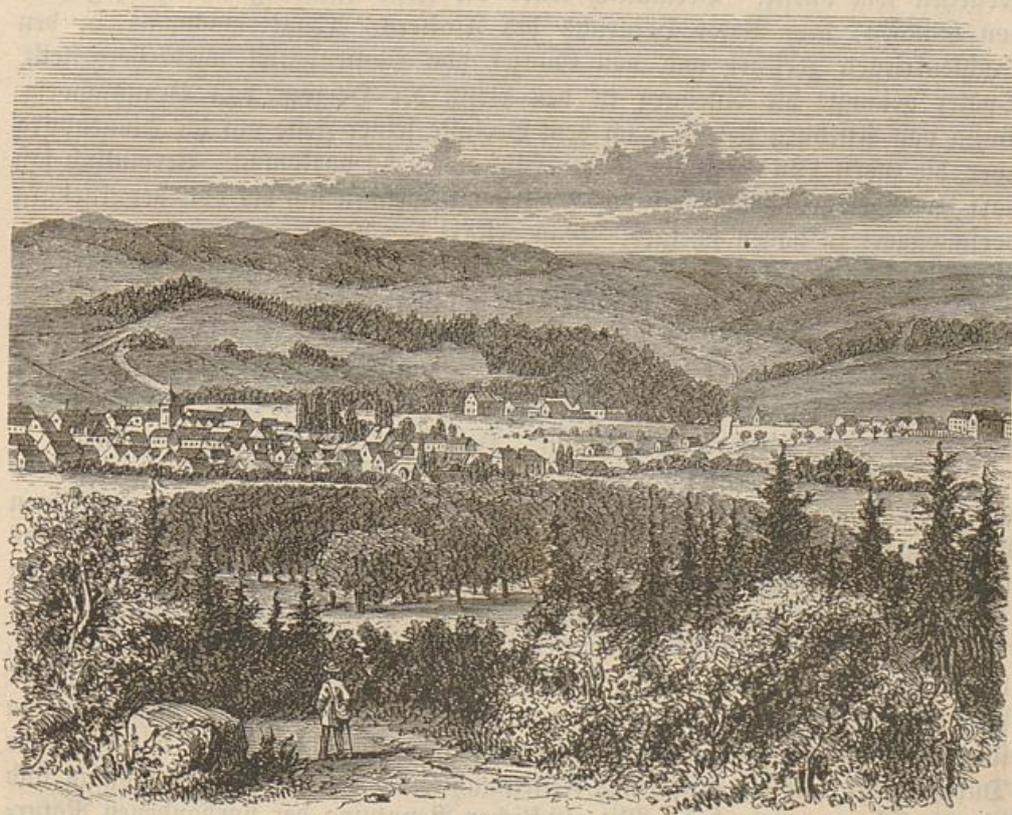
Wir setzen unsere Wanderung fort und gelangen an der ehemaligen, jetzt zerstörten Cisterzienserabtei Hardehausen vorbei nach Willebadessen an der „jugendlichen Nethe“. Dies war ehemals ein Benediktinerstift (1149), um das sich später ein Städtchen anbaute (1317). Weiter rechts liegt ein Kloster, das hochadlige Damenstift Heerse, gestiftet vom Bischof Luthard III. von Paderborn und seiner Schwester Walpurgis Mitte des 9. Jahrhunderts. Sehr sehenswert ist die Kirche, die zuerst eine flachgedeckte Säulenbasilika war; später aber ward sie gotisch umgebaut. Im Innern befinden sich vier schöne Marmoraltäre aus der Rokokozeit, die leider sehr mit Ölfarbe überklebt sind. Aus den alten noch vorhandenen Kammer- und Kenteiregistern ersehen wir, daß z. B. im Jahre 1561 zum Haushalt 12 Thaler 7 Schillinge und 2 Deut, hauptsächlich für Fische, Käse, Salz und Zwiebeln, ausgegeben wurden; das andere bestritten eigener Besitz, Ökonomie und Abgaben. Das Geld hatte aber damals einen viel höhern Wert. So finden wir als Preis eines Pflugs nur 6 Schillinge und als Lohn für die Magd nur 2 Thaler. Die ganze jährliche Einnahme des Stifts betrug an bar nur 275 Thaler. Dagegen betrug im Jahre 1802 kurz vor Aufhebung des Stifts die Einnahme im ganzen 8366 Thaler. Über den Nethegau besitzen wir eine Spezialstudie von dem westfälischen Geschichtschreiber Giefers, in der er nachweist, daß der älteste Anbau in Dörfern, nicht in Höfen stattgefunden, und daß davon im Laufe der Zeiten ungefähr ein Drittel verschwand.

Driburg und Zburg. Wir erreichen das von Waldbergen umkränzte anmutige Thal von Driburg, einem reizenden Badeort mit einer herrlichen vierzeiligen Lindenallee, mit freundlichen Logier- und Badehäusern, Promenaden und Verwaltungsgebäuden, an die sich das gräßliche Schloß anreihet. Die breite Straße mündet in einen schönen Park, „der sich in einem engen romantischen Thale zwischen steilen, mit prachtvollen Fichtenbeständen bedeckten Bergwänden verliert.“ Die Heilquelle sprudelt sehr reichlich hinter der „Wandelhalle“ ihr eisenhaltiges Wasser aus. Über den Ursprung der Stadt Driburg vermutet Giefers in einer Monographie „Zur Geschichte der Burg Zburg und Stadt Driburg“, daß schon frühe am Fuße der Zburg eine Burg entstand, aus welcher nachmals die Stadt Driburg erwuchs. Vermutlich legten die Paderborner Bischöfe im 12. oder im Anfange des 13. Jahrhunderts diese Burg an, und einer der Burgmänner, vielleicht ein Mitglied der Ritterfamilie v. Brakel, ward Stammvater der Ritterfamilie zu Driburg, die urkundlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts genannt wird. Die Erinnerung an die Burg klingt heute noch im Volke nach, wenn es heißt: „nach der Driburg gehen“. Die Ableitung des Namens hängt nicht mit dem Zahlwort „drei“ zusammen; denn von einer dritten Burg ist keine Spur vorhanden, sondern die Benennung entstand wohl aus einer Zusammenziehung des Artikels „der“ mit „Zburg“. Zburg und Driburg erscheinen auch urkundlich so miteinander verwachsen, daß die Geschichte beider nicht zu trennen ist.

Die erste urkundliche Erwähnung der Zburg geht zurück auf das Jahr 1120; ja, Gobelin rückt die Zeit ihrer Entstehung hinauf bis auf Karl den Großen. In ihrer Nähe soll auch nach Giefers die Irminsäule gestanden haben. Soviel ist urkundlich sicher, daß um 1128 der Bischof Bernhard von Paderborn „auf dem Berge Zburg“ ein Nonnenkloster stiftete und damals schon auf demselben eine Kirche des Stifts Neuenheerse stand. Dies läßt darauf schließen, daß der Berg schon früher bewohnt und besetzt war, sonst würde man sich zum Bau einer Kirche schwerlich eine so steile und rauhe Höhe ausgesucht haben. Wie ferner der heilige Bonifacius, nachdem er die Donnereiche bei Geismar gefällt hatte, an derselben Stelle aus dem Holze des Baumes eine Peterskirche baute, so mag auch Karl der Große nach der Eroberung der Cresburg eine solche an der Stätte, wo er die Irminsäule zerstörte, errichtet haben, und in der That wird auf der Zburg schon 1136 eine Peterskirche urkundlich erwähnt. Wegen der Unwirtlichkeit des Aufenthaltes siedelten denn auch die Nonnen von der Zburg bald nach Gehrden über; doch wurde ein Geistlicher oben gelassen. Im Jahre 1184 erhielt das Stift Heerse das Eigentumsrecht über die Zburg; danach kam sie an die Paderborner Kirche; dann ließ 1189 Bischof Bernhard II. von Paderborn die alte Zburg aufs neue besetzen und mit Mannschaft besetzen. Im Jahre 1227 wird ein Ritter Hermann von Brakel unter den Burgmännern der Zburg urkundlich genannt. Später heißt es von den Rittern Werner und Bernhard v. Brakel, daß sie in castro Driborg wohnten; also erscheint hier der Name Driburg statt Zburg. Vermutlich entstand am Fuße der unwirklichen Zburg eine neue, wohnlichere Burg, die Driburg. Um diese siedelte sich dann das Städtchen Driburg an, das auch eine Peterskirche besitzt. Aus der Ritterfamilie von Driburg wird zuerst urkundlich 1256 ein Amelungus de Driborch genannt und danach noch andere. Die

wechselnden Schicksale der Burg und ihrer Besitzer zeigen uns viele noch vorhandene Verkaufsurkunden. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts starb das Geschlecht aus, und die Ansiedelung um die Burg hatte sich zur Stadt emporgeschwungen, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert.

Seine Badeanlagen verdankt Driburg dem Grafen Sierstorff, der im Jahre 1842 im 92. Lebensjahre verschied. Dieser kunstsinige Herr, der auch eine reichhaltige Gemäldegalerie nach Driburg brachte, stammt aus einem niedern Bürgergeschlechte, das sich erstaunlich emporarbeitete. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts siedelte sich ein Faßbinder Sierstorff in Köln an, dessen Sohn es zum Domherrn brachte und dann seinen Bruder Jura studieren ließ.



Bad Driburg.

Dieser Jurist freite die Tochter des Bürgermeisters, ward Syndikus der freien Reichsstadt und nannte sich Franken-Sierstorff. Von da ab klimmte das Geschlecht immer eine Staffel höher vom Stadtgrafen zum Reichsfreiherrnstande. Von einem Enkel dieses Syndikus Franken-Sierstorff, einem Bischof in Antwerpen, rührt die kleine, aber vortreffliche Gemäldegalerie Driburgs her, deren Hauptschmuck ein großes allegorisches Gemälde von Meister Franck aus dem Jahre 1635 ist. Die Schöpfung erinnert uns lebhaft an die bekannte Fabel des Altertums „Herkules am Scheidewege“. Wollust, Ehrgeiz — Wahrheit und Religion machen sich in anschaulichen Gaukelbildern die Herrschaft über einen Jüngling streitig, und den pessimistischen Hintergrund malen Vergänglichkeit und Tod.

Sinnenburg und Assenburg. Nach einer Wanderung durch tiefes Waldesdunkel erblicken wir in einem anmutigen Thale die Stadt Brakel, auf deren linker Seite sich das stolze Schloß Sinnenburg erhebt, dessen Scenerie an das in Guklows Roman „Der Zauberer von Rom“ geschilderte Schloß Neuhof des Freiherrn von Wittekind erinnert. Hier residierte das Adelsgeschlecht derer von Assenburg — ein Name, in welchem Alttertumsforscher Anklänge an das in Tacitus' „Germania“ erwähnte Asciburgium erblickt haben, das Odysseus auf seinen Irrfahrten gegründet haben soll. Wir haben jedoch schon im vorigen Bande dieses Werkes im Kapitel „Aebe“ die Vermutung ausgesprochen, daß unter diesem sagenhaften Asciburg das Städtchen Asburg unweit Kanten zu verstehen sein dürfte. Vermutlich ward die Feste Assenburg von Herzog Otto von Sachsen, dem Vater Heinrichs des Finklers, erbaut, nachmals in den Sachsenkriegen zerstört und von Günzel von Wolfenbüttel wiederhergestellt. Später gelangte die Assenburg in den Besitz der Herzöge von Braunschweig. Busso von Assenburg siedelte nach dem Verluste seiner Feste auf die Sinnenburg über, die zuerst 1261 urkundlich als „Sindeneborch“ vorkommt. Vermutlich saß dort das Adelsgeschlecht derer von Brakel, mit welchen sich die von der Assenburg verschwägert zu haben scheinen. Man erklärt den Namen einfach für „hintere Burg“, indem man noch eine andere verschwundene Feste „Altenburg“ zwischen ihr und Brakel annimmt. Man braucht also nicht an die mythologischen „Sünen“, noch weniger an die historischen „Sunnen“ zu denken. Die Sinnenburg beherrscht äußerst malerisch den Nethegau; auch das Innere des Schlosses ist sehr sehenswert. Um das romantische Schloß webt auch eine anmutige Sage ihren Nimbus, die lebhaft an die Uhländische Ballade „Das Glück von Edenhall“ erinnert.

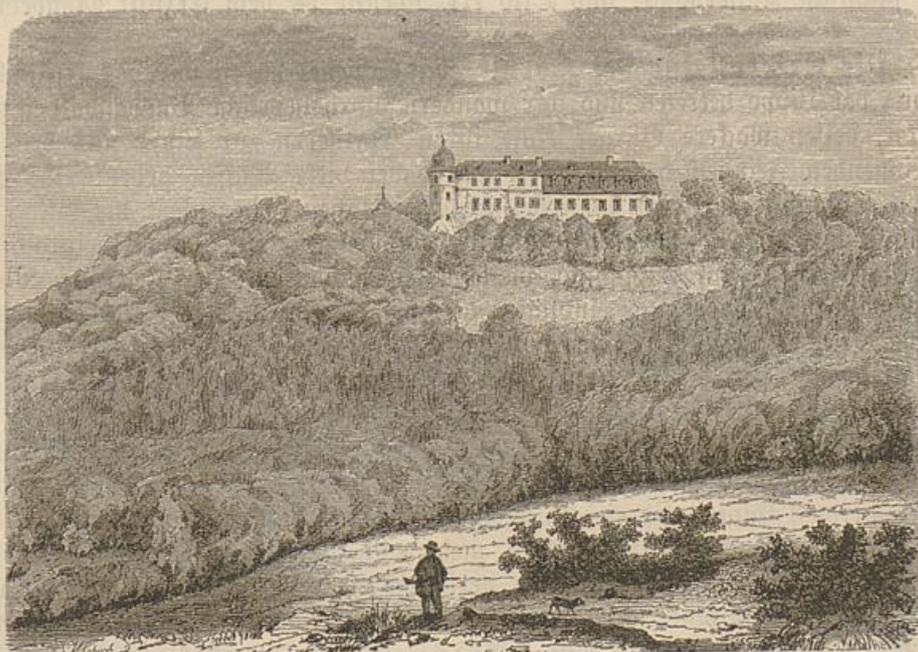
Die Stadt Brakel im Thalgrunde an der Nethe (Mitara) war einst von Corveyer Mönchen besiedelt, welche 836 dorthin mit den Gebeinen des heiligen Vitus aus Frankreich wanderten; damals hieß der Ort Villa Brechal, woraus später Brakel ward. Das alte Rittergeschlecht derer von Brakel wird zuerst 1185 erwähnt, aber zwei Jahrhunderte später nicht mehr.

Wir pilgern das romantische Nethehal hinauf und gelangen nach Rheder, dem einstigen Sitze des Adelsgeschlechts von Mengersen, das ursprünglich hier drei Burghäuser besaß. Um 1750 erbaute Franz Joseph von Mengersen ein stattliches Schloß. Daran fügte sich bald ein herrlicher Park, der überraschende Durchsichten „auf die rauschende Felsenmühle, die Berggrüden des Dsning und die Karlschanze“ gewährt. Mit glücklicher Benutzung der vorhandenen Naturgüter hat es Graf Joseph Bruno von Mengersen, zugleich ein Dichter („Die heilige Elisabeth“, „Cherusker und Römer“, sowie Verfasser des Romans „Irma und Ranko“), verstanden, einen der anmutigsten Lustgärten ins Leben zu rufen. In der Hauskapelle verewigt ein Bild die etwas unglaubliche Familiensage von dem in türkische Gefangenschaft geratenen, aber durch einen Türkenflaven, der sich als sein früherer Küchenjunge entpuppt, wunderbar geretteten Obersten Johann Moriz von Mengersen. Auch eine Sage spielt in dem Parke von Rheder; deren sich die Poesie bemächtigt hat. Es ist die vom bestraften Trompeter aus dem Dreißigjährigen Kriege, den hier an jäher Bergeswand ein Greis für den Mord seiner Enkelin mitsamt seinem Rosse in die schäumende Nethe stieß. Ein äußerst anmutiges Seitenthal bietet auch ein Nebenflüßchen der Nethe, die Dse, besonders bei Dringenberg. Bis 1808 feierte man dort ein

sehr sinniges Erinnerungsfest an den frühern Besitzer, den Bischof Bernhard V., in öffentlichen Aufzügen und feierlichen Seelenmessen.

Die im Mittelalter durch Handel und Gewerbe aufblühende Stadt Dringenberg hat namentlich Meisterwerke in der Goldschmiedekunst aufzuweisen; so den Liborikasten, jetzt im Dome zu Paderborn befindlich. Doch wir müssen das auch neuerdings durch Webers „Dreizehnlinden“ verherrlichte Nethethal verlassen, um uns dem nicht minder anmutigen der Emmer zuzuwenden.

Wir wandern nordwärts und gelangen zunächst in das freundliche Böken-dorf, wo der Leutnant des Sächsischen Reiterregiments, Johannes Schneeberg, der Mörder und Verräther des Schwedenkönigs Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen, herkommen soll.



Die Sinnenburg.

Im Emmerthale liegt am Fuße des Stoppelberges die stattliche, im Renaissancestil erbaute Wasserburg Thienhausen, die an den Freiherrn August von Haxthausen kam und von diesem zu einem wahren Museum ausgeschmückt ward. Da sieht man die wunderlichsten Dinge zusammengelagert: Tapeten, Teppiche, Gemälde, Majolika, Porzellan, Schreine, Uhren, Waffen, Kokologegenstände u. s. w. Als Kuriosum erwähnen wir einen Saal voll Pferdeporträts; darunter der berühmte Schimmel „Kranich“ des Grafen Günther von Oldenburg, dessen Mähne und Schweif so lang waren, daß sie von Knechten wie Schleppen nachgetragen wurden.

Am Kloster Marienmünster gewahrt man noch in einem massiven Turme die Überreste des Edelsitzes derer von Schwalenberg, welche fleißigen Benediktinermönchen einen Bezirk für ihre Siedelei einräumten. Es entstand ein blühendes Kloster mit schöner Stiftskirche; 1804 ward es jedoch aufgehoben.

Zur Grafschaft Stoppelberg, an deren Besitzer noch die Burgruinen auf dem gleichnamigen Berge gemahnen, gehörte das freundliche Städtchen Steinheim mit einem schönen Brunnen auf dem Marktplatz und einer alten Kirche.

Unterhalb Steinheims verengt sich das Thal der Emmer (Ambra); sie schlängelt sich durch Wiesengründe und wird von waldigen Höhen begrenzt. Wir kommen so nach Schieder, wo die fürstlich Lippe'sche Sommerresidenz, ein einfaches landhausartiges Schloß, liegt, mit herrlichen Lauben, Terrassen und Anlagen. Schieder wird wie „Thietmelle“ (Detmold) schon zu Karls des Großen Zeiten erwähnt. Die Annalisten erzählen nämlich, daß Karl der Große in der Villa Viudih (Vügde) neben der sächsischen Feste Skidroburg am Flusse Ambra das Weihnachtsfest gefeiert habe, welche vermutlich auf dem Schieder benachbarten Hermannsberge gestanden hat. In Schieder soll ferner einer alten Chronik zufolge Karl der Große 789 das siebente Bistum gestiftet haben. Wahrscheinlich kam Schidara durch die Kaiserin Mathilde als Erbe des großen Wittkind an das sächsische Kaiserhaus, und Otto III. schenkte es dem Erzstift Magdeburg.

Die Externsteine bei Horn. Mit Schieder haben wir das freundliche Gebiet der Lippe betreten und wir wandern durch herrliche Buchenwälder nach Horn, dessen wackere Bürger einst ihren Edelherrn zur Lippe aus den ihn umringenden Feinden herausziehen und dabei viele Waffen erbeuteten. Mit diesen geschmückt, erschien dann bei jeder feierlichen Gelegenheit die Gilde der Schlachtschwertiner. Das Interessanteste bei Horn jedoch sind die vielbesprochenen Externsteine: fünf imposante, vielleicht in unbordenklicher Zeit vom Meere ausgewaschene Quadersandsteinblöcke, die wie eine uralte, hier und da durchbrochene gewaltige Mauer quer von der Chaussee von Meinberg nach Pyrmont emporragen. Der höchste der Steine — eigentlich sind es ihrer dreizehn — erhebt sich am äußersten Ende gegen Westen bis zu 39,4 m steil empor; ein kleiner See bespült ihn, den ein Bach, die Lichtheute, künstlich bildet, und anmutige Anlagen umrahmen ihn. Eine in den Felsen gehauene Treppe „führt auf den plateauartigen Gipfel, wo ein Tisch mit steinernen Bänken zur Ruhe einladet.“ Der zweite, grotesk gestaltete Felsen, mehr nach Norden gerichtet, überragt den ersten. Den dritten, weit niedrigeren, verbindet eine Brücke mit dem zweiten und führt zu den Resten einer alten Kapelle. Zwischen dem dritten und vierten windet sich die Chaussee hindurch. Wie das Schwert des Damokles, so bedroht den Wanderer ein auf dem vierten Felsen ruhender Steinblock, der jeden Augenblick herunterzufallen droht. Eine Chronik vom Jahre 1627 berichtet von ihm: „so der Wind stark wehet, so beweget er ihn — aber er bleibet gleichwohl hangen. Wie er aber oben angehestet sei, das weiß niemand als Gott selber.“

Der fünfte Felsen überragt die anderen etwa um 5 m, durch den schmalen Berggrüden, welcher Knickhagen heißt, emporgetragen. Was uns, nachdem wir die gewaltigen Felsriesen in ihrem Gesamteindruck genügend bewundert, zunächst bei näherer Betrachtung in die Augen fällt, das ist vor einem Eingange zu einer in den äußersten Westfelsen gehauenen oder natürlichen Grotte ein Steinrelief, wohl das „wichtigste und bedeutendste Denkmal uralter christlicher Skulptur“, die Abnahme Christi vom Kreuze darstellend.

Das Werk hat zwar teils infolge von Verwitterung, teils durch rohe Zerstörung von Menschenhand viel gelitten; aber immerhin erkennen wir noch deutlich die Gestalten unseres Heilands, Josephs von Arimathia und des Nikodemus trotz fehlender Arme und Beine. Der heiligen Jungfrau Maria zur Linken fehlt gar der Kopf, und der des Lieblingsjüngers Johannes ist stark beschädigt.

Allegorische Figuren, wie eine halbe Christusgestalt mit einem Menschenkinde in den Armen, selbst umgeben von einem Kreuzesnimbus und eine mit einem kreuzförmigen Sterne gekrönte Siegesfahne haltend, sowie ein trauernder Kopf mit einem Sonnennimbus zur Linken und ein anderer mit einem Mondnimbus zur Rechten schweben über dem Ganzen. Dies stellt ohne Zweifel die durch Christi Kreuzestod bewirkte Welterlösung und Erhebung der entzündigten Menschenseele zum Himmel dar.



Die Externsteine bei Horn.

Über den künstlerischen Wert dieser Steinskulptur hat sich schon Goethe beim Anblick einer von Rauch gefertigten Zeichnung folgendermaßen geäußert: „Die Komposition des Bildes hat wegen Einfach und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Teilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum (es ist ein Sessel) getreten zu sein, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja, durch ihre Hand sanft angedrückt wird: ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schoß ihrer Frauen ohnmächtig

liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gesehen wird.“ Andere Kunstkenner rühmen die gleichmäßige Ausfüllung des quadratischen Feldes von ca. 3,8 m, die feine Durchführung in der Gewandung und anderes. Allenfalls könnte man die Länge und Hagerkeit der Figuren tadeln; doch dies lag in dem Typus der mittelalterlichen Kunst.

Schwieriger ist die Deutung des darunter befindlichen, arg verwitterten und arg verstümmelten Steinreliefs, das dem obern zur Folie zu dienen scheint. Es stellt einen Mann mit Kinnbart und ein Weib in faltenreicher Gewandung dar, die von einem drachenartigen Ungeheuer lafoonartig umschlungen werden; zwischen sie drängt sich ein schwanen- oder adlerähnlicher Vogel gleichsam abwehrend hindurch. Die meisten Ausleger haben es für Adam und Eva, umwunden von der Sündenschlange, erklärt. Dem scheint jedoch die sonst typische Darstellung des ersten Menschenpaares zu widersprechen. In der Regel werden nämlich Adam und Eva ganz nackt abgebildet; auch ist Adam bartlos. Ferner windet sich eine ganz glatte Sündenschlange um den Erkenntnisbaum; hier aber sehen wir ein drachenartiges Ungetüm. Von dem Erkenntnisbaume kann man auch auf unserm Steinrelief nichts entdecken; wenigstens halten wir die fächerartigen Umrisse im Hintergrunde nicht dafür, sondern eher für den Schwanz des Vogels. Mann und Weib nähern sich hier vermutlich zur zärtlichen Umarmung, wie dies auch ein Sargdeckel aus dem etruskischen Vulci darstellt. Was bedeutet aber der rätselhafte Vogel, der sich im Kampfe mit dem Drachen befindet?

Schierenberg, ein eifriger Forscher im Teutoburger Walde, dem sicherlich das große Verdienst gebührt, auf die Bedeutung der Externsteingrotte als frühere wichtige heidnische Kultusstätte hingewiesen zu haben, erklärt das Steinbild für Sigurd und Brynhilde, die Hauptrepräsentanten der deutschen Heldensage, umschlungen von dem mythischen Drachen, emporgehoben von dem Vogel der Zeit. Er findet in der ganzen Grotte die Umrisse eines von Varus an der Stätte germanischen Götterkultus angelegten Mithrastempels. Darum vergleicht er ein Steinbild an dem hintern Ausgang der Höhle, in dem der Apostel Petrus, wie er nach den biblischen Worten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ symbolisch in einen Felsen übergeht, deutlich zu erkennen ist, mit einem Mithrasgötzen. Ja, Schierenberg, der mit seinem wunderbaren Seherauge hier gar mancherlei erblickt, schaut im Geiste hier eine jener germanischen Seherinnen, wohl Belleda selbst, die aber nach Tacitus in einem hohen Turme wohnte. Später mag die Grotte einem christlichen Einsiedler zum Aufenthaltsorte gedient haben. Doch kehren wir zu unserm rätselhaften Steinbildnis zurück. Uns erscheint jener Vogel im Kampfe mit dem Drachen nach der Symbolik der Apokalypse die Kirche zu bedeuten, die mit dem Satan ringt. Das in den Klauen desselben sich befindende Menschenpaar mag ein heidnisches Paar versinnbildlichen, vielleicht gar ein historisches. Sollte es zu kühn sein, an Wittekind und seine Gemahlin zu denken, falls das Bild sich wirklich auf die Einführung des Christentums unter Karl dem Großen bezieht? — Dieses Paar aber wird durch die christliche Kirche (den Vogel) aus den Klauen des Satans oder der Sünde (Drachen) erlöst. Diese symbolische Auslegung wird durch ähnliche Darstellungen auf Kirchenportalen, wie z. B. das vielbesprochene Großenlindener, wesentlich unterstützt. Unter den Reliefsbildern des Portals dieser burgartig gebauten Kirche, welche

wir nicht, wie manche Ausleger, unter anderen auch Simrock, für germanische Götter, sondern für christliche Apostel und Heilige, sowie für Darstellungen aus der Apokalypse erkennen, begegnen wir auch dem Adler im Kampfe mit der Schlange, was man für das Ringen der Kirche oder auch Marias mit dem Satan erklärt hat. Wir müssen verzichten, hier auf Näheres einzugehen.

Fragen wir nun nach der germanischen Gottheit, die ehemals hier verehrt worden sein konnte, so führt uns eine Notiz in der Ortschronik von Horn auf den Kultus der Frühlingsgöttin Ostara, der zu Ehren dort ein heidnisches Anfest stattgefunden haben soll. Es ist dies bekanntlich die Göttin, von welcher noch heute unser Osterfest den Namen trägt; nur hat sich das heidnische Auferstehungsfest der Natur in das christliche von der Auferstehung unseres Heilands verwandelt.



Relief auf den Externsteinen.

Auch die üblichen Ostereier mitsamt dem Hasen, als Symbole der Fruchtbarkeit der Frühlingsgöttin ehemals geheiligt, dienen jetzt christlichen Zwecken, und so kam der Hase zum Eierlegen.

Die Göttin Ostara führt im Nordischen den Namen Stadi, was soviel bedeutet wie Elster, in welchen Vogel sie sich auch verwandeln konnte. Daher erklärt man sich, daß die Externsteine im Volksmunde „Elsternsteine“ heißen. Andere Ausleger haben an die Elstern gedacht, die in diesem Gestein nisteten und in Westfalen „Acker“ hießen. Schierenberg erklärt das Wort für „Eggesternstein“, d. h. Ackerbausternstein, nach Ostara, der Ackerbaugöttin. Noch weniger plausibel erscheint uns Jakob Grimms Deutung nach dem altsächsischen *egoster* (ehgestern, soviel wie längst vergangen), also „Neste grauer Vergangenheit“.

Nach Schierenberg ist in der Nähe in und auf den Externsteinen viel Wichtiges passiert. So nimmt er hier das Terrain der berühmten Varusschlacht an; doch abgesehen davon, daß es bisher an überzeugenden Funden in dieser

Gegend fehlt, würde doch sicherlich Tacitus bei seiner Schilderung diese merkwürdigen Felsen erwähnt haben, die wohl schon zu seiner Zeit dastanden. Ebenso unwahrscheinlich ist Schierenbergs Hypothese, daß auf dem Hauptfelsen die Irminsül stand; denn die Chronisten wissen bei Beschreibung derselben nichts von einem so kolossalen steinernen Piedestal oder einer Steinsäule selbst, sondern nur von einem truncus ligni, d. h. Baumstamm.

Giefers, der oben erwähnte Altertumsforscher, dem wir eine gründliche Abhandlung über „Die Externsteine“ (Paderborn 1851) verdanken, sucht der Annahme zu widersprechen, daß dieselben und ihre Grotte schon im germanischen Altertum zu Römerzeiten oder zur Zeit Karls des Großen eine bedeutende Rolle gespielt hätten; erst 1093 geschehe ihrer Erwähnung als des Besitzes eines Adelsgeschlechtes, das dieselben dem Abte des Klosters Abdinghof zu Paderborn vermachte. Danach weihten die Benediktinermönche die überkommenen Felsen und Grotte zu christlich-sakralen Zwecken ein und schmückten sie mit den besprochenen Steinskulpturen. In der untern Kapelle (Grotte) hat man aus einer in die Wand gemeißelten Inschrift die Jahreszahl 1115 entziffert. Über die wechselvollen Schicksale der Externsteine kann man bei Giefers das Nötige nachlesen. Graf Simon von der Lippe soll das Benefiz an denselben eingezogen haben, da die Klausner wie Diebe gehaust hätten. Besonders zur Verschönerung derselben trug anfangs dieses Jahrhunderts die Fürstin Pauline zur Lippe bei; von ihr rühren die Treppen, Balustraden, Tische, Bänke und die Brücke an den Felsen her. Wie sich an fast allen neu eingeweihten christlichen Kultusstätten, namentlich an früher heidnisch gewesenem, der Satan hinderlich einmischte, so erzählt man sich auch von den Externsteinen eine Teufelsage. Nämlich dieser Störenfried hat einmal aus Ärger über den christlichen Gottesdienst die Felsen einstürzen wollen. Er stemmte sich mit aller Macht dagegen an, und noch vor nicht langer Zeit zeigte man das von ihm eingedrückte Loch und den von ihm verursachten Brandfleck; jetzt ist die Stelle von Strauchwerk verdeckt. Ja, auch der gefährliche Hängestein auf der Spitze des einen Felsens über der Heerstraße soll von dem Teufel herrühren.

Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal. Von diesen wunderbaren Felsen aus setzen wir unsere Wanderung fort zur Grotenburg (388 m), unter welcher man die sogenannte Teutoburg, d. h. die dem germanischen Stammgott Teut geweihte Höhe, verstanden hat. Vielleicht ragte hier ein Heiligtum des Gottes empor und verlieh dem benachbarten Haine den Namen Teutoburger Wald. Über den am Fuße liegenden Teuthof haben wir bereits gesprochen. Hier soll also das berühmte Schlachtfeld des Varus gewesen sein, was freilich, wie bereits erwähnt, vielfach bestritten wird. Die lange Zeit dafür gehaltene Dörenschlucht ist neuerdings von den Gelehrten fallen gelassen worden. Doch wie dem auch sein mag — dem Befreier der germanischen Nation, dem Helden Arminius gerade hier ein Denkmal errichtet zu haben, hat seine volle Berechtigung; denn wir befinden uns in seiner Heimat, dem Cheruskerlande; und eine geeignetere Höhe hätte sich nicht finden lassen, als die Grotenburg, welche 388 m über dem Meeresspiegel und 254 m über Detmold emporragt. Hier erhebt sich „weithin sichtbar das am 16. Aug. 1875 festlich enthüllte Hermannsdenkmal auf 30,75 m hohem spitzbogigem Unterbau.“



Das Hermannsdenkmal.

Das Standbild des Cheruskerfürsten selbst ist 17,²⁶ m hoch; in fühner stolzer Haltung erhebt er sein Schwert in die Lüfte, das die Helmspitze noch um 9,⁴ m überragt; das Ganze also ist 57,⁴¹ m über der Erde erhaben. Mit dem einen Fuße tritt der gewaltige Held den römischen Adler nieder. Das Kunstwerk ist bekanntlich die Lieblings- und Lebensaufgabe des genialen

Bildhauers Ernst v. Bandel aus Ansbach gewesen, der seine gewaltige Schöpfung nur um ein Jahr überlebte, gleichsam als ob er damit hätte bekunden wollen, daß er jetzt genug gethan für die Unsterblichkeit.

Die Idee zu seinem großartigen Werke faßte der junge Künstler nach den Befreiungskriegen; 1829 entwarf er eine Skizze und 1834 stellte er eine 4 Fuß hohe Arminifigur in der Kunstausstellung zu Berlin aus. Danach modellirte er 1836 in Hannover eine 7 Fuß hohe Statue und bereiste 1837 den Teutoburger Wald, um eine passende Stätte zu suchen, wo er sein Kunstwerk aufstellen könnte. Hierzu erschien ihm die Grotenburg, die Spitze des Teutbergs, von der man rings das weite Blachfeld überschaut, die geeignetste. In der nahegelegenen Stadt Detmold bildete sich ein Hülfverein, und Fürst Leopold von Lippe-Detmold erteilte seine Erlaubnis unter der Bedingung, daß das Denkmal Deutschlands würdig werde. Auch in anderen Städten gründeten sich Unterstützungsvereine, wie in München, Berlin und Hannover, und so konnte unser Künstler 1837 nach Detmold übersiedeln. Die Hoffnung, seine Statue auf einen hervorragenden Felsen stellen zu können, täuschte ihn; er bedurfte dazu eines gewaltigen Unterbaues. Unter den größten Schwierigkeiten und Geldverlegenheiten nahm Bandel das Werk selbst in Angriff. Im Frühjahr 1841 bat er König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen um Beisteuer; sie ward ihm zu teil. Die fürstlich Lippe'sche Regierung baute einen breiten Fahrweg nach der Kuppe, und im Herbst 1841 ward das Fest der Grundsteinlegung unter großer Beteiligung gefeiert. Der tempelartige Unterbau ward im Juni 1846 fertig; er hatte 37768 Thaler gekostet. Hierauf arbeitete Bandel in Hannover an der eigentlichen Bildsäule; aber die seit 1848 eingetretene Reaktion wirkte lähmend auf den Weiterbau. Ja, man riß von Detmold aus seine Werkstätten auf der Grotenburg ein und verkaufte seinen Kupfervorrat; teilweise ward er auch gestohlen. Hierüber verstimmt, kehrte Bandel nicht mehr nach Detmold zurück. In Hannover förderte der „Verein für Vollendung des Hermanndenkmals“ sein Werk, so daß er mit seinen Hauptarbeiten 1860 fertig ward. Nun standen Kopf, Füße bis zum Knie, der rechte Arm mit dem erhobenen Schwerte, die linke Hand und der 10 m lange Schild, das Eisenstangengerüst zum Tragen u. a. und harreten der Vollendung:

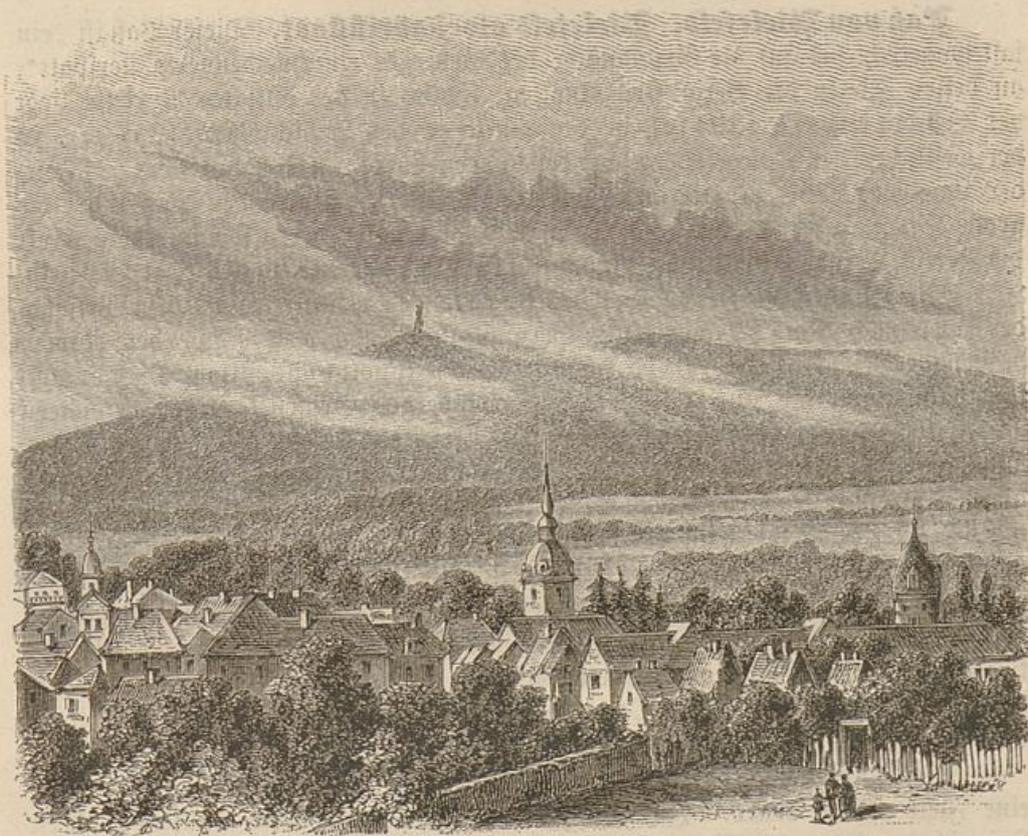
„Schon steht das Piedestal, doch wer die Statue bezahlt,
Weiß nur Gott im Himmel!“

konnte Viktor v. Scheffel launig singen. Doch Dank dem Kunstsinne und der Opferwilligkeit des deutschen Volkes, blieb das geniale Werk des Künstlers nicht unvollendet liegen. Dem Meister war es vergönnt, seinen Ehrentag zu erleben. Die Gesamtkosten der ganzen Riesenschöpfung belaufen sich auf etwa 270000 Mark. Sehr sinnig gewählt sind die Inschriften auf dem Schilde: „Treuefest“ und auf dem Schwerte:

„Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht.“

Detmold und die Senne. Nachdem wir uns der herrlichen Rundschau von der Galerie des Denkmals (407 m Meereshöhe) erfreut und die kolossalen Dimensionen der Riesenstatue bewundert, steigen wir die Grotenburg herunter nach dem anmutig gelegenen Detmold. Unterwegs verweilen wir an den Resten altgermanischer Befestigungen, den sogenannten Hünenringen, in denen

sich wohl die Sachsen verschanzt haben mögen, als sie Karl der Große bei „Thietmelle“ (Detmold) schlug. In Überreste des Varianischen Lagers ist schon wegen der kreisrunden Gestalt und des zu knappen Umfanges der Umwallungen nicht zu denken. Sinnend über die großen geschichtlichen Ereignisse unserer Vorzeit, die hier ihren Schauplatz gehabt haben mögen, steigen wir über waldige Höhen hinab zu der mit Bäumen bepflanzten Chaussee, die uns zu der reizenden kleinen Residenz des Fürstentums Lippe führt. Wie ein Schmückästchen präsentiert sich uns das reinliche, niedliche Detmold, das uns mit seinem anmütigen Entree von Villen und Gärten empfängt, zum Besuche seines im Renaissancestil aufgeführten Schlosses, seines neuen Palais und seines herrlichen Parkes einladet.



Detmold und die Senne mit Blick auf das Hermannsdenkmal.

Im Marstall können wir die im fürstlichen Gestüt zu Lopsborn gezüchteten „Senner“ bewundern; denn die Pferdezucht in der Senner Heide ist berühmt. Unter der Wehne, nahe dem Markt, besuchen wir das Geburtshaus eines der größten westfälischen Dichter, Freiligraths, und das Sterbehause Grabbes, des „lapidarischen Dramatikers“.

Von den Wällen auf dem Trüsberg sieht man im Süden die einst von wilden Rössen durchflogene, sandige, wenig bebaute Senne sich ausdehnen; einzelne Höfe und Dörfer lugen aus Eichenhainen und Tannengruppen; südwestlich ziehen sich weite Waldungen hin, in denen die Holte, das alte Schloß der Grafen von Rittberg, verborgen liegt.

Es ist wunderbar, daß einige Altertumsforscher selbst auf die sandige Senne als das Terrain der Varusschlacht verfallen sind, obwohl doch Tacitus und andere Schriftsteller den Boden der Walsstatt als sumpfig und morastig darstellen. Auch ethymologische Spielereien haben dazu herhalten müssen, das berühmte Schlachtfeld zu finden. So suchte man in dem Namen einer hohen, ebenen Waldblöße der westlichen Hauptkette des Gebirges, dem Winfeld, einen Anklang an die „gewonnene Schlacht“. Von der Dörenschlucht haben wir schon gesprochen; man hat sie durch und durch untersucht, aber nichts gefunden. Ein anderer Namensanklang liegt in dem „Hermannsberg“ (369 m), dem höchsten Berge, der nach dem Passe von Bielefeld zieht.

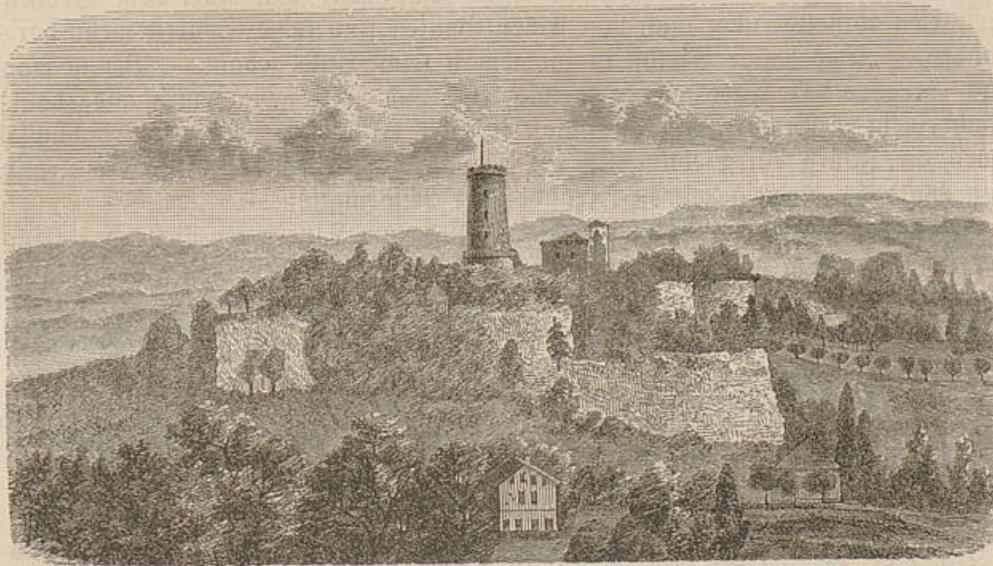
Pasß von Bielefeld. Bielefeld als Fabrikstadt. Dieser Pasß ist „ein fast wagerecht bis auf die Grundfläche des Gebirges einschneidender Querspalt“, an dessen Seiten die Berge steil abfallen; südlich in der östlichen Vorkette liegt der Sparrenberg (284 m), in der mittleren der Habichtsberg (297 m), in der westlichen der Spiegelsberg; auf der andern Seite der Johannisberg (217 m) der Lausberg (296 m) und der Hoßberg (204 m). Durch den Pasß führt die große Straße von Minden nach Köln, und dicht unter dem Johannisberg läuft die Berlin-Kölner Eisenbahn. Am östlichen Eingange des Passes liegt Bielefeld.

Wir befinden uns in dem Gau des Angerlandes, dem ursprünglichen Wessago, der aber nach dem Erbauer eines Bergschlosses Rabo oder Rawe den Namen Ravensberg erhielt. Bielefeld kommt zuerst urkundlich als Bilanvelde vor und kam dann unter die Jurisdiktion der Ravensberger Grafen. Einen besondern Ruf hat die Stadt durch ihre Leinwandindustrie, welche eigentlich im 16. Jahrhundert durch niederländische Auswanderer aus Gent, Brügge und Antwerpen hierher verpflanzt ward, jedoch lassen sich die Anfänge des Garnhandels bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen. Bald kam man den Webereien in Gent, Antwerpen und Brügge gleich, namentlich in der Fabrikation der Schleier und der sogenannten Bielefelder klaren Leinwand. Von den Kirchen Bielefelds verdient die Nikolaiirche wegen ihres schönen Altarschnitzwerkes und die Marienkirche wegen ihrer Grabmonumente erwähnt zu werden; unter letzteren namentlich das des Stifters der Kirche Otto von Ravensberg, seiner Gattin und ihres Sohnes wegen ihrer hohen Schönheit.

Die Stadt lehnt sich an den Sparrenberg an, auf dessen Höhe 1177 eine Feste erbaut ward. Im Kampfe der Ghibellinen und Welfen eroberte Heinrich der Löwe die Burg und nannte sie „Löwenburg“. Aber der frühere Besitzer, Graf Hermann von Sparrenberg, stürmte sie wieder, riß den Löwen herab und erhöhte „seine Sparren an dessen Stelle“; daher der Name Sparrenberg. Später eroberte der Bischof Hermann von Münster die Stadt Bielefeld und sie empfing von ihm ihr Stadtrecht. Der Sparrenberg ward um 1286 Sitz eines gräflichen Drosten und kam später unter bergische Oberhoheit; 1545 ward die Feste restauriert und 1624 fiel sie an Brandenburg.

Der Große Kurfürst befestigte den Sparrenberg aufs neue und residierte oft im Schlosse; ja, es ward ihm dort sein Lieblingssohn, der nachmalige Markgraf Karl Philipp, Heermeister in Sonnenburg, geboren. Seit 1743 diente die Feste nur noch als Gefängnis, 1877 brannte sie ab, ist aber jetzt wiederhergestellt und mit freundlichen Anlagen umgeben.

Bielefeld zählt etwa 27 000 Einwohner und ist gegenwärtig eine der gewerbreichsten Städte Westfalens und der Hauptsitz der westfälischen Leinenindustrie; etwa 130 Handlungsfirmer beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Fabrikation von Leinen- und Damastwaren. In neuerer Zeit nahm die Stadt besondern Aufschwung durch die Anlage großer Flachsspinnereien und mechanischer Webereien, unter denen als die bedeutendsten Deutschlands namentlich die Ravensberger Spinnerei, die Bielefelder Mechanische Weberei und die Spinnerei „Vorwärts“ zu erwähnen sind. Um die Stadt herum liegen zahlreiche Bleichen. Weiter müssen wir der Fabrikation leinener Wäsche gedenken, womit neuerdings gegen achtzig Firmen fast ausschließlich beschäftigt sind. Außerdem besitzt Bielefeld nicht unbedeutende Seiden- und Plüschfabriken, Nähmaschinenfabriken, Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Seilhanereien u. s. w., sowie nicht minder beachtenswerte Tabak-, Cigarren- und Likörfabriken.



Sparrenberg bei Bielefeld.

Jenseit des Bielefelder Passes gehen die Höhen nach Nordwesten in Hügel über. Unter den Kreidekalk- und Quadersandsteinrücken, die hier und da kaum 280 m erreichen, ragt der Dörenberg bei Iburg als hohe Warte des Landes bis zu 326 m empor. Dann senken sich die Höhen und endigen mit dem scharf vorspringenden Huzberg (Hokusberg), der sich 146 m über dem Meeresspiegel erhebt. Nur lose mit dieser nordwestlichen Fortsetzung des Teutoburger Waldes durch flache Anhöhen verbunden hängt das Ibbenbürener Kohlengebirge im Norden von Tecklenburg zusammen, welches einen großen Reichtum an Steinkohlen birgt und „unmittelbar am Rande der Region der großen Moore dieses Teiles des norddeutschen Tieflandes liegt.“ Hier gewahren wir grotesk geformte Felsen, darunter einer „das hochende Weib“ heißt. Von diesem erzählt man sich, daß er einst ein Weib gewesen, das auf ihrem Rücken zwei Kinder vor der hereinbrechenden Wasserflut gerettet habe. Die eigentümlichen Durchlässe durch diese Felsmassen nennt der Volksmund „Dören“, d. i. Thüren, und davon hat auch der waldige Dörenberg seinen Namen.

Iburg und Dörenberg. Der schönste Punkt dieser Gegend ist unstreitig das in einer Lücke der südlichen Gebirgskette auf dem Gipfel eines Plateaus liegende Schloß und ehemalige Benediktinerkloster Iburg „mit der frühern Residenz der Bischöfe von Osnabrück. Hier herrscht die üppigste Vegetation, herrliche Wiesengründe und schöne Buchenwäldchen.“ Hier in dem Rittersaale der ehrwürdigen Iburg wollen wir träumen von den Helden vergangener Tage, deren düstere Bilder uns ernst von den Wänden herab anschauen, vor allem von dem viel duldbaren Benno, dem schönen und geistreichen Bauinspektor Kaiser Heinrichs IV., nachmals Bischof von Osnabrück und Leidensgefährten seines mit dem päpstlichen Bannfluch belasteten Herrn. Der leider zu früh verstorbene begabte Dichter Osnabrücks, Broxtermann, hat die Schicksale des seines Amtes entsetzten und flüchtigen Bischofs in einem Gedichte „Bischof Benno“ besungen. Benno erbaute das Schloß Iburg und stiftete die Benediktinerabtei auf den Grundmauern eines sächsischen, von Karl dem Großen zerstörten Kastells; aber auch von seinen Bauten sind keine Spuren mehr vorhanden. „Das jetzige Schloß ist im neuern Klosterstile gebaut.“ Benno war nach Gregors VII. Tode wieder zurückgekehrt und hatte seine Iburg ausgebaut. Nach einem vielbewegten Leben schloß er dort 1088 seine Augen. Nachmals ward die Iburg ein Lieblingsitz der Osnabrücker Bischöfe, besonders Franz von Waldeck, eines geheimen Freundes der Reformation.

Später dienten die Räume des Schlosses zum Sitze einer Behörde. Eine herrliche Rundschau gewährt auf der Spitze des ganzen Gebirgszuges der 341 m über der Meeressfläche emporragende Dörenberg. „Nur durch ein schmales Thal von dem Schloßberge von Iburg getrennt, schützt gegen den Nord der Dörenberg die hellen Mauern der Abtei, die wie eine graue Gürtelspange an der Mitte seines Riesenleibes den fernen südlichen Thalbewohnern schimmern. Der jähe Steg führt durch dichtes Unterholz von weißstämmigen Birken und schlankeren Buchen auf den Gipfel, den eine Pyramide bezeichnet. Dort lacht uns ein Panorama entgegen, wie wir noch keines von solcher unbegrenzten Ausdehnung gesehen. Osnabrück hebt wie in nächster Nähe vor uns aus seinem Hasethal die Kuppel des Domes und seine Türme wie in die Wette mit seinem freundlichen Gertrundenberg empor; uns näher rechts die dunklen Mauern des kleinen Frauenklosters Osebe, dann Borgloh, weiter Melle, in blauer Ferne verschwimmend der Dümmersee; gen Osten die ganze Gebirgskette bis zur Weserscharte hin, unten Dissen mit dem hohen, kegelförmigen Freden, der die Salinen von Rothensfelde überragt, weiter hinauf die Ruinen des Ravensberges; gen Süden und Südwesten die sparsamer bebauten Flächen des Kerns von Westfalen, der von den Türmen von Münster bezeichnet wird, begrenzt von dem Gebirge der Ruhr; nach Westen endlich der sich verlaufende Höhenzug, der als romantischen Endpunkt die Trümmer der Tecklenburg zeigt.“

Osnabrück. Wir nähern uns dem Ziele unserer Wanderung durch den Teutoburger Wald, dem alten Bischofsitz Osnabrück, dessen lange Hauptstraße sich von Süden nach Norden durch das Thal der Hase hinzieht bis zu einer Höhe, auf der einst ein Frauenstift sich befand, jetzt aber eine Irrenanstalt steht. Der Name des von Karl dem Großen um 783 gegründeten Bistums wird mythologisch für Asenbrücke oder einfacher für Hasebrücke gedeutet. Von Karl

dem Großen zeigt man heute noch im Dome einen hohen schweren Stab, eine Eisenstange, umgeben von Zuckerrohringen. Schon früher (786) soll hier eine Kirche gestanden haben und schon 803 kommt Wiho als erster Bischof vor. Als erster Apostel dieser Gegend (Gau Tregwithe) wird Bernhard genannt; die von ihm gestiftete Kapelle „erhob Karl der Große nach seinem Siege an der Hase zur Münsterkirche (783), und sein Feldbischof Egilfried von Lüttich weihte den ersten Altar des erweiterten Gotteshauses.“ Mit dem Stifte ward nachmals eine Schule für lateinische und griechische Sprache (Karolinum) verbunden, die zwölf Jahrhunderte bestand. In dem Friedenssaale des Rathauses ward mit den Gesandten Schwedens und den protestantischen Mächten der „Westfälische Friede“ geschlossen. Danach konnte der seit Heinrichs des Löwen Sturz mit weltlicher Jurisdiktion belehnte fürstbischöfliche Stuhl vom Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnd mit einem katholischen Prälaten besetzt werden. „So wurde der letzte Herzog von York mit der Inful von Osnabrück bekleidet, als er sieben Monate alt war. Als im Jahre 1100 die Domkirche samt der Burg des Bischofs Wiho abbrannte, bezog dieser die Burg, worin auch seine Nachfolger residierten. Johann I. erbaute 1107 die Kathedrale in vorgotischem Stile; das Innere ward restauriert, und einige Dezennien später ließ Bischof Udo von Steinfurt die beiden ungleichen Türme aufsetzen. Der Domschatz birgt wertvolle Kruzifixe, Reliquiarien, einen Elfenbeinkamm und ein Schachspiel, angeblich von Karl dem Großen, vermutlich aber aus dem 12. Jahrhundert. Sehenswert ist auch ein Taufkessel aus dem 13. Jahrhundert.

Von berühmten Männern ist zunächst Rudolf v. Benninckhaus, der westfälische Hans Sachs, zu nennen, der hier im 16. Jahrhundert 37 Komödien im derben Geschmacke seiner Zeit schrieb; ferner der Geschichtschreiber Hamelmann, der Abt Jerusalem und der Dichter v. Bar. Zu den Füßen der Tochter des letztern saß lauschend ein Student, während sein jüngerer Bruder sich abenteuernd in Tripolis herumtrieb. Der ältere ward der nachmals so berühmte Verfasser der „Osnabrückischen Geschichte“, Justus Möser, dessen ehernes Standbild auf dem großen freien Platze am Dome, der sogenannten Domsfreiheit, steht. Sein Bruder ward später, als er den Stein der Weisen in seinen alchimistischen Studien nicht gefunden hatte, ein Verzeichner der Chronique scandaleuse; — aber seine Akten vermoderten ungelesen. Der Ruhm von Justus Möser, dem als „Westfälischer Franklin“ gefeierten Patrioten, ist unvergänglich — aere perennius — dauernder als Erz und Stein. Das von dem Bildhauer Drake in Berlin unter Rauchs Leitung modellierte und gegossene Denkmal stellt den „großen Menschenfreund“ barhäuptig und mit einer Pergamentrolle, mit faltenreichem Mantel wie einen Lehrer dar. Seine milden, wohlwollenden Züge sind vortrefflich getroffen.

Tecklenburg. Von einem der alten Mauertürme, dem sogenannten Bock, erzählt uns die Chronik eine merkwürdige Geschichte, die uns zu dem benachbarten Tecklenburg hinüberführt. Sie lautet kurz folgendermaßen:

Nach einer langen Fehde mit den Osnabrückern hatte einmal zur Friedenszeit der Graf von Tecklenburg seinen Diener mit einem Esel in die Stadt geschickt, um den wöchentlichen Fleischvorrat für seine Burg holen zu lassen; aber er hatte vom Gelde einen Abzug gemacht, da er den Preis zu hoch fand.

Darüber ergrimmt, erschlugen die Fleischer den Boten, zerhackten seine Gebeine und beluden damit den Esel, der gewohnheitsgemäß heimtrabte. Während überzog der Graf die Stadt mit Krieg, ward aber durch einen Hinterhalt geschlagen und gefangen genommen. Erst gegen ein sonderbares Lösegeld, das man, wie es schien, des Hohnes wegen verlangt hatte, nämlich gegen drei blaue Windhunde — man hatte sie blau färben lassen — gegen drei dornenlose Rosenstämme — man leitete sie zu dem Zwecke durch Glasröhren — und einen Scheffel seltener Münzen ward er freigelassen. Den Räfing und Turm, in dem er acht Jahre geschmachtet, zeigte man noch lange, wir wissen nicht, ob vielleicht noch heute.

Die Grafen von Tecklenburg (Tekeneborg) waren im Mittelalter Schirmvögte der Bistümer Münster und Osnabrück. Noch sind die Trümmer ihres Schlosses auf einer Anhöhe sichtbar, „die nach allen Seiten hin über Münster, Osnabrück und Bentheim hinausschauen über ein bewaldet hügeliges oder ebenes, hier und da von Heiden und Sandflächen durchflecktes, von Riesenhainen verdüstertes Land, an dessen Horizont fernste Gebirge im Ravensbergischen und der Ruhrgegend mit blau verdämmernden Wellenlinien oder leis wie duf-tige Wolkengebilde dahinziehen.“

Das noch erhaltene Portal, worüber die Wappenschilder der fürstlichen Geschlechter von Sachsen, Hessen, Barby, Brandenburg und Schwerin prangen, läßt auf einen großen Umfang des Schlosses schließen. „Von diesem Portale aus sieht man unter sich das Städtchen Tecklenburg wie ein Schwalbennest an die abschüssige Bergwand, unter den schimmernden Sims der Burg, hingekittet; weiter hinüber den ziemlich jähren Schafberg, der Kohlenflöze im Innern birgt, und an seiner westlichen Wurzel das Städtchen Ibbenbüren“ und das ehemalige Kloster, jetzt Eisenhütte Gravenhorst. Rechts vom Schafberg liegt eine lange Heide, das Halersfeld, wo Heinrich der Löwe den Grafen Simon II. von Tecklenburg mit seinen verbündeten Ghibellinen erschlug. Dort liegen auch mehrere gewaltige Granitblöcke mit Decksteinen, sogenannte Slopsteine, weil man unter denselben „durchschlüpfen“ kann, oder auch „Schlafsteine“ unsrer Vorfäter. Sie sollen dem Volksmunde nach des Nachts glühen, um dem darunter ruhenden Heidenkönige bei seinem Auferstehen zu leuchten. Man nennt sie auch Hünensteine, und sie mögen wohl dereinst den alten Germanen zu Opferaltären gedient haben.

„Tecklenburg liegt wie auf der Handwurzel des Armes, den des Teutoburger Waldes Riesenleib nach dem Meere im Westen ausstreckt, ohne es erreichen zu können, wie er auch die langen Finger über die Heide legt und reckt. Man sieht dem gigantischen Zeigefinger von der Südseite des Burghofes bis über das Dorf Brochterbeck hinaus nach, wo die übereinander geworfenen Felsbrocken des Königsteins liegen, welchem der alte Blücher einst seinen Namen einhauen ließ; im nächsten Vordergrund vor uns liegt der gewaltige Daumen, eine Bergwand, den man den Klee nennt; im Raume zwischen ihm und der Tecklenburg grünt ein liebliches Thal mit den Edelhöfen Mark und Hülshoff, von einem Bach durchschlängelt, der sieben Mühlen treibt.“

So hätten wir denn die romantische Wanderung durch den Teutoburger Wald von Marsberg aus bis Osnabrück vollendet und können im folgenden Kapitel ausführlicher bei den großen historischen Erinnerungen verweilen, die sich an diesen wichtigen Gebirgszug knüpfen.



Wittekind ruft seine Sachsen zum Kampfe auf.

Geschichtliches aus dem Altsachsenlande.

Die Varusschlacht und die Rachezüge des Germanicus. — Schlacht bei Idistaviso. — Hermann und Marbod. — Hermann in der Sage und Poesie. — Karl der Große und das Sachsenvolk. — Die Schlachten bei Detmold und an der Hase. — Sagen von Wittekind. — Seine Güter bei Enger. — Reichstag zu Paderborn. — Wittekind's Tausch. — Die Sachsen als christlich-germanisches Element im deutschen Staatenverband.

Die Varusschlacht. Seit der Zeit, als Quinctilius Varus die Statthaltertschaft über die beiden römischen Provinzen am linken Rheinufer und den von den Römern unterworfenen Teil von Deutschland an der Ostseite des Rheins und damit den Oberbefehl über die daselbst stehenden Truppen übernommen hatte (7 v. Chr.), wuchs die Erbitterung und der verhaltene Groll der Germanen von Tag zu Tage. Obwohl Varus von Natur schlaff war, so neigte sein Charakter hin und wieder doch zur Härte, ja, zur Grausamkeit. Hatte er doch in seiner frühern Statthaltertschaft in Syrien Proben davon gegeben. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus berichtet uns nämlich, daß er einst daselbst 2000 aufrührerische Juden an den öffentlichen Heerstraßen von Judäa ans Kreuz schlagen ließ. Auch war er nicht frei von Habgier; denn, wie der römische Geschichtschreiber Bellejus erzählt, er kam arm in ein reiches Land (Syrien) und verließ reich ein verarmtes. Jedenfalls traf er den rechten Ton nicht, den Deutschen ihre Knechtschaft nicht allzu fühlbar zu machen. Er betrachtete sie nicht wie richtige Menschen, sondern meinte, außer der menschlichen Sprache hätten diese Barbaren nichts Menschliches an sich, und suchte

durch strenge Handhabung römischer Justiz, ja durch die Peile und Ruten seiner Viktoren die an eine solche Behandlung nicht gewöhnten, ehedem freien Germanen im Zaume zu halten. Dazu kam, wie uns Dio Cassius, ein römischer Geschichtschreiber, mittheilt, ein hoffärtiges Wesen, ein anmaßender Ton, eine ungewohnte Erpressung von Tribut.

Während seine Vorgänger Tiberius und Saturninus mehr eine vorsichtige Politik befolgt und durch schlaue Bündnisse den Völkern einen Schein von Selbständigkeit belassen hatten, trat Varus, an Unterwürfigkeit vom Orient her gewöhnt, von vornherein gebieterisch und herrisch in Deutschland auf. Wären die deutschen Stämme nicht unter sich uneinig gewesen, so wäre sofort eine Verschwörung und Erhebung die Folge gewesen. So aber bedurfte es einer imponierenden Persönlichkeit, die uneinigen Völkerschaften Germaniens zu einem gemeinsamen Zwecke zu begeistern. Diese fand sich in einem edlen Jünglinge, Hermann oder Arminius, wie ihn die Römer nannten, dem Sohne des Cheruskerhäuptlings Segimer. Nach allen Schilderungen, selbst seiner Feinde, war dies ein Jüngling von hervorragenden Eigenschaften des Körpers und Geistes. Aus seinen Augen leuchtete ein edles Feuer, in seiner Brust schlug ein begeistertes Herz, ein rascher Entschluß förderte sein energisches Handeln, körperliche Gewandtheit, seltene Tapferkeit krönten seine Thaten mit Erfolg. Dazu kam, daß er bei den Römern, seinen Feinden selbst, in die Kriegsschule gegangen war. Vermuthlich war er, als im Jahre 4 n. Chr. die Römer ein Bündnis mit den Cheruskern geschlossen hatten, Führer cheruskischer Hilfstruppen geworden und soll das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erlangt haben. Wahrscheinlich waren gleichzeitig mit ihm sein Oheim Inguiomar und sein Bruder Flavus in römische Kriegsdienste getreten. Vielleicht begleitete Hermann den Tiberius auf seinen Feldzügen in den Jahren 4—6 in Deutschland und gegen Pannonien. Im Jahre 9 finden wir ihn wieder in seiner Heimat, und er scheint schon vorher das römische Heer verlassen zu haben.

Mit großem Unmut war er nun Zeuge, mit welcher Willkür und Härte Varus bei seinen Landsleuten Recht sprach, die Rücken freier Männer zergerißelte und sie mit unwürdigen Abgaben drückte. Da reifte ein hochherziger Entschluß in der freiheitsliebenden Seele des edlen Jünglings: der Entschluß, sein Volk aus der Schmach der Knechtschaft zu erlösen. Vorsichtig ging er dabei zu Werke und zog mehrere Gleichgesinnte in seinen Plan. In ihren heiligen Hainen und Forsten hielten sie geheime Zusammentünfte, ließen sie sich von den Prophetinnen ihres Volkes die Schwerter weihen zur Befreiung des Vaterlandes. Doch auch der Verräter fehlte hier nicht. Einen solchen spielte Hermanns Oheim Segestes, dem der Prunk des römischen Lagerlebens mehr zusagte als die einfachen heimischen Sitten, und dem es auch unlieb gewesen, daß der hochherzige Jüngling das Herz seiner Tochter Thusnelda eingenommen hatte. Vielleicht betrachtete er mit Neid die edle Heldengestalt des Jünglings, mißgönnte ihm seine Beliebtheit beim Volke und seine Sendung als Schilderheber Deutschlands. Er warnte deshalb Varus mehrmals vor den geheimen Plänen Hermanns; doch seine Einflüsterungen fanden bei dem schwerfälligen, sich in Sicherheit wiegenden Manne keinen Glauben. So bereitete sich im stillen der Schlag vor; ungesehen, ungeahnt türmten sich die Wetterwolken um des thörichtesten Feldherrn Haupt zusammen.

Zuerst gewann Hermann seine engeren Landsleute, die Cherusker, welche vermutlich im Gebiete des heutigen Regierungsbezirkes Minden wohnten; dann die Bructerer im jetzigen Münsterlande; die Marsen und Sigamben im Herzogtum Westfalen und der Grafschaft Mark. Auch die Chatten, wahrscheinlich in den jetzigen Kreisen Wittgenstein und Siegen, sowie im Hessischen sesshaft, sagten ihre Hilfe zu. Die Heerführer und ihre Gefolgschaften waren schlagfertig und erwählten einstimmig Hermann zu ihrem Oberhaupte. Einen bessern hätten sie sich nicht erkiesen können. Denn abgesehen davon, daß er die Seele der ganzen Bewegung gewesen war, verstand er es am besten, — vermöge seiner Vertrautheit mit römischer Kriegskunst, seinen überlegenen Feinden mit Sicherheit zu begegnen. So erkannte er mit großem Scharfblicke, daß ein Kampf auf freier Ebene von zweifelhaftem Erfolge für sie sein würde. Aber wenn es gelänge, das römische Heer in die undurchdringlichen deutschen Wälder, auf schlüpfriges, unwegsameres Terrain, wohl gar in ein schmales Defilee zu locken: dann schien, von allen Seiten durch die mit ihren Gegenden vertrauten Germanen umringt, ihr Untergang unausbleiblich. Darauf also baute Hermann mit kluger Berechnung seinen Plan. Das Sommerlager des Varus befand sich vermutlich im Jahre



Hermann (von Schwanthaler).

9 v. Chr. zwischen der Weser und der sogenannten Senne, unweit der Grezburg, in der Gegend, wo sich die Verbindungslinien zwischen Mainz und Castra Vetera, dem heutigen Kantzen, kreuzten, vielleicht an der sogenannten Schanze bei Willebadessen. Es war bereits Herbst geworden, als die Kunde von einem Aufstande sigambrischer Völker zu ihm drang. Doch lassen sich weder der Standpunkt des Varus, noch die Richtung seines Marsches, noch das Volk, das zuerst die Fahne der Empörung erhob, mit Sicherheit feststellen. Vermutlich waren es die Marsen am linken Ufer der Lippe, welche zuerst loschlügen, und Varus rückte mit drei Legionen, mit den Hilfskohorten gegen 27 000 Mann, nach dem rechten Ufer dieses Flusses zu, in der Richtung des dort angelegten römischen Kastelles Aliso. Um den

leichtgläubigen Mann recht sicher zu machen, begleitete ihn Hermann und einige seiner Vertrauten eine Strecke weit, wahrscheinlich bis zur Senne. Von nun an ging der Marsch zwar durch befreundetes Gebiet, wie der verblendete Mann immer noch glaubte, nämlich durch das der Cherusker und Bructerer; aber die Wege waren ihm gänzlich unbekannt und erwiesen sich, zumal bei schlechtem Wetter, geradezu als bodenlos. Inzwischen hatte Hermann den ins Netz gegangenen Varus verlassen, seine im Cheruskerlande zerstreuten Truppen gesammelt, die in ihrem Lande thörichterweise zurückgelassenen römischen Detachements niedergemacht und gab den verbündeten deutschen Volksstämmen das allgemeine Zeichen zum Ausbruch. So zogen denn die Scharen der Germanen zur Rache herbei und überraschten die Römer auf einem höchst ungünstigen Boden. Wo das eigentliche Schlachtfeld gewesen ist, darüber sind die Gelehrten immer noch nicht einig. Der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dasselbe im Innern des sogenannten Teutoburger Waldes gewesen sei, steht die mit großem Scharfsinn und großem Aufwand an Gelehrsamkeit verfochtene Ansicht Esellens entgegen, daß es nicht in demselben, sondern weiter südwestlich im Kreise Bochum in Westfalen gewesen sein müsse. Auch sucht er diese Ansicht durch Funde zu stützen, auf die wir uns aber hier nicht näher einlassen können.

Plötzlich sahen sich die Römer von allen Seiten umringt; das Kriegsgeläute der Germanen drang ihnen fürchterlich in die Ohren, der Regen prasselte nieder, und der Sturmwind knickte die Bäume um, welche ihnen den Weg versperreten. Der Boden verwandelte sich in einen wahren Morast, in dem Wagen, Tiere und Menschen stecken blieben. Der Heereszug des Varus, durch die Bagage, Weiber, Kinder und Dienerschaft ohnehin gehemmt, geriet in eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Germanen, die in dem Beistand von Wind und Wetter das Eingreifen ihrer Götter erblickten, auf den Sturmwolken ihren Göttervater und Schlachtengebieter Wodan auf seinem achtfüßigen Schimmel, gefolgt von der Heldenschar der Einherier und der Walküren zu sehen, in dem Rollen des Donners das Rasseln des Bocksgepanns ihres allgewaltigen Gewittergottes Donar zu hören glaubten, stimmten ihren Kriegsgöttern, besonders dem Schwertgote Tio, wilde Schlachtgesänge an und stürzten sich vernichtend und zermalmend auf die erschreckten Römer. Varus soll sogar, wie der Geschichtschreiber Florus berichtet, in wahnsinniger Verblendung die Heerführer der Angreifer zur Rechenschaft gezogen haben. In dieser Not suchte der Feldherr einen Hügel zu gewinnen und ein Lager aufzuschlagen, um einen Stützpunkt und einen Hafen hinter sich zu haben. Hier wurde eine Besatzung zurückgelassen, und der größere Teil des Heeres versuchte am andern Tage den Weitermarsch. Doch vergebens. Regen und Sturm legten ihnen auch hier die größten Hindernisse in den Weg. Dazu gesellte sich Ermattung und Hungersnot. Allgemeine Verzweiflung bemächtigte sich des Heeres und Führers. Varus stürzte sich ins Schwert, mehrere höhere Offiziere folgten seinem Beispiele; die übrigen gerieten in Gefangenschaft oder wurden von den siegestrunkenen Germanen niedergestossen. Treulos floh der Reiteranführer Bala Numonius mit seinen Schwadronen vom Schlachtfelde, kam aber unterwegs um. Der Lagerpräfect Cejonius ergab sich mit seiner Besatzung auf Gnade und Ungnade. Die römischen Tribunen und Centurionen wurden auf Altären der germanischen Götter hingeschlachtet. Den halbverbrannten und von seinen

Soldaten vergrabenen Leichnam des Varus gruben die rachsüchtigen Germanen wieder aus und verstümmelten ihn. Seinen abgeschnittenen Kopf übersandten sie dem Markomannenfürsten Marbod; doch dieser schickte denselben dem Kaiser Augustus, welcher ihn ehrenvoll bestattete. Florus erzählt uns, nichts sei blutiger gewesen als jenes Gemetzel in den Sümpfen und Wäldern, nichts unerträglicher als der Hohn der Barbaren, besonders gegen die römischen Advokaten, deren Varus stets beim Heere hatte. Einigen wurden die Augen ausgestochen, andren die Hände abgehauen. Einem nähten sie, nachdem ihm die Zunge ausgerissen war, den Mund zu; die Zunge hielt ein Barbar in der Hand und rief: „Endlich, Schlange, hast du aufgehört zu zischen!“ — Mehrere römische Feldzeichen und zwei Adler wurden von den Marsen erbeutet; einen dritten verbarg ein römischer Soldat unter seinem Wehrgehänge und vergrub sich damit in einen Sumpf. Sie wurden später von den Römern wieder aufgefunden. Die Gefangenen traf das Loos harter Sklaverei. Viele vornehme Römer mußten, wie Seneca erzählt, bei den Germanen das Vieh hüten; manche wurden auch von den Thürigen losgekauft.

Als Siegestrophäen hingen die Deutschen mehrere erbeutete Feldzeichen der Römer in ihren heiligen Hainen den Göttern zu Ehren auf; auch fand man später die Häupter römischer Kasse auf Pfählen aufgezogen.

Ein Teil des Heeres, namentlich die unter Bala Numonius geflohenen Reiter, scheint entkommen zu sein und sich nach der nahegelegenen Feste Aliso durchgeschlagen zu haben. Ebenso fanden dort wahrscheinlich die Weiber und Kinder Unterkunft, denen die Germanen vielleicht großmütig freien Abzug gestattet hatten. Die in der Feste Aliso Belagerten verteidigten sich heldenmütig, und auch der Legat Asprenas, der von Vetera aus zum Entsatz herangerückt war, rettete seine beiden Legionen vor dem Untergange.

Auf die Botschaft von diesem Unglück verbreitete sich in Rom ein panischer Schrecken; man fürchtete sogar, die siegestrunkenen Germanen möchten nach Italien rücken. Doch diese, zufrieden mit der wiedererlangten Freiheit, dachten nicht daran.

Augustus ließ in ganz Rom Wachen ausstellen, um Unruhen zu verhüten, und beließ der Sicherheit halber alle Statthalter in ihren Provinzen. Sueton, der römische Biograph, erzählt, der Kaiser habe sich aus Trauer monatelang Bart und Haupthaar wachsen lassen und habe bisweilen den Kopf verzweifelt gegen die Thüre gestoßen mit dem Ausruf: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ — Der Tag ward im Kalender als ein dies nefastus, ein Unglückstag, eingetragen. Manche Gelehrte haben ausgerechnet, daß derselbe im ersten Drittel des Monats September gewesen sei; doch während dieses ganzen Monats pflegt das Wetter in Westfalen in der Regel sehr schön und trocken zu sein. Nach der Überlieferung von einem spätern großen Siegesfest der Sachsen, in deren Bund ja die Cherusker, Bructerer, Chatten und Sigambrier später aufgingen, scheint es Anfang Oktober gewesen zu sein.

Auch über die Berechtigung des Namens Teutoburger Wald und die richtige Aufstellung des Hermannsdenkmals ist vielfach gestritten worden. So behauptete man, daß der hervorragende Berg bei Detmold, die sogenannte Grotenburg, im 16. Jahrhundert der Teut geheißen habe; doch neuerdings hat man ermittelt, daß dieser Name in Urkunden gar nicht vorkommt. Die Benennung eines Hofes in der Nähe „zu dem Töte“ kam von einem Besitzer

Töte herrühren. Der ganze Höhenzug von der Gegend bei Paderborn bis Dsnabrück führte vielmehr früher den Namen Dsning. Demnach könnte man, wenn das Varianische Schlachtfeld nicht in der Nähe der Grotenburg bei Detmold nachweisbar ist, dem jetzigen Standpunkt des Hermannsdenkmals seine Berechtigung streitig machen. Indessen, solange die Walstatt nicht mit Evidenz festzustellen ist, mag immerhin die Grotenburg als der geeignetste Platz für das Hermannsdenkmal erscheinen; denn der Held steht dort im Lande der Cherusker und überschaut die vaterländischen Höhen, Wälder und Haine.

Doch kehren wir zu den Kämpfen, welche zwischen den Römern und Germanen bald wieder begannen und fortbauerten, zurück.

Die nächsten Folgen der Hermannsschlacht waren, daß die Römer von der Ostseite des Niederrheins verdrängt wurden und ihre Festen dort in die Hände der Germanen fielen. Nur das Kastell Aliso an der Lippe leistete erfolgreichen Widerstand und scheint auch im Besitze der Römer geblieben zu sein. Ebenso hielt der Legat Asprenas in Niedergermanien die deutschen Völker im Zaume.

Den Oberbefehl über die Truppen übernahm nunmehr Tiberius, überschritt den Rhein, scheint aber nur um Aliso herum Streifzüge ins Land der Feinde unternommen zu haben. Hauptsächlich wollte er die Deutschen von Einfällen auf das linke Rheinufer abhalten und den gesunkenen Waffenruhm der Römer wiederherstellen. Dies gelang ihm auch einigermaßen, denn die Deutschen ließen ihn ruhig gewähren. Auch kam den Römern ein zwischen Hermann und Segestes ausgebrochener Zwist zu statten, der auf die Unternehmungen der Germanen anderseits einen lähmenden Einfluß ausübte. Nach dem Tode des Kaisers Augustus (am 19. April 14 n. Chr.) brach unter den römischen Legionen am Rheine ein Aufstand aus, und nach dessen Dämpfung brannten die Krieger nach einem Rachezuge gegen die Germanen. Daß dieser in erster Linie den Marsen galt, läßt uns um so mehr vermuten, daß gerade dieses Volk es war, welches vor der Teutoburger Schlacht mit der Schilderhebung den Anfang gemacht hatte. Inzwischen hatte Germanikus, ein Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, Sohn des gegen die Germanen früher siegreichen Drusus, den Oberbefehl übernommen.

Rachezüge des Germanikus. Germanikus schlug eine Brücke über den Rhein, schickte den Legaten Cäcina in die Waldungen der Marsen voraus und überraschte dieselben, die sich sorglos einem Festesrausche überließen, bei Nacht in ihrem Lager. Ohne Widerstand wurden sie niedergemetzelt und alles verwüstet. Dabei ward auch ein Tempel einer rätselhaften Göttin Tanfana dem Erdboden gleich gemacht. Die Stätte dieses Tempels hat man bei Borgeln im Kreise Soest zu finden geglaubt und aus einer Benennung im Volksmunde „ten fanen“ geschlossen, daß sie ursprünglich nur bedeutete: zu dem fanum, d. h. Tempel, und daß Tacitus daraus aus Mißverständnis eine germanische Göttin, Namens Tanfana, gemacht habe. Vielmehr lassen einzelne Erinnerungen im Volksglauben von einem „Donnerstagsweg“ und „Donnerstagspferd“ auf ein Heiligtum des Gewittergottes Donar schließen. Auf dem Rückwege kam Germanikus durch die Brutterer, Tubanten und Usipeter in große Not, aus der ihn nur seine Geistesgegenwart befreite.

Im Frühjahr des Jahres 15 unternahm Germanikus einen Feldzug gegen die Chatten und sandte zunächst gegen diese den Cäcina mit vier Legionen und

einigen Tausend Mann Hilfstruppen. Die Cherusker waren in zwei Parteien gespalten, und ein Hilfskorps der Marsen wurde in Schach gehalten. Germanikus zog gleichfalls mit vier Legionen und wohl doppelt so vielen Hilfstruppen wahrscheinlich von Mainz aus gegen die Chatten. Nach Wiederherstellung eines von seinem Vater Drusus angelegten Kastells im Taunus, vermutlich der Saalburg bei Homburg, überraschte er die Chatten ganz unvorbereitet und machte viele unschädlich. Sie flohen zum Teil schwimmend über die Eder, suchten die Römer vergebens am Bau einer Brücke zu hindern und gaben schließlich ihre Dörfer der Verheerung der Feinde preis. Germanikus zerstörte die Hauptstadt Mattium (vermutlich Maden bei Gudensberg unweit der Eder) und kehrte zum Rheine zurück. Die Verheerung des Landes erstreckte sich wahrscheinlich über sämtliche umliegende Gauen: das heutige Herzogtum Nassau, Kreis Wezlar, Oberhessen und Kreis Wittgenstein. Aus diesen Gauen werden denn auch besonders Chatten an der Hermannsschlacht teilgenommen haben. Auch traf man dort noch vierzig Jahre später römische Gefangene an. So hatte also Germanikus zwei Rachezüge für die Niederlage des Varus ausgeführt gegen die Marsen und Chatten (14 und 15 n. Chr.).

Inzwischen hatte der Zwist zwischen Segestes und Hermann an Ausdehnung zugenommen, und ersterer, von letzterem eingeschlossen, bat den Germanikus um Hilfe. Mit den Abgesandten schickte er den Römern auch seinen Sohn, Segimund, welcher in der Varusschlacht seine Priesterbinde an der Ara Ubiorum zerrissen und sich zu den Aufständischen gesellt hatte. Germanikus nahm ihn nichtsdestoweniger wohlwollend auf und ließ ihn nach dem linken Ufer des Oberrheins bringen. Hierauf entsetzte Germanikus den eingeschlossenen Segestes, wahrscheinlich in der Nähe der Eresburg an der Diemel, wobei dessen Tochter Thusnelda, welche Hermann wider ihres Vaters Willen entführt und gehehlicht hatte, in die Gefangenschaft geriet. Das unglückliche Weib vergoß keine Thränen, verschwendete keine Bitten; stumm legte sie ihre Hand aufs Herz und gedachte voll Schmerzen ihres Gatten Hermann und seiner Liebe sowie ihrer Mutterhoffnungen. Ihr Vater Segestes, eine wahre Hünengestalt, sprach viel von seiner Treue zum römischen Volke und bat um Nachsicht für seinen Sohn und seine Tochter. Germanikus behandelte sie milde, versprach ihm selbst einen Wohnsitz in der alten Provinz am linken Rheinufer und seinen Kindern Schonung. Alsdann führte er sein Heer nach dem Rheine zurück. Das Schicksal Thusneldens und ihres nachmals gebornen Kindes ist dunkel. Es soll Thumelitus heißen und in Ravenna erzogen worden sein. Über sein Mißgeschick wollte Tacitus weiteres berichten; doch fehlten alle näheren Nachrichten. Bekanntlich hat sich die Poesie seiner bemächtigt, indem der Dichter Münch-Bellinghausen (Halm) ihn im Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna“ verewigte.

Hermann, wütend über die Entführung seiner Gattin, rief sein Volk zu den Waffen gegen den unnatürlichen Vater, gegen den „Heldenführer“, wie er den Germanikus höhnisch nannte, welcher ein schwaches Weib gefangen genommen habe. Auch den Oheim des Segestes, den greisen Inguiomar, zog er auf seine Seite, sowie die angrenzenden germanischen Volksstämme. Germanikus schickte hierauf den Cäcina mit vierzig Kohorten an die Ems; die Reiterei führte der Präfekt Pedito durch das Land der Friesen; er selbst schiffte vier Legionen ein und fuhr damit über die Seen. An der Ems vereinigten sich die

einzelnen Truppenteile und gewannen die Chauken als Mitstreiter. Wie weit die ungefähr 400 Schiffe starke Flotte die Ems hinaufgefahren, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, vielleicht bis in die Gegend des heutigen Nede. Da wir von keinem Brückenbau hören, der auf dem rechten Ufer der Ems notwendigerweise über die Hase und späterhin über die Ems selbst hätte erfolgen müssen, um in die Gegend zwischen Ems und Lippe zu kommen, so scheint der Weitermarsch auf dem linken Ufer stattgefunden zu haben. So zog das Heer in das Land der Brukterer, welche Stertinius mit seiner Vorhut zurückschlug. Hierbei ward alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstet und ein Adler der 19. Legion, welcher in der Varusschlacht verloren gegangen war, wiedererobert. Nun wandelte den römischen Feldherrn auch die Lust an, das Schlachtfeld, nicht weit davon entfernt im sogenannten Teutoburger Walde, zu besichtigen. Hier fand Germanikus die noch unbestatteten Gebeine seiner Landsleute, erblickte die an spitze Pfähle gespießten Schädel von Menschen und Pferden und sah die Überreste der Altäre, an welchen die siegestrunkenen Germanen die römischen Tribunen und Centurionen ihren Göttern hingeschlachtet hatten. Auch erkannte man noch deutlich an dem halb eingestürzten Walle und den abgegrenzten Räumen die Umrisse des Varianischen Lagers. In stummer Trauer bestattete man die gebleichten Gebeine, und der Feldherr trug selbst dazu das erste Nasenstück hinzu. Dieses Lager und die Steinüberreste der barbarischen Altäre will Effellen bei Beckum nordwestlich von Hamm in Westfalen entdeckt haben. Ein Atlas von Jansen aus dem Jahre 1629 verlegt schon das Schlachtfeld in diese Gegend. Zur Vorsicht hatte Germanikus den Cäcina vorausgeschickt, um das Wälderdickicht zu durchspähen, Brücken und Dämme über feuchte Sümpfe und trügerische Felder anzulegen. Hier gerieten nun die Römer in die höchste Gefahr; denn Hermann weilte in der Nähe und brannte vor Begierde, den Feinden dasselbe Loos zu bereiten, wie den Legionen des Varus. Er lockte den Germanikus in die unwegsamen Sümpfe; es entspann sich ein wütender Kampf, wobei die römische Reiterei in große Verwirrung geriet. Ja, es ist anzunehmen, daß sich Germanikus mit großen Verlusten, wenn nicht gänzlich geschlagen, zurückzog. Die schönfärberische Beschreibung römischer Geschichtschreiber stellt den Kampf als unentschieden hin; aber sicher ist, daß Germanikus es für geraten hielt, sich nach der Ems zurückzuziehen.

Hier erlitt nun eine Abteilung unter Cäcina, welche die sogenannten „langen Brücken“, d. h. einen Brückenpsad über ausgedehnte Sümpfe überschreiten sollte, einen schweren Unfall. Da der Übergangsdamm sehr schadhast geworden war und Hermann die angrenzenden Waldungen besetzt hielt, so sah sich Cäcina gleichzeitig genötigt, die schadhastigen Stellen auszubessern, andernfalls aber ein festes Lager aufzuschlagen, um sich vor einem plötzlichen Überfalle zu sichern. Hier gerieten die Arbeiter, welche Hermann überfiel, in große Not, da sie in den Sümpfen nicht gewohnt waren zu kämpfen. Die Cherusker aber, mit ihrem Terrain wohl vertraut, brachten ihnen große Nachteile bei. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Nun leiteten die Germanen Wasser in die Niederungen, so daß das Lager überschwemmt ward. Cäcina verbrachte eine qualvolle Nacht; unruhige Träume ängstigten ihn. Ihm war, als tauche Quinctilius Varus blutbespritzt aus dem Sumpfe und wies warnend die dargebotene Rechte zurück. Am folgenden Tage griff Hermann die in großer

Verwirrung abmarschierenden Legionen plötzlich an und rief seinen Soldaten zu: „Seht da, Varus und die Legionen zum zweitenmale besiegt!“ — Die Germanen hieben besonders auf die Pferde ein. Diese, wütend vor Schmerz, warfen ihre Reiter ab und verursachten die schrecklichste Verwirrung. Cäcina selbst stürzte mit seinem Pferde und ward nur durch die Abwehr der ersten Legion gerettet. Mit Mühe und Not kämpften sich die Römer durch und schlugen ein Lager auf. Da aber alle Werkzeuge fehlten, die Verwundeten ächzten und stöhnten und eine undurchdringliche Finsternis herrschte, erreichte das Elend den höchsten Grad. Ein scheu gewordenes Pferd, das durch das Lager rannte, verbreitete einen panischen Schrecken. Mit dem Rufe: „Die Germanen sind da!“ stürzte alles wie besessen dem hintern Lagerthore (porta decumana) zu, um sich zu flüchten. Da warf sich Cäcina verzweifelt vor die Ausgangspforte und hielt die Kopflosen zurück. Er ermunterte sie, im Lager hinter den festen Wällen standzuhalten und abzuwarten, bis sie die Germanen angriffen; dann würden sie dieselben durch einen plötzlichen Ausfall zurückschlagen. Zu statten kam ihnen eine Meinungsverschiedenheit unter den deutschen Heerführern: Hermann stimmte dafür, den Abzug der Römer ruhig abzuwarten und sie auf ungünstigem Terrain anzugreifen; Inguiomar dagegen stimmte für Erstürmung des Lagers. Der Vorschlag des letzteren fand wegen der Aussicht auf größere Beute allgemeinen Beifall; auch vermutete man keinen großen Widerstand. Wie sehr aber täuschte man sich! Die Germanen wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, Inguiomar schwer verwundet. Hermann entkam unversehrt aus dem Kampfe. Die Römer, obgleich erschöpft und verwundet, fanden Trost im Gefühl des Sieges.

Aller Wahrscheinlichkeit nach fand der Kampf in der Nähe des Bourtangero Moors statt, über welchen wohl die pontes longi geführt haben. Man hat dort auch interessante Funde gemacht, welche diese Annahme zu bestätigen scheinen.

Auch auf dem Rückwege harrte der Römer großes Ungemach. Germanicus schiffte zwei von den die Ems hinaufgefahrenen Legionen aus und übergab sie dem Vitellius, auf daß er sie zu Lande weiter nach dem Rheine längs des Ozeans führe. Hier gerieten sie durch Sturmfluten und Überschwemmungen in große Not. Endlich gelangten sie an die Mündung eines Flusses — bei Tacitus lesen wir Visurgis, die Weser — doch es kann nur die Hunse (Unsingis), welche bei Groningen in die Nordsee fließt, gemeint sein. So endete der Feldzug des Jahres 15 ohne nennenswerte Erfolge, wohl aber waren die Reihen der Römer durch erlittene Unfälle gewaltig gelichtet. Dies benutzte der ohnehin eifersüchtige und mißgünstige Tiberius, den Germanicus von weiteren Unternehmungen abzuhalten.

Raum waren die Legionen am Rheine eingetroffen, als Stertinius ausgesandt wurde, Hermanns Vater, Segimer und seinen Sohn Sesthatus aufzunehmen. Es scheint demnach, daß auch der Vater Hermanns die Sache seines Sohnes im Stiche gelassen und Zuflucht bei den Römern gesucht habe. Er ward mit seinem Sohne in Gnaden aufgenommen, letzterer jedoch nicht ohne Zögern, da er den Leichnam des Varus mißhandelt haben sollte, und beide wurden nach der oppidum Ubiorum, d. i. Köln, gebracht. Wir werfen hiermit einen traurigen Blick auf die Uneinigkeit in der Familie des großen Cheruskerhauptide. Auch ein Bruder desselben, Flavus, diente bei den Römern. Als Hermann mit diesem im Jahre 16 an der Weser zusammentraf, kam es zu

einem heftigen Wortwechsel, der, wenn sie nicht der Fluß getrennt hätte, zu einem Zweikampfe geführt haben würde. Er bat und beschwor ihn anfangs, sein Vaterland nicht zu verraten, und reizte ihn schließlich durch heftige Schmähungen. Hermann hatte allerdings die edelsten Absichten, die Stämme seines Vaterlandes unter einem gemeinsamen Oberhaupte zu vereinigen, mag aber manchen durch sein leidenschaftliches Wesen abgestoßen haben. Später ward ihm zum Vorwurf gemacht, er strebe nach der Königsherrschaft und suche die Freiheit seines Volkes zu unterdrücken. Deshalb ward ihm später von seinen eignen Verwandten nachgestellt, und er fiel durch Hinterlist, erst 37 Jahre alt. Aber sein Andenken lebt noch fort bei seinem Volke in Heldenliedern, und die dankbare Nachwelt hat ihm ein herrliches Denkmal errichtet.

Doch kehren wir zu den weiteren Kriegsunternehmungen der Deutschen zurück. Nach dem zurückgeschlagenen Angriffe auf das Lager bei den pontes longi griffen sie das Kastell Aliso an der Lippe an. Germanikus eilte auf diese Nachricht mit sechs Legionen herbei, während sein Legat Valius einen Einfall ins Schattenland machte. Die Germanen, welche Aliso belagerten, zerstreuten sich sofort, nachdem sie zuvor den von Germanikus neu errichteten Grabhügel der Varianischen Legionen, sowie die ara Drusi, einen alten, zu Ehren des Drusus erbauten Altar, zerstört hatten. Letztern ließ Germanikus wieder herstellen; den Grabhügel der Varianischen Legionen jedoch zu erneuern, hielt er nicht für geraten. Warum nicht? fragen wir unwillkürlich. Vermutlich boten die ungünstigen Terrainverhältnisse zu viel Schwierigkeiten. Das Kastell Aliso soll, nach der Annahme des gründlichen Spezialforschers Esellen, bei Hamm am Einfluß der Ohse in die Lippe zu finden sein („Geschichte der Sigamben“, „Kastell Aliso“) und unter der ara Drusi denkt er sich ein hügelartiges Denotaph, dessen Überreste er in der sogenannten Hohenburg unweit Aliso wiedererkennen will. Wir können hier unmöglich auf alle abweichenden Ansichten eingehen.

Schlacht bei Idistavisus. Im Jahre 16 fand ein Zusammenstoß der Römer und Cherusker an der Weser statt, welchem der bereits erwähnte Wortwechsel zwischen Hermann und seinem Bruder Flavus vorausging. Mit Mühe hielt der Legat Stertinius den wütenden Flavus zurück, während gegenüber Hermann ihn einen Sklaven und Verräter schalt und drohend eine baldige Schlacht ankündigte. Die Feindseligkeiten wurden durch die römischen Bundesgenossen, die Bataver, eröffnet, welche über den Strom setzten, aber von den Cheruskern zurückgetrieben wurden. Ihr tapferer Anführer Cariovalda fiel nach heftiger Gegenwehr; den übrigen eilte die römische Reiterei unter Stertinius und Amilius zu Hilfe. Nach dem bewerkstelligten Übergange über die Weser erfuhr Germanikus durch einen Überläufer, daß sich germanische Volksstämme in einem nahen, dem „Herkuless“ (d. i. Donar) geweihten Walde versammelten und eine Schlacht vorbereiteten. Ein der lateinischen Sprache kundiger Germane schlich sich in der Nachtzeit an den feindlichen Lagerwall heran und suchte durch lockende Versprechungen Überläufer heranzuziehen. Dies erfüllte die Römer mit immer größerer Erbitterung. Ein Versuch, das Lager anzugreifen, war erfolglos. Am folgenden Tage feuerten die beiden Heerführer ihre Truppen zum Kampfe an. Unweit der Weser zieht sich eine von Hügeln und Wald begrenzte Ebene hin, welche die Römer Idistavisus oder Idisiavisus nannten. Man hat diesen

Namen mit Idisen oder Disen, germanischen Seherinnen, zusammengebracht, und Grimm übersetzt es mit Feenwiese. Andere erklären es viel einfacher von dem deutschen: „Es ist eine Wiese“. Das Schlachtfeld wird übrigens allgemein bei Hessisch-Oldendorf angenommen, unweit des Steinhuder Meeres. Durch zwei fliehende Scharen wurden hier die Cherusker, welche von den Höhen herabstürmten, eingeengt und gerieten in große Verwirrung. Umsonst suchte Hermann, auf eine erhaltene Verwundung deutend, die Schlacht zu halten. Auf einem wilden, feurigen Rosse, das Antlitz, um nicht erkannt zu werden, mit Blut gefärbt, schlug sich Hermann durch die römischen Bundesgenossen durch. Auf ähnliche Weise entkam Juguiomar. Viele suchten sich durch Schwimmen über die Weser zu retten, wurden aber meist durch Geschosse erreicht oder ertranken; andere erklimmen hohe Bäume, wurden aber zum Scherz wie Vögel herabgeschossen oder durch das Umhauen der Bäume getötet. So erfochten die Römer einen glänzenden Sieg; wenigstens erzählt dies so der römische Geschichtschreiber Tacitus. Unter der Beute fand man Ketten, welche die Germanen für die Feinde zum voraus mitgebracht hatten. Die Römer begrüßten mit Jubel den Germanikus als Sieger und errichteten ihm eine Siegestrophäe. Der Anblick derselben reizte die Germanen zu neuem Kampfe, wahrscheinlich bei Minden; aber sie wurden völlig geschlagen. Germanikus errichtete vier Haufen von Waffen mit der stolzen Inschrift: „Nach der Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus errichtet.“ Seiner selbst erwähnte er nicht, sei es aus Besorgnis vor Neid oder aus Bescheidenheit. Hierauf trat der Feldherr den Rückweg an, größtenteils zu Wasser, die Ems hinab in den Ozean. Hier aber überfiel die Schiffe ein heftiger Orkan; viele versanken oder scheiterten an Klippen, und die Mannschaft ging elend zu Grunde. Germanikus landete an der Küste der Chauken und beklagte jammernd am Gestade den Unfall, indem er sich selbst den Urheber nannte. Mit Mühe und Not suchte er die Trümmer seines Heeres zusammen und setzte den Rückweg fort. Die Aufstände einiger germanischen Volksstämme, welche das Unglück der Römer benutzen wollten, dämpfte er und überfiel die Marsen, welche in einem nahen Haine einen Adler der Varianischen Legion verborgen hatten. Auf wiederholtes Drängen des Tiberius, Germanikus möchte zu seinem wohlverdienten Triumph nach Rom zurückkehren, leistete dieser Folge. Er erhielt sodann den Oberbefehl im Orient, starb aber schon im Jahre 19 in Syrien.

Sein Nachfolger Drusus, ein Bruder des Germanikus, stand von weiteren Nachzügen ab; und als nach dem Tode des Tiberius eine Reihe unfähiger Kaiser in Rom herrschte, wurde an weitere Feldzüge in Germanien nicht mehr gedacht. Die Deutschen blieben also frei und selbständig, und die Römer hatten trotz des Sieges an der Weser keinen bleibenden Erfolg errungen.

Es erübrigt nur noch, auf die weiteren Schicksale Hermanns, seiner Familie und Verwandten zurückzukommen.

Bei dem glänzenden Triumphzug, welchen Germanikus am 26. Mai im Jahre 17 über Cherusker, Chatten, Angrivarier und sonstige deutsche Stämme bis zur Elbe in Rom hielt, zog Thusnelde mit ihrem dreijährigen Söhnchen Thumelikus, Sosthatikus, der Sohn des Segimer mit seiner Gattin, und Segimundus, ein Sohn des Segestes, mit; Segestes selbst aber, dem die Römer seinen Verrat belohnt hatten, durfte dieses Schauspiel in Freiheit mit ansehen.

Hermann geriet mit Marbod, dem früher befreundeten Markomannenfürsten, in Feindschaft, wie Tacitus erzählt, wegen eines Zwistes über den Ruhm, Deutschland vor Unterjochung bewahrt zu haben, wahrscheinlich aber, weil sich bei dem großen Einigungswerke aller deutschen Stämme keiner dem andern unterordnen wollte. Den Marbod machte jedoch sein Königstitel verhasst, so daß sogar einige seiner Stämme, die Semnonen und Langobarden, zu Hermann übergingen. Dagegen trat Inguiomar, welcher es unter seiner Würde hielt, dem weit jüngern Neffen zu gehorchen, zu Marbod über.

Der Zusammenstoß fand vermutlich im heutigen Sachsen, vielleicht an der Mulde statt. Beide Heersführer entflamten ihre Truppen durch leidenschaftliche Reden. Hermann nannte den Marbod einen elenden Feigling, Hochverräther und Satelliten des Kaisers, welcher sich in den Schlupfwinkeln des Hercynischen Waldes verkrochen und dann demüthig einen Frieden von den Römern erbettelt habe. Marbod seinerseits schmälerte Hermanns Ruhm, weil er hinterlistig drei wehrlose Legionen überfallen, aber Weib und Kind treulos im Stiche gelassen habe. Dagegen wies er auf Inguiomars treuen Rath hin und nannte ihn einen wahren Vaterlandsfreund. Nie stießen — berichtet Tacitus — zwei Heere mit größerer Wut aufeinander, niemals wurde mit zweifelhafterem Erfolge gekämpft. Auf beiden Seiten wurden die rechten Flügel geworfen, aber der Kampf blieb ohne Entscheidung. Trotzdem nimmt man an, daß sich Marbod für geschlagen hielt, denn er zog sich auf die benachbarten Hügel zurück. Als insolge dessen viele ihn verließen, ging er, von Truppen entblößt, nach Böhmen. Umsonst bat er den Tiberius um Hilfe; ja, der Sohn des Germanikus, Drusus, welcher nach ihm den Oberbefehl in Germanien führte, hegte noch andre Feinde gegen Marbod. Endlich suchte er, von allen verlassen, Schutz bei Tiberius. Dieser gewährte ihm einen Ruheplatz in Ravenna, wo er in hohem Alter starb.

Aber auch Hermanns Tage waren gezählt. Sein ehrgeiziges Trachten, an der Spitze aller Germanen zu stehen, brachte ihn bald in Verdacht, als strebe er nach der Königsherrschaft. Ein Chattenfürst, Adgandestrius, hatte sich schon den Römern brieflich angeboten, den Hermann durch Gift zu töten, wenn sie ihm solches übersendeten; aber Tiberius hatte seinen heimtückischen Anschlag mit Entrüstung von sich gewiesen. Doch es fanden sich andre Feinde und zwar in seiner eignen Verwandtschaft. Mit den Waffen in der Hand verteidigte er sich mit wechselndem Glücke, bis er endlich durch Hinterlist fiel. „Unstreitig war er der Befreier Deutschlands“ — sagt Tacitus — „er bekämpfte das römische Reich, nicht wie andre Könige und Feldherren bei seinem Entstehen, sondern zur Zeit seiner höchsten Blüte, und blieb, obgleich in den Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt. Auf 37 Jahre brachte er sein Leben; zwölf Jahre behauptete er sich als Heersführer; noch heute wird er bei den barbarischen Völkern besungen.“ — Dies Lob singt ihm der Römer, der Feind! — In welchem Lichte würde der herrliche Jüngling und Held, der Befreier seines Vaterlandes, strahlen, hätten wir eine Schilderung über ihn aus dem Munde seiner begeisterten Landsleute, besäßen wir eins jener Heldenlieder, welche sein dankbares Volk zu seinem Preise anstimmte! — Viele Mythologen glauben, daß uns diese Lieder nicht ganz spurlos verschwunden seien, daß noch Überreste seiner Verehrung, ja Vergötterung erhalten seien. Ja, man glaubt, daß unter der göttlichen Lichtgestalt unseres größten Sagenhelden Sigurd oder Sigfried

kein anderer zu verstehen sei, als eben Hermann, der Cheruskerfürst. Diese Vermutung scheint noch bestärkt zu werden durch den Gleichklang der Vorsilbe dieses Namens mit mehreren Angehörigen der Familie Hermanns. Sein Vater hieß Seg-imer, sein Oheim Seg-estes und dessen Sohn Segi-mundus. In der Sage heißt der Vater Sig-frieds auch Sig-mund. Nun müßte freilich Sigfried ein ehrender Beiname des Hermann gewesen sein, soviel wie „der durch Frieden Sieg Spendende“. Auch seine größte Heldenthat, nämlich die Besiegung des Varus, müßte ganz ins Mythische gerückt worden sein, wenn der sagenhafte Lindwurm und seine Erlegung soviel wie die Hermannsschlacht bedeuten sollte.



Thusnelde als Gefangene der Römer. Gruppe aus Pilotys Gemälde.

Wir möchten vielmehr den Kern der Sigfriedsage, wie wir uns schon im vorigen Bande gelegentlich ausgesprochen haben, für uralt halten und demselben eine symbolische Bedeutung vom Kampfe des Lichtgottes mit den unterirdischen Mächten der Finsternis geben. Auch scheinen die Germanen schon nach Tacitus lange vor Arminius einen göttlichen Heros beim Stürmen in die Schlacht mit feierlichen Gefängen angerufen zu haben, den der römische Geschichtschreiber mit römischem Namen Herkules nennt. Wenn dieser nicht der Donnergott Thor oder Donar war, den er gleichfalls mit dem Namen Herkules an einer andern Stelle der Germania als einen der drei Hauptgötter auführt, und der, wie Herkules mit seiner Keule, so mit seinem Hammer auszog, die Ungeheuer zu erlegen, so kann es recht wohl auch Sigfried sein; denn wie Herkules die Lernäische Hydra bändigte, so erschlug Sigfried den Lindwurm. Möglich ist es ja schon,

daß an bereits vorhandene Heldenlieder zum Preise eines älteren göttlichen Helden Sigfried sich verwandte Züge aus dem Leben und den Thaten Hermanns anlehnten; doch sie sind nur mit dem Auge des Spezialforschers zu erkennen.

Anderseits hat man angenommen, daß Hermann, zu einem Gotte erhoben, später bei seinem Volke göttliche Verehrung genoß. So bezieht man auf ihn den rätselhaften Namen Irmin und die diesem errichtete, später von Karl dem Großen als Nationalheiligtum der Sachsen, in deren Bund ja die Cheruster und Chatten aufgingen, 772 wahrscheinlich im Innern des Teutoburger Waldes zerstörte Irminsäule. Indessen scheint schon Tacitus einen solchen Irmino als Stammgott der Germanen zu kennen; auch die Sachsen nach Besiegung der Thüringer sollen einem Nationalgott Irmino eine Säule, der Sonne zugewandt, errichtet haben, und so führen der Hinweise noch mehrere zu der Annahme, daß der Name Irmino die Bedeutung einer mehr allgemeinen und nationalen Gottheit gehabt habe. Wir erwähnten schon einmal den bekannten Volksreim, den man auf Hermann und die Varusschlacht bezieht. Er heißt folgendermaßen:

„Hermen, sla dermen (d. i. Darmsaiten), wofür auch: „slo lärmən“,
sla pipen, sla trummen,
de kaiser wil kummen
met hamer un stangen
wil Hermen uphangen“,

d. h.: „Hermann, laß Saitenspiel, Pfeifen und Trommeln erschallen; der Kaiser (sc. Germanicus?) will mit Hammer und Stangen kommen, um den Hermann aufzuhängen!“ — Dies Lied ist offenbar, selbst wenn es sich auf Hermann beziehen sollte, viele Jahrhunderte nach der Varusschlacht entstanden; denn die Pfeifen und Trommeln waren bei den alten Deutschen nicht im Gebrauche. Uns dünkt es wahrscheinlicher, daß es sich auf die Zerstörung der Irminsäule durch Karl den Großen beziehe. Der „Hermen“ ist dann kein anderer als der Nationalgott, der, wie sonstige Redensarten und Sagen im Volke beweisen, überhaupt einen hünenhaften Vertreter des deutschen Volks zu bedeuten scheint. So nennt man heute noch in Westfalen einen riesigen Kerl einen „Hiärmen!“

Auch die Erinnerungen an einen Volksgott Hermen haben sich noch in Redensarten erhalten, z. B.: „he ment, use herregott heet Herm“, d. h.: „er meint, unser Herrgott sei noch der alte gütige Hermen, d. h. er zürne nicht“; und wenn einer recht müde ist, sagt man, „hat Hermen ihn in der Plage“. Merkwürdig ist es endlich auch, daß sich auf dem Lande, namentlich im Bergischen, viele Sagen und Märchen von einem starken Kerl, Namens Hermen, erhalten haben, der allerlei Kraftproben und Heldenthaten verrichtet, die lebhaft an die Streiche Sigfrieds beim Schmiedemeister und seine Erlegung des Lindwurms erinnern. Wir können diese Volkssagen recht anmutig lesen in der „Vorelei“ von Wolfgang Müller von Königswinter.

Kleist's Hermannsschlacht. Bekanntlich hat auch Heinrich v. Kleist den Verdiensten unsers ersten Nationalheros einen ehrenden Denkstein in seinem wirkungsvollen Drama „Die Hermannsschlacht“ gesetzt. Vielsach abwechselnde Scenerie, lebhafter Dialog, effektvolle Handlung zeichnen im ganzen das Werk aus. Darum wollen wir nicht mit kleinlicher Kritik an dem als nationales Drama einzig dastehenden Kunstwerke nergeln. Aber einen Tadel können wir nicht unterdrücken, bezüglich Thusnelden, der hochherzigen Gemahlin unsres

Helden. Diese hätten wir uns doch edler und vor allem deutscher gedacht. Erscheint sie nicht geradezu wie eine leichtfertige französische Kofette, die mit dem römischen Legaten Ventidius spielt und tändelt, wie eine verwöhnte Ball- oder Salonschöne?! — Und schließlich, welch unedle Rache! Nachdem sie entdeckt hat, wie auch er nur zur bloßen Spielerei ihr Gefühle vorheuchelt, die er nicht besitzt, wie er sich seines Sieges rühmt und sich freut, seiner baldigen Sklavin die blonden Locken abzuscheren — da lockt sie ihn zu einem unwürdigen Rendezvous in einen Bärenzwinger und gibt ihn einer wilden Bestie preis — aber nicht ohne zuletzt aus Mitgefühl in Ohnmacht zu sinken. Auch Hermann müßte noch edler und vor allem entschiedener aufgefaßt sein; vorläufig müssen wir uns dieses Denksteins freuen, der unserm ersten Nationalhelden gesetzt ist, doch wartet hier ein gewaltiger Stoff noch seines berufenen Erlösers.

Karl der Große und das Sachsenvolk. Wittekind. Ungefähr 760 Jahre später, als die alten Germanen in ihren heiligen Wäldern das Blut ihrer Todfeinde, der Römer, vergossen hatten, düngte fast dieselben Schlachtfelder in Strömen das Blut der alten Sachsen in ihren hartnäckigen Kämpfen gegen ihren fränkischen Unterdrücker, Karl den Großen. Der Volksstamm der Sachsen kommt noch im 2. Jahrhundert auf der Cimbrischen Halbinsel, d. h. in dem heutigen Holstein und Schleswig vor, von wo er gegen Anfang des 3. Jahrhunderts in den westlichen Teil der norddeutschen Tiefebene eingewandert zu sein scheint. Dort vermischten sie sich mit den ihnen an Sprache verwandten Eingebornen, dehnten sich zwischen Rhein und Elbe bis zur Nordsee aus und zerfielen in vier Hauptstämme: die Westfalen, Ostfalen und Engern im Süden der Elbe, und die Nordalbingen nördlich von diesem Flusse im heutigen Schleswig-Holstein. Sie lebten ursprünglich in freien Volksgemeinden ohne Königtum und Priesterschaft und wählten sich bei Ausbruch eines Krieges ihre Heerführer (Herzöge). Die Einwanderer bildeten nach Besitzergreifung des Landes den Stamm der Edlinge und Frilinge (Edlen und Freien), in Laten oder Laffen, d. h. solche, die nach freiwilliger Unterwerfung im Besitze ihrer Grundstücke belassen wurden, und in Unfreie oder Sklaven. Von Steuern und Abgaben, von Zehnten und Fronen, womit der gemeine Mann im Frankenreiche bedrückt war, wußte man im alten Sachsenlande nichts. Daher hielten sie an ihren alten Einrichtungen mit großer Zähigkeit fest und wollten von den nachbarlichen Franken und ihrem neuen Glauben nichts wissen. Wütend erschlugen sie die ersten, zu ihnen gesandten christlichen Glaubensboten, weil sie nicht ohne Grund von ihnen den Untergang ihrer alten Freiheit befürchteten. Zur Sicherung seiner Reichsgrenzen mußte Karl der Große dieses unruhige Nachbarvolk unterwerfen und ihnen mit aller Gewalt die Wohlthat des Evangeliums aufdrängen. So entbrannte ein erbitterter Nationalkrieg, in dem die Sachsen für ihre Freiheit, ihren alten Glauben und die Sitten ihrer Väter aufs heftigste stritten, die Franken aber für die Weltherrschaft und das Kreuz. Obwohl wir selbstverständlich den schließlichen Triumph einer höhern Bildung und Besitzung nur mit Genugthuung begrüßen können, so dürfen wir dennoch anderseits unsre Bewunderung einem Volke nicht versagen, das 32 Jahre lang mit der größten Ausdauer und Zähigkeit, ja, mit wahren Heldenmut für seine heiligsten Güter, Leben und Habe einsetzte.

Im Jahre 772 stellte Karl der Große auf dem Mainfelde in Worms die Bekriegung der Sachsen als eine verdienstliche Sache hin und zog über den Main in das frühere Land der Cherusker ein, in jene wälder- und sumpfbereiche Gegend, wo einst Varus mit seinen Legionen der List und Gewalt des kühnen Befreiers der alten Germanen erlegen war. Dort eroberten die Franken die Feste Eresburg, vermutlich Stadiberge an der Diemel, und zerstörten in einem heiligen Walde das Nationalheiligtum der Sachsen, die bereits erwähnte Irminsül, d. h. die allgemeine Säule, wie sie ein Chronist benennt: der Beschreibung nach einen Baumstamm unter freiem Himmel. Vielleicht war derselbe mit symbolischen Zeichen graviert, mit Göttersymbolen behängt und in einem größern Gehege eingefriedigt; denn Karl der Große soll nach der Beschreibung seines Biographen Einhard drei Tage mit ihrer Zerstörung verbracht haben. Das Lager Karls des Großen zeigt man noch heute auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen auf der sogenannten Karlschanze. Wie die Sage erzählt, soll damals, nachdem eine große Dürre und Wassernot ausgebrochen war, plötzlich eine versiegte Quelle wieder geflossen sein. Diese hat man in dem sogenannten Bullerborn bei Altenbeken entdecken wollen, einem Bache, der längere Zeit versiegt war, jetzt aber wieder fließt.

Danach drang Karl der Große bis zur Weser vor und brachte die Sachsen zur Unterwerfung. Sie mußten den Eid der Treue leisten und versprechen, die christlichen Sendboten in ihrem Befehrungswerke nicht mehr zu stören. Der Hilferuf des Papstes Hadrian gegen den Langobardenkönig Desiderius rief Karl den Großen auf einen andern Kriegsschauplatz, nach Italien. Seine Abwesenheit benutzten die Sachsen, um die fränkischen Besatzungen zu verjagen, ihre alten Grenzen wiederherzustellen und die Eresburg wieder zu erobern. An ihrer Spitze stand der kühne und tapfere Herzog Wittekind, ein reich begüterter Edling, welcher an der obern und mittlern Weser, bei Werden an der Ruhr, bei Balve, Arnberg und Hohensyburg Besitzungen gehabt haben soll. Seine Stammgüter verlegen die meisten Geschichtsforscher nach Enger bei Herford; andre nehmen Hohensyburg als seine frühere Residenz an, wie wir bereits im vorigen Bande ausgeführt haben.

Karl der Große rückte nun rachebrütend heran, um das „treulose und eidbrüchige“ Volk der Sachsen zu züchtigen. Dies gelang ihm auch in zwei Feldzügen. Im Jahre 775 zog er die Ruhr hinauf, nahm die sächsische Bergfestung Sigiburg am Einfluß der Lenne (Hohensyburg) ein und drang nach der Wiedereroberung der Eresburg bis zur Ocker im Lande der Ostfalen vor. Als die Sachsen letztere Feste abermals genommen hatten, erschien der Frankenkaiser wiederum im Sachsenlande (776). Er stellte die Eresburg nochmals her und gründete eine neue Burg an der Quelle der Lippe. Die Sachsen mußten Geiseln stellen und sich taufen lassen. Karl der Große berief sogar einen Reichstag nach Paderborn, im Lande der Engern (777), um die Sachsen zum fränkischen Heerbann zu zwingen. Allein der Hauptgegner Karls, Wittekind, erschien nicht; er war zum Dänenkönig entflohen. Von Paderborn ward Karl der Große durch eine Gesandtschaft des arabischen Statthalters von Saragossa nach Spanien gegen den Kalifen Abd-ur-rhman von Cordova berufen. Seine Abwesenheit und besonders seine Verluste beim Rückzuge durch das Thal Noncesvalles benutzten die Sachsen und erhoben aufs neue die Fahne der Empörung

Große Mordbrennerscharen, unter Führung des zurückgekehrten Wittekind, durchzogen sengend und brennend die Gaue und verheerten das rechte Rheinufer von Deutz bis Koblenz. Von da zurückgedrängt, fielen sie mit Feuer und Schwert in Thüringen und Hessen ein. Erschreckt flohen die frommen Mönche aus ihrer stillen Klause in Fulda und nahmen die Gebeine des heiligen Bonifacius mit. Da rückte Karl der Große ingrimmig über den Rhein und schlug die Sachsen bei Bocholt an der Na. Von da zog er bis zur Weser und im folgenden Jahre (780) siegreich bis zur Elbe. Nun hielten sie zwei Jahre lang Ruhe, benutzten aber den Zeitpunkt, als eine fränkische Heeresabteilung gegen die Sorben zwischen Elbe und Saale vorging, zur abermaligen Schilderhebung. Da ward diese Mannschaft zurückgerufen, um sich mit einem andern fränkischen Truppenteile gegen die Sachsen zu vereinigen; aber zwischen der Weser und der Bergkette Süntel ward sie von den Feinden völlig geschlagen (782). Die beiden fränkischen Anführer Geilo und Udalgis waren auch gefallen, mitsamt vier Grafen und vielen edlen Herren. Da schäumte Karl der Große vor Wut und ließ 4500 ausgelieferte Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Aber der Rädelzfürher Wittekind war wieder entflohen. Ferner ließ der zornige Sieger auf die Ausübung heidnischen Kults und Mishandlung christlicher Geistlichen die Todesstrafe setzen. Karls unmenschliche Grausamkeit entflamte die Sachsen von neuem zum RacheKriege, und Wittekind eilte von Gau zu Gau, das Feuer der Freiheitsliebe schürend. Bei Detmold, vielleicht in der Nähe, wo Arminius den Varus schlug, besiegte Karl der Große besonders die Ostfalen und Engern. Aber es war ein PyrrhusSieg; die Sachsen fochten mit einer solchen Erbitterung und brachten ihren Gegnern so große Verluste bei, daß der fränkische Kaiser sich sehr geschwächt nach Paderborn zurückziehen mußte. Hier zog er neue Verstärkungen an sich und besiegte ein Heer Wittekinds an der Hase. Die Franken waren gegen die Sachsen besonders durch eine bessere Bewaffnung im Vorteil; viele trugen von ihnen schon eiserne Helme und Panzer und waren ihren Feinden auch an Kriegserfahrung überlegen. Bei den Sachsen, in deren Lande überhaupt Mangel an Eisen war, hatten nur die Vornehmeren das Recht, sich in Harnische zu hüllen. In der Schlacht an der Hase deckten ihrer sechstausend die Walfstatt, die übrigen ergriffen die Flucht. Karl wandte sich nun ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Kulle, um sie einzunehmen; allein der schlaue sächsische Herzog täuschte ihn lange mit List. Er ließ nämlich die Franken im Zweifel, in welcher von zwei benachbarten Burgen seine Hauptstreitmacht und er selbst, die jene nicht anzugreifen wagten, sich befänden. Er ritt nämlich mit verkehrt beschlagenen Rossen nachts immer zwischen den zwei Burgen hin und her und führte so die Feinde an der Nase herum. Infolgedessen griffen sie in der Regel die falsche Burg an und wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Endlich, als die Belagerer schon die Not arg bedrängte, erfuhr ein Priester aus Osnabrück eine Gegenlist. In der einen Burg zu Schagen befanden sich zwei Schwestern, zugleich Verwandte Wittekinds, die man gegen Versprechungen sorgensfreier Zukunft zu gewinnen wußte, den Franken ein Zeichen zu geben, wenn der gefürchtete Sachsenherzog abgezogen wäre. Dies geschah, und so fiel die Burg in die Gewalt der Belagerer. Als Wittekind sich dieser Burg wieder näherte, bekam er Wind von dem Verrate und ergriff die Flucht. Doch die Franken setzten ihm nach und hätten ihn bald erwischt,

denn Wittekinds Roß scheute vor einem Berhau, bis es endlich auf die ermunternde Zuredede seines Herrn:

„Hensken spring aver, dann krigs tu 'n spint haver,
sprins tu nich aver, freten mi un di de raven!“

hinübersekte und ihn rettete. Er entfloh nun zum Dänenkönig Siegfried.

Mehrere Jahre hindurch währte noch der blutige Vernichtungskrieg, bis endlich Karl der Große gelindere Saiten aufzog. Auf einem feierlichen Reichstage in Paderborn ließ er allen Unterworfenen Gnade angedeihen und versprach auch den beiden Sachsenherzögen Wittekind und Albion freies Geleite, wenn sie erscheinen würden. Da machten sich beide auf nach Attigny in der Champagne zu König Karl, der sie sehr ehrenvoll empfing und sie zur Taufe überredete. Ja, der Frankenkönig, vormalz der erbittertste Gegner Wittekinds, vertrat Patenstelle.

Über die Taufe Wittekinds weiß die Legende recht Rührendes zu erzählen. Danach soll sich der Sachsenherzog einst um die Weihnachtszeit, in Bettlerlumpen gehüllt, in das fränkische Lager geschlichen haben, um neugierig zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Unerkannt drängt er sich durch die Reihen der Krieger, die andächtig betend niederknieten. Da gewahrt er auch den Kaiser im Kreise seiner Grafen inbrünstig flehend vor dem Hochaltar:

„Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament.
Doch staunt er des nicht minder,
Was man dem Gotte bot,
Nicht Pferde fielen hier noch Kinder,
Sie opferten nur Wein und Brot.

Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragd'ner Schale
Sich wandelt wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brotes Bild,
Ein lebend Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein, süß und mild.

Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir!
Ich will dich glücklich machen
Und selig dort und hier!“
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein;
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Hause
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!“
Graf Platen-Hallermünde.

So erzählt man sich der Sagen von Wittekind noch gar mancherlei. Doch die meisten Erinnerungen an den berühmten Sachsenherzog haben sich in der Gegend von Enger erhalten, wo nicht nur seine Burg gestanden haben soll, sondern wo man auch seinen Begräbnisort zeigt. Nach einer Urkunde vom Jahre 1420 befand sich in Enger ein Wedekinds'hof; aber vor dem 16. Jahrhundert meldet uns kein Schriftsteller etwas von einer Burg Wittekinds daselbst. Ebenso fraglich ist die Echtheit der Gebeine des großen Sachsenherzogs, die in Enger ruhen sollen. In einem Verzeichnis sämtlicher Reliquien des Chorherrnstifts zu Enger, das eine Kirche in Herford enthält, wird der Gebeine Wittekinds nirgends auch nur Erwähnung gethan. Auf einmal tauchen trotzdem sämtliche Knochen desselben auf und wandern 1414 mit der Verlegung des Stifts nach Herford; später (1822) kamen sie wieder nach Enger zurück.



Karl der Große bringt das Christentum zu den Sachsen.

Das Grabdenkmal im Chore der Kirche, deren Stiftung man auch Wittekind zuschreibt, ist sehr sehenswert, besonders die aus Sandstein gehauene Gestalt des Sachsenherzogs, eine Arbeit, die nach Schücking sicherlich ins 12. Jahrhundert zurückreicht. „Wittekind liegt in Lebensgröße da; das Gesicht ist länglich und edel geformt, das Kinn glatt, der Mund klein; das Haar über die Schläfe und Ohren niederfallend; die rechte Hand zeigt einen gekrümmten Mittelfinger, ein Gebrechen, das der alte Sachsenfürst in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Das Ganze war ehemals sorgfältig und sauber in Farbe gefest, wovon noch die Spuren sichtbar; aus dieser Zeit stammt die folgende Beschreibung der Abbildung von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts: „Das lange Haupthaar fällt in das Schwarze; das Haupt bedeckt eine himmelblaue Kappe, die von einem Diadem mit Edelsteinen umschlungen ist; doch ist von den Steinen jetzt nur noch die leere Fassung zu sehen. Das Unterkleid ist purpurrot; über diesem liegt ein scharlachfarbenes, mit Perlen geziertes Kleid mit goldenem Saume, der ebenfalls mit jetzt ausgebrochenen Edelsteinen besetzt gewesen zu sein scheint. Das dritte Oberkleid, der Mantel, ist himmelblau, mit goldenen Sternen geschmückt und mit prächtigem Pelzwerk gefüttert. Die rechte Hand ruht auf der Brust; die linke, im Mantel verborgen, hält das Scepter. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende spitz zu und haben in der Mitte eine Naht von Perlen.“ „Dieser alte Denkstein ruht nun auf einer Tumba, welche augenscheinlich jünger ist; man sieht daran allerlei Wappen, Embleme und Inschriften, die sicherlich nicht älter als das 17. Jahrhundert sind. Rings am Rande der obern Platte, die den alten Bildstein trägt, liest man die Worte:

„Ossa viri fortis, cuius sors nescia mortis
Iste locus munit, euge bonus spiritus audit,
Omnis mundatur, hunc regem (qui) veneratur,
Egros hic morbis celi rex salvat et orbis.“

Eine andre Inschrift lautet: „Monumentum Wittikindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis, XII Saxoniae procerum ducis fortissimi“, und eine dritte: „Hoc collegium dionisianum in Dei opt. max. honorem privilegiiis reditibusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto.“ Der Schrift nach stammen diese drei Inschriften aus dem 17. Jahrhundert, wiewohl die erstere eine Überarbeitung einer ältern zu sein scheint. Aber auch die ganze jetzige Tumba ist höchstwahrscheinlich schon 1377 gelegentlich eines Besuches Kaiser Heinrichs IV. restauriert worden. Immerhin entbehrt die Annahme, daß Wittekind in Enger begraben sei, nicht jeder Begründung; wenigstens reicht die Sage davon wie das Alter des Denksteins bis ins 12. Jahrhundert zurück. Geschichtlich glaubwürdig wird sie durch die Thatsache, daß Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., aus dem Geschlechte Wittekinds, Güter bei Enger hatte und dort eine Abtei stiftete.

Im Volksmunde gehen noch mehrere Sagen vom „König Wiking“ um, von denen aber nicht alle wirklich auf ihn, sondern zum Teil auf die Ritter des Wedigensteins, die Edlen vom Berge, gehen.

So erzählt man, daß König Wiking einst über die Höhe in den Lübbecker Bergen ritt, auf der jetzt das Dorf Bergkirchen liegt. Damals habe er gerade

über den Vorzug seines alten Glaubens gegenüber der neuen christlichen Religion nachgegrübelt und nach einem Zeichen des Himmels verlangt. Es war nun gerade sehr schwül, und ihn sowie sein Roß dürstete es sehr. Auf einmal fing dieses mit dem Hufe zu scharren an, und siehe da! an der Stelle sprudelte ein lebendiger Quell auf. Dies Wunder bestimmte ihn, Christ zu werden, und noch heute zeigt man in Bergkirchen diese Quelle als das einzige dort fließende Wasser.

Ferner erzählt man sich über den Bau eines Kirchturms, den man, weil er immer wieder einstürzte, schließlich getrennt von seiner Kirche hinstellte, sowie von dem einer Burg Wiekings allerhand Sagenhaftes.

Die Nachkommen seines Gefolges, einst die Ritter von der Tafelrunde des Sachsenherzogs, die sogenannten Sattelmeier, gelten heute noch für die angesehensten Bauern um Herford und Bielefeld. Früher begleiteten sie „König Wittekind“ zu Pferde und mußten einen berittenen Mann zum Kriege stellen. Noch bis in die neuere Zeit genossen die Sattelmeier besonderer Vorrechte, waren frei von Zehnten und wurden mit besonderen Feierlichkeiten bestattet.

Bei Enger zeigt man auch noch viele Punkte, die der große Sachsenherzog geweiht haben soll; so seinen Lieblingsruheplatz bei Hartwig am Steine. Im sogenannten Elfenbusch bei Ebmeier soll er seinen Vogelherd und sein Vogelhaus gehabt haben; sein liebster Aussichtspunkt war der hohe Esch bei Hücker. Dort stand einst ein Wartturm neben einer uralten heiligen Eiche und dann eine Wallfahrtskapelle. Später wuchs dort eine wunderbare Buche, deren Stamm sich nahe der Erde in sieben Schafte spaltete, welche sich wieder oben zu einer Niesenkronen vereinigten. Schade, daß diese „heiligen sieben Buchen“ jetzt verschwunden sind.

Ferner zeigt man einen Fußpfad von Enger nach Schildesche, wo Wiking eine Kirche baute und seine Schwester als Nonne lebte, den sogenannten Hasenpfad, von dem der Volksmund heute noch singt: „Dat is de Hasenpfad, den König Wiking trad.“ Der Hasenpfad aber soll er von einem Diener Wittekind's, Namens Hase, heißen.

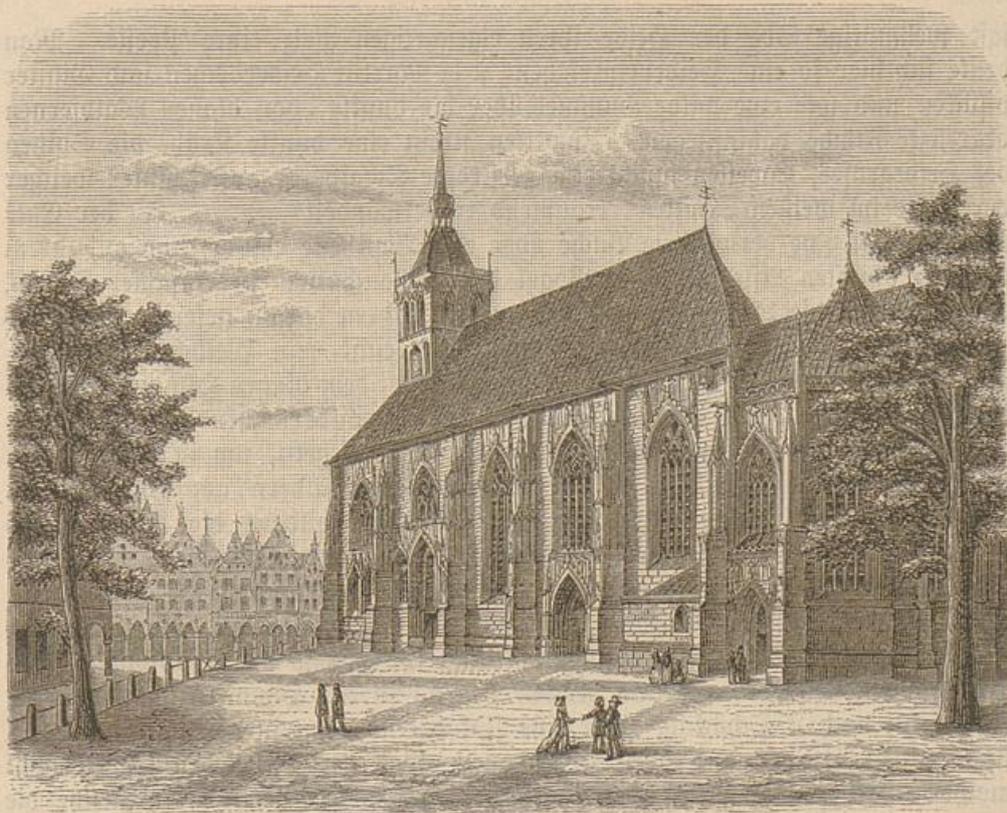
Bereits hochbejahrt soll König Wiking sein eignes Scheinbegräbniß angeordnet haben, um die Anhänglichkeit der Seinigen zu erproben. Plötzlich, als alle Leidtragenden um die vermeintliche Leiche ihres geliebten Königs trauernd versammelt waren, trat er selbst wohlbehalten unter sie und machte seine Anhänger für immer zehntfrei. Auch andre, die unterwegs gewesen, ihr Weileid zu zeigen, erhielten einige Vorrechte, wie die Steinköhler zu Bödinghausen.

Endlich, als der alte Held wirklich gestorben war, verbrachte man seine Leiche von der Babilonie, einem spitzen Berge in der Lübbecker Gebirgskette, wo er verschied, nach Enger. Von da an hieß das ganze Land, durch das der Zug ging, Wittekind'sland und war zehntfrei. In der Kirche zu Enger ward der Sarg im kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und verordnet, daß kein andrer je in dem Heiligtume des großen westfälischen Helden bestattet werden sollte. Dies ward unverbrüchlich gehalten; und die Kapitelherren von Enger, deren Stift auch dem Wittekind zugeschrieben wird, hielten viele Jahrhunderte lang an der Gruft des Königs Gottesdienst.

Noch bis in die Neuzeit ward alljährlich Wittekind's Begräbnißfeier in Enger begangen, dabei den Schülern Semmeln, sogenannte Timpen, und den Armen eine Bewirtung mit Brot und Wurst zu teil. Die Leiche wurde dabei feierlichst zur Gruft geläutet und ein Gedächtnisgottesdienst abgehalten.

Auf der Höhe Babilonie zeigt man jetzt noch einzelne Mauerreste und Spuren einer dreifachen Umwallung von Wittekinds Burg. Dieselbe soll versunken sein, und der König dort, wie so viele andre Lieblingshelden des deutschen Volkes, verzaubert ruhen, „bis seine Zeit kommt“.

Doch wenn auch nach Wittekinds Tause die Sachsen sieben Jahre lang ruhten, völlig unterworfen waren sie noch nicht. Ingrimig ertrug es das freiheitsliebende Volk, daß seine alten Ordnungen immer mehr verdrängt, daß sie zur Abgabe des Zehnten gezwungen wurden und Heeresfolge gegen andre Völker, wie Slaven und Avaren, leisten mußten. Bei einer Aushebung entflammte die Fackel der Empörung besonders im nördlichen Sachsen; man vertrieb die christlichen Priester, zerstörte Kirchen und Heiligtümer und führte den alten heidnischen Götzendienst wieder ein. Da zog Karl der Große unmutig mit zwei mächtigen Heerhaufen über den Rhein, schlug zwischen Paderborn und der Gressburg ein festes Lager auf und zwang das hartnäckige Volk, Geiseln zu stellen und sich zu unterwerfen. Doch es dauerte noch viele Jahre lang, bis das Land vollständig ruhig war. Festungen wurden gegen sie angelegt und ganze Scharen wehrhafter Männer sowie Tausende von sächsischen Familien gewaltsam verpflanzt. Zu Selz (jetzt Königshofen) an der fränkischen Saale soll Karl der Große (803) einen Frieden mit den Sachsen abgeschlossen haben, was freilich durch neuere Forschungen bezweifelt wird. Wenigstens traten die Sachsen samt den Friesen um diese Zeit in den fränkischen Staatsverband. Außer dem bereits 788 gestifteten Bistum Bremen traten jetzt noch sieben neue ins Leben, nämlich Paderborn und Minden für die Engern, Münster und Osnabrück für das nördliche Westfalen, Verden und Hildesheim für die Ostfalen und Halberstadt für die thüringischen Sachsen. Immer tiefer schlug das Christentum Wurzeln und bildete das starre Volk. Nach einer bereits 742 von Karl Martell aufgestellten Taufformel „entsagten sie dem Teufel, aller Teufelsgilde und Teufelswerken“. Der Täufeling erwiderte: „End ec forsachu allum diabolos uereum end uordum, Thuner ende Wodan end Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint, d. h.: „Ich entfage allen Teufelswerken und Worten, Thunar (Donar) und Wodan und Sarnot (Zio) und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“ Dann mußten sie geloben, an Gott, den allmächtigen Vater, an Christus, Gottes Sohn, und an den heiligen Geist zu glauben. Trotzdem hafteten die alten heidnischen Erinnerungen noch zäh im sächsischen Volksglauben, in ihren Gebräuchen und Festen. Haben doch die Wochentage noch bis auf den heutigen Tag zum Teil ihre heidnischen Namen behalten, wie Dienstag (Zios Tag), Donnerstag (Donarstag) und Freitag (Tag der Freya). Und obwohl der moderne Name „Mittwoch“ den alten „Wodanstag“ (Godanstag) verdrängt hat, heißt er doch noch heute im westfälischen Platt der „Gunstag“. Am meisten aber zeigt sich die Treue und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben in Sitten und Gebräuchen, die sich bis heute noch beim westfälischen Volke, besonders auf dem Lande, erhalten haben. Wie tiefe Wurzeln trotzdem das Christentum bei den Sachsen schlug, wie es bildend und erziehend auf sie einwirkte, ja dem Überlieferten zum Teil ein spezifisch deutsches Gepräge ausdrückte, davon gibt der „Heliand“ einen schlagenden Beweis. Durch die Sachsen erhielt das deutsche Element eine wesentliche Verstärkung; mit ihrer Unterwerfung war erst die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem Staatsverbande vollendet.



Die Lambertikirche in Münster.

Das Münsterland und Paderborn.

Übergang zum westlichen deutschen Tieflande. — Die Heide. — Bentheim und Steinfurt. — Lage Münsters. — Seine Sehenswürdigkeiten: Das Schloß, die Überwasserkirche, der Dom, die Lambertikirche, der Friedenssaal. — Geschichtliches: Entwicklung des Bistums und der Stadt Münster. — Die Wiedertäufer. — Der Westfälische Friede. — Sagen des Münsterlandes. — Paderborn. — Lippspringe.

Nach dem geschichtlichen Exkurs im vorigen Kapitel setzen wir unsre Wanderung durch Westfalen von Tecklenburg aus weiter westwärts fort gen Bentheim und kommen so recht durch das von moderner Kultur unbeleckt Altassensland, durch Heidestrecken und Wüsteneien. Zerstreut liegen hier die Gehöfte der von aller Welt abgetrennten, einsam für sich lebenden alten westfälischen Patriarchen. Knorrig und zäh wie die starken Eichen ihres Bodens, hängen sie fest an dem von den Vätern Ererbten und verschließen sich fast eigensinnig gegen alles Neue. Man kann das Beharrliche und Stetige in dem westfälischen Volkscharakter erst so recht begreifen, wenn man diese öden Heidestrecken mit der ewigen Einerleiheit ihrer eigentümlichen Färbung durchstreift, hier und da auf einem aus altersgrauer Vorzeit hervorragenden Hünenstein gesessen und zuweilen in einen der einsamen Höfe einkehrend immer denselben Typus in Bauart, Lebensweise und Sitte getroffen hat. Und doch hat diese

faßt wehmütige Ode der Heide ihren eigenartigen Reiz, ihre Poesie. Man denke sich hier so ein „Heideprinzesschen“ à la Marlitt Heideröschen und Ginster pflücken und wie eine wilde Hummel über die dunkle, von blauen Waldfernen begrenzte Fläche dahinfliegen. Zuweilen streift eine dunkle Krähe die Spitzen des Heidegrases, zuweilen taucht eine zerstreute Schafherde auf, „hinter welcher der Hirte im weißen „Haiken“ träumend einherwandelt“ „In der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über eine Wallhecke empor, und auf ihrem höchsten dürrsten Aste ruht der Vogel der Melancholie, ein einsamer Storch, von dem auch die Leute erzählen, daß er seit Jahren darauf gefessen und jedes Frühjahr zu ihm zurückkehre, weil ein Jäger einst sein Weibchen heruntergeschossen habe — das ist alles, was ihr seht nebst dem blauen Himmel, der sich darüber dehnt und auf weißen Wölkchen wie in Silbernachen die Frühlingsgeister trägt, die schlummernd über der Heide fortsegeln, um in glücklicheren Gegenden, fern hinter den still heraufduftenden Wäldern am Horizonte zu erwachen.“ Mit diesen charakteristischen Worten schildern die Autoren des „Malerischen und romantischen Westfalen“ die Einförmigkeit, die Schlummerbefangenheit der Heide, die einem Zauberschlafe des bekannten „Dornröschen“ nicht unähnlich sieht. Daher erklärt sich die Schweigsamkeit, die Erinnerung des dortigen Menschenschlags. Könnt ihr euch so die Philosophie eines Hirten vorstellen, der auf dem Rücken liegend in des Himmels Bläue starrt? Ihm fehlt nach V. Schücking „nur eine Jakobsleiter, um in den nahen Himmelflug hinaufzusteigen und oben zuzuschauen, was jetzt die lieben Engel wohl machen; er hört das elegische Klingen der Herdenglöckchen an, in welche die langgezogenen Töne der Schalmeien sich mischen, und ist selbst eine Art Lamm, das die Diener des Herrn hier weiden, bis einst der Heiland die Sorge übernimmt und die Seraphim auf den Schalmeien von Gold und Diamanten blasen.“

Weniger monoton ist der Charakter der angrenzenden Gehölz-, Wiesen- und Korngegenden, die sich um einen vereinzelt Bauernhof gruppieren. Hier entlehnte Zimmermann die anmutende Schilderung des patriarchalischen „Oberhofs“ in seinem klassischen „Münchhausen“. Wir kommen im folgenden Kapitel noch ausführlicher darauf zurück und schließen die Charakteristik des Heidelandes mit den Versen eines westfälischen Dichters:

„In den Bergen ist's eng, es zieht dich hinaus in die Weite,
 Endlos schließet sich gern unsere Heimat dir auf,
 Gleichend des Meeres Gefilden, des Himmels unendlichen Weiten,
 Füllt mit Unendlichkeit sie, labet mit sinniger Lust.
 Nimmer die Seele verwirren des Lebens schimmernde Reize,
 Einfach der Ginster hier blüht, friedlich hier weidet der Hirt;
 Aber du hörst mit inniger Lust das Gezirpe der Grillen,
 Oder des Ribitzes Schrei, trittst du zu nahe dem Nest.
 Oder die Lerche, sie jubelt so hoch, du siehst nicht die Schwingen:
 „Komme zu mir, zu mir!“ lautet ihr fröhlicher Ruf.
 Bald erscheint dir am Saume des Waldes die einsame Wohnung,
 Langsam wirbelt der Rauch auf in die sonnige Luft.
 Still ist und lautlos der Hof, beschattet von Eichen und Linden,
 Bunt in die Kühle gestreckt liegen die Kühe voll Ruh',
 Während der mächtige Wall voll struppiger Eichen und Nußholz
 Heget das Feld und den Wald, hemmend den schweifenden Blick.
 Ganz ungesehen im Grunde hin rinnet und murmelt das Bächlein,
 Und der wachsame Hund gibt dir vom Hof das Geleit:

Geh' nicht hinaus in die Welt, in die Weite, bitten sie alle,
 Bleibe bei uns und bei dir, heiter und sinnend allein.
 Gehst du zum wallenden Feld, die Ähren jährlich vergehen,
 Aber die Eichen rings — weißt du, wie lange sie steh'n?
 Wallst du auf dunkeltem Weg von der Wälle Gebüsch umwölbet,
 Singt dir das Vögelein gern selige Leiden ins Herz.
 Niemand begegnet dir, niemand vernimmst du, wenn nicht die Sonne,
 Blickend über den Steg freundlich dich Einsamen an,
 Wenn nicht ein Weg tiefschattig den deinen und lautlos durchkreuzend,
 Wenn nicht das schmucklose Kreuz heil'ge Gedanken dir weckt."

Ein ganz besonders tiefes und gefühlsinniges Auffassen der Poesie der Heide hat Annette von Droste-Hülshoff in ihren Gedichten bekundet, von der wir noch im folgenden Kapitel ausführlicher reden werden.

Bentheim. Wir setzen unsern Weg fort und kommen ins Land der alten Tubanten, nach Bentheim. Plötzlich sehen wir vor uns ein mächtiges graues Felsenschloß, zu dessen Füßen das Städtchen Bentheim liegt. Wir schreiten durch zwei Thore an der alten Katharinenkirche vorbei in den Schloßhof und betrachten das „neue Gebäude“ an der Burgmauer und den mächtigen, viereckigen Turm, nach einer Inschrift 1418 erbaut von „Zuntherr Everwege, graben tho Benthem und Tecklenborg“. In der nordwestlichen Ecke ragen die Ruinen der alten Kronenburg, in deren Gewölbe sich ein Heidentempel befunden haben soll; in dem südwestlichen großen runden Turme befinden sich unterirdische Verließe und an großen eisernen Ringen Überreste von Folterwerkzeugen. Ringsum führen zinnengekrönte Mauern, und vom Kamme herab hat man eine herrliche Aussicht. Auf der Westseite der Burg liegen große Felsblöcke, von denen einer im Volksmunde „des Drusus Ohrkissen“ oder das „Teufelskissen“ heißt. Man liest darauf eine anscheinend sehr moderne Inschrift: „Hic Drusus Jura dixit Tubantibus“. Nördlich zieht sich der Bentheimer Wald hin, wo ein kalter salinischer Schwefelquell sprudelt und sich sommers hier viele Kurgäste, namentlich aus Holland, versammeln.

Bermutlich war der Felsen von Bentheim schon zu Römerzeiten befestigt; zur fränkischen Zeit scheint dort der Gau „Bursibant“ gelegen zu haben. Die Geschichte der Grafen von Bentheim ist ziemlich verwickelt; sie erwarben die Güter der Edlen von Steinfurt, das nachmals ihre Residenz ward.

Steinfurt war wohl ursprünglich ein Allodialgut ohne Belehnung und Verleihung, das dem reichsadligen Geschlechte derer von Stenvorde gehörte. Als Erbauer des jetzigen Schlosses wird ein Reinhard, Edelvogt von St. Mauritz bei Münster, gegen Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts genannt. Die Nachfolger besiegten den mächtigen Bischof Otto IV. von Münster und setzten ihn in Steinfurt gefangen, bis er durch Erich v. Hoya und den Bischof von Paderborn wieder entsetzt ward.

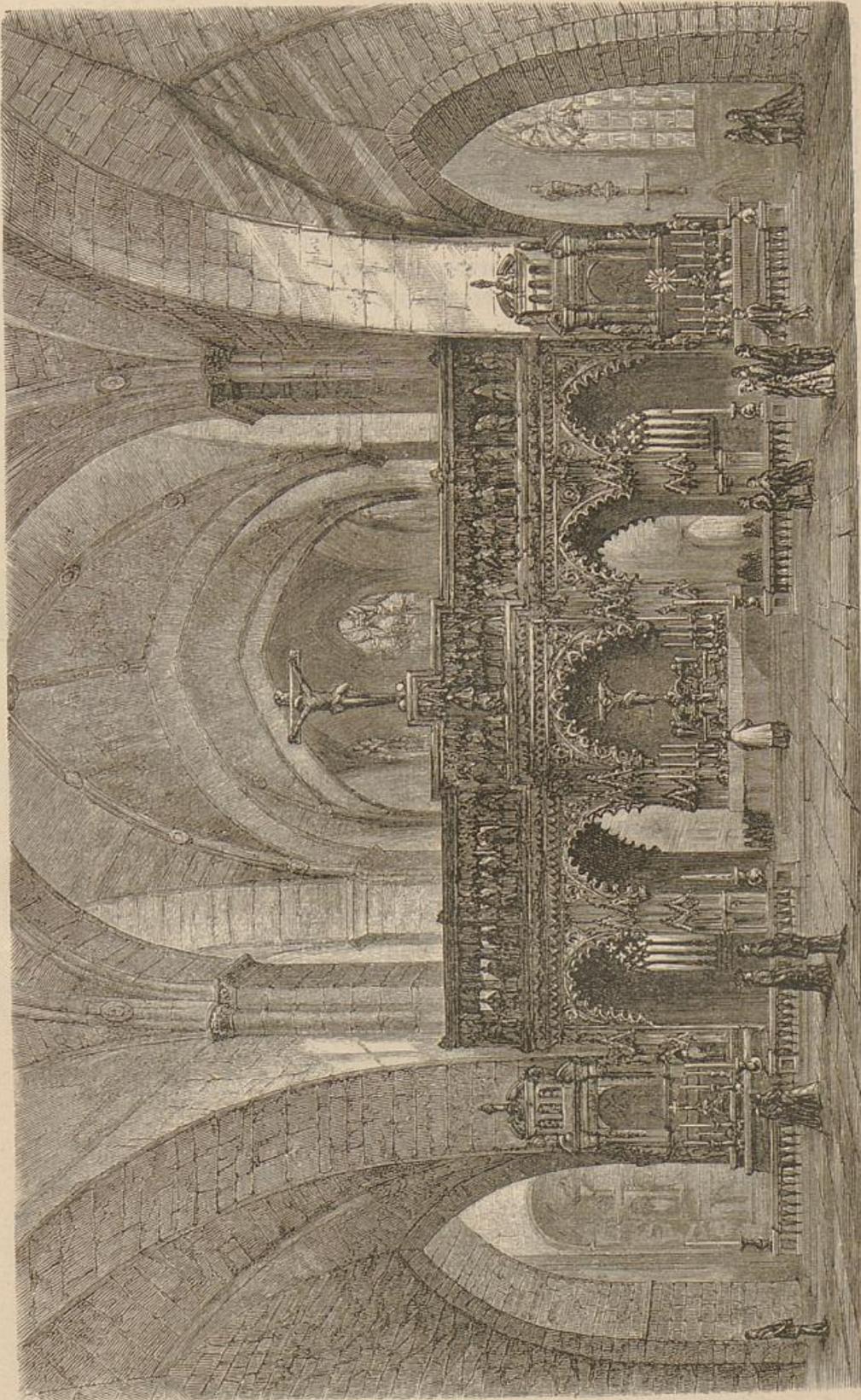
Außer dem Museum ziehen uns noch die Gartenanlagen, südöstlich von der Stadt das Bagno an, angelegt durch Grafen Ludwig v. Bentheim. Auf einer der Inseln des dortigen großen Sees ragt eine gotische Burg „wie eine versteinerte Matthiassonsche Elegie“ durch düstere Fichtenzweige. Vergnügungslokale aller Art, Kioske, Kettenbrücken und herrliche Wald- und Wiesenpartien zieren das Ganze. Leider sind andre Anlagen, wie Raskaden und Wasserrad, zerstört.

Münster. Vom Bagno aus führt uns ein äußerst anmutiger Pfad durch Fluren, Boskett's, an einzelnen Gehöften und kleinen „wipfelbeschatteten“ Weibern vorbei wie spielend gen Münster zu. Es ist eine der anmutigsten Landschaften, die wir durchwandern; bald treten wir in herrliche Buchen- und Eichenwäldchen, „voll Nachtigallenschlag und dunkelglänzendem Ephen“, bald auf einen freien, sich durch goldgelbe Ahrenfelder und zwischen „schwer überästeten Obstgärten“ sich hinschlängelnden Pfad. Rechts führt der Weg an dem Städtchen Horstmar vorbei, das uns an seinen letzten Grafen Bernhard, den westfälischen coeur de lion, erinnert, welcher sich im dritten Kreuzzuge durch Ritterlichkeit und Frömmigkeit auszeichnete. Der westfälische Altertumsforscher Essellen aus Hamm hat es versucht, ihn in einem noch wenig bekannten Gedichte in Hexametern zu verherrlichen.

Endlich tauchen über Lindenwipfeln die blauen Türme von Münster in imposanter Gestaltung auf, und bald empfangen uns herrliche Alleen und Promenaden, da, wo einst die alten Wallmauern standen. Wir gelangen auf einen großen freien Platz, wo rechts ein stattliches Schloß und ein weitläufiger botanischer Garten prangen. Das Schloß, im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts erbaut, mit Risalits und Steinmetzarbeiten reich verziert, besteht aus einem hohen Mittelbau mit zwei nach der Stadt hin vorspringenden Flügeln. Der Fürstensaal zeigt die von Stratmann gemalten Porträts der Fürstbischöfe von Münster und in der Kapelle ein „sehenswertes Gemälde von einem der Tischbein“. Der ganze Baustil und Geschmack in der Ornamentik trägt das charakteristische Gepräge des Zeitalters von Ludwig XIV. Früher stand dort eine vom Bischof Bernhard v. Galen erbaute Citadelle, in der lange Fürst Blücher wohnte.

Betreten wir nun die Stadt selbst, so fällt uns zunächst der kolossale Turm der Überwasserkirche zu Unserer lieben Frau in die Augen. Der Turm, in gotischem Stil aus großen Sandsteinquadern, erhebt sich bis zu 63 m Höhe; eine fast halb so hohe hölzerne Spitze rissen die Wiedertäufer herunter, und eine ähnliche warf 1704 ein heftiger Orkan um. Das Dach der Kirche ist mit Kupfer gedeckt. Außer ihrem imposanten Turme hat sie wenig Bemerkenswertes. Rechts vom Eingange befindet sich eine Totivtafel, welche das Grabmal des Münsterschen Malers Ludger tom Ring bezeichnet. Nahebei an der nördlichen Seitenwand ist ein eingemauertes Basrelief von weißem Marmor, die Aufnahme der Jungfrau Maria in den Himmel darstellend. An der östlichen Grenz wand ist ein wunderthätiges Marienbild sehr berühmt.

Vom Hofe aus führt eine Brücke über die Aa auf den von Linden beschatteten Domplatz gerade vor die Westfassade der Kathedrale, mit den beiden unvollendeten Türmen und der Siebelfront. Die West- und die Südfassade zeigen gotischen Stil, wiewohl bei letzterer in den oberen Partien sich die Renaissance zeigt; sonst gewahrt man überall den Übergang von der vorgotischen zur gotischen Kunst. Der jetzige Dom ward an der Stelle eines ältern Baues 1225 begonnen, 1261 geweiht, aber erst im 14. Jahrhundert ausgebaut. Das Ganze bildet die Kreuzesform mit zwei Querschiffen und niedrigen Seitenschiffen. Das Langhaus mit dem Chor repräsentiert den Hauptbalken, die zwei Nebenchöre den Querbalken, zwei Absseiten, d. h. Nebenräume, die das Langhaus nördlich und südlich absendet, kann man als Fußgestell des Kreuzes betrachten sowie in der Vereinigung eines kleinen über dem Chore befindlichen Türmchens mit den beiden Haupttürmen, die heilige Dreifaltigkeit dargestellt erblicken.



Apostelgang im Dom zu Münster.

Südwestlich an das Langhaus ist eine Vorhalle angebaut, „das Paradies“ genannt, dessen Säulen und Steinbildwerke größtenteils romanischen Stil verraten. Ebenso der nördlich an das Langhaus angebaute Umgang, ein bedeckter niedriger Gang, welcher mit jenem ein Rechteck bildet und den sogenannten Vikarienkirchhof umschließt. Im ganzen hat der Dom fünf Eingänge; der Haupteingang aber ist auf der Westseite. Trotz des majestätischen Eindrucks des Doms von außen wie von innen, zeigen sich doch einzelne Teile auffällig plump und ungeschlacht. Auch das wunderliche Gemisch verschiedener Stilgattungen gereicht seiner ästhetischen Wirkung nicht gerade zum Vorteil. Das Innere ist zum Teil durch einen spätgotischen Lettner verunziert; viele Standbilder sind durch die Wiedertäufer verstümmelt worden. Der Spieltisch des Wiedertäufers Johann von Leiden neben dem Hochaltar wird jetzt zur Aufbewahrung der heiligen Gefäße benutzt. Sehenswert sind im westlichen Teile des Mittelschiffs die 1850 in Rom vollendete Marmorgruppe von Achtermann, den „toten Heiland im Schoße der Jungfrau Maria“ darstellend; über dem südlichen Hochportale ein großes Hochrelief: „das jüngste Gericht“; ferner über dem nördlichen Portale ein sehr altes verstümmeltes Gemälde: „Friesen bringen dem heiligen Paulus Tribut“. Am nördlichen Pfeiler steht der große Christoph, am südlichen ein Grabmonument von 1625. Im Chorumgange ist bemerkenswert das Grabdenkmal des Dompropstes F. v. Plattenberg († 1712), Christus am Ölberg. Gegenüber ist eine zweite Marmorgruppe Achtermanns: „Die Kreuzabnahme“. Sehr merkwürdig ist weiter an der Chorwand die um 1400 gefertigte astronomische Uhr und hinter dem Hochaltare die Kapelle mit dem Denkmale des kriegerischen Bischofs Bernhard v. Galen († 1678). Am Gewölbe des Chors hat man neuerdings Malereien aus romanischer Zeit entdeckt und wieder aufgefrischt. Von den Grabdenkmälern berühmter Bischöfe und Erzbischöfe nennen wir den Grabstein der Brüder Droste v. Wischering, den von Clemens August, Erzbischof von Köln, und des Bischofs Kaspar Max von Münster. Von den Marmorreliefs über den Chorstühlen soll eins eine Schlacht Wittelinds gegen Karl den Großen vorstellen. Besonders interessiert uns auch das mit prächtigem Gefäß und geschnitzten Wappen gezierte Kapitellhaus des Doms, das uns an die Selbstherrlichkeit des alten Münster Stifts erinnert.

Der Sage nach stiftete hier eine vom heiligen Suitbert geheilte Matrone eine Kapelle; 792 erbaute der heilige Ludger hier die erste Kirche und ein Münster, d. h. Wohnung für die Kanoniker; Bischof Dodo erweiterte den Bau, der aber bei einer Belagerung durch Lothar von Sachsen 1121 abbrannte; 1170 bis 1261 erstand der neue Dom und 1378 an Stelle von Ludgers Dom der Kreuzgang, die schöne („Umgang“ genannte) offene Halle.

Beim Verlassen des Domhofs betreten wir den Marktplatz mit seinen schwergewölbten und von massiven Pfeilern gestützten Arkaden, seinen würdevollen Giebelhäusern mit gotischer oder Renaissance-Ornamentik. Vor allem fällt uns hier das Rathaus mit seiner hohen, imposanten, auf runden Säulen ruhenden Fronte ins Auge. Wir treten unter den mit Bildsäulen von Heiligen geschmückten und von geflügelten Engeln aus Marmor gekrönten Bogengang, aus dem zwei Thüren ins Innere führen. „Oben über dem deutschen Doppelbaar steht die Gestalt des Königs Gambrinus von Flandern, einen schäumenden Pokal voll des Getränks, das er erfand, in seiner Linken.“ Früher gewahrte

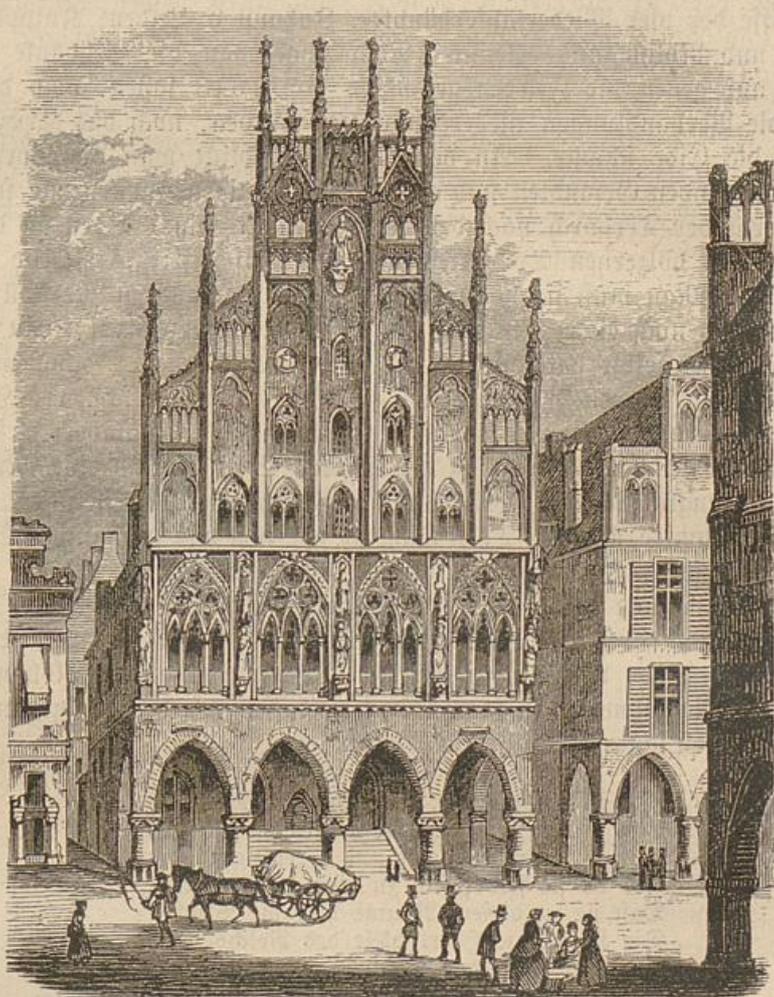
man unter den Arkaden in einer Wandvertiefung hinter einem Gitter die Marterwerkzeuge, mit denen man die Körper der Wiedertäufer vor ihrer Hinrichtung zwickte und die Geräte eines 1686 hingerichteten Falschmünzers. Die größte Sehenswürdigkeit des Rathauses ist der Friedenssaal, in dem am 24. Oktober 1648 der Westfälische Friede unterzeichnet ward. Es ist ein düsterer, im hintern Teile des Gebäudes gelegener, echt mittelalterlicher Raum, 20 m lang und 8 m breit, mit kunstvollem Getäfel und Schnitzwerk, einem alten Kamin aus 1755, Harnischen und kolossalen Schwertern. Nur die östliche Wand hat Fenster mit vortrefflichen Glasmalereien, auf denen man auch die Bildnisse der vier Wiedertäuferhäupter, Johann v. Leiden, Knipperdolling, Brechtling und Rothmann, erkennt. Noch zeigt man die Sitzbänke mit den Polstern, auf denen die Friedensgesandten von 1648 saßen, noch den Tisch, auf dem die Verhandlungen niedergeschrieben wurden, noch das Kreuzifix, vor dem man die Eide schwur. An den Wänden erblickt man die Porträts der damals anwesenden Gesandten und einiger gleichzeitigen Fürsten; sie sollen von dem Niederländer Terborch nach der Natur gemalt sein. Oben an der merkwürdigen alten hölzernen Decke liest man die Inschrift: „Audiatur et altera pars“, d. h.: „Man muß sie hören beide!“ — Unter andren Merkwürdigkeiten zeigt man auch noch einen gestickten Pantoffel der vierzehnten Frau Johanns v. Leiden, die er selbst enthauptete und um deren Leiche er dann mit seinen dreizehn übrigen Frauen herumtanzte. Ferner ein eisernes schweres Halsband, das einst Gerhard von Haaren hinterlistig seinem Gegner Lambert v. Dr so um den Hals geworfen haben soll, daß die inneren Stacheln und eine Mundklappe unlöslich des unglücklichen Opfers Gesicht umschlangen und zerfleischten. Endlich fand sich ein Schmied, Namens Thiel Schwall, der dem von unsäglichen Schmerzen Gepeinigten befahl, sein Haupt kühn auf einen Amboss zu legen. Mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ that der Schmied dann drei gewaltige Schläge auf das Halsband, und siehe da, es zersprang und Herr v. Dr war erlöst. Das vorhandene Halsband scheint übrigens eine Nachahmung zu sein. Doch verlassen wir den erinnerungsreichen Raum mit des Dichters Freiligrath's Worten:

„Es ist ein düst'rer, feierlicher Ort!
 Viel Bilder schauen aus vergilbten Mienen; —
 Hier Trautmannsdorff und Dyenstierna dort, —
 Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,
 Daß sie in diesem Raume hier die Pracht,
 Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
 Und einen Frieden schmachvoll hier gemacht
 Nach welschem Sinn mit welscher Zunge haben.“ —

Ästhetisch anmutender wirkt auf uns der 1862 nach Salzenbergs Entwurf im gotischen Stile ausgeführte „große Saal“, welcher zwölf gute Porträtbilder aus der Stadtgeschichte enthält.

Unweit liegt der ehemalige Stadtkeller mit seiner beachtenswerten Renaissancefronte und besonders mit seinen wertvollen Sammlungen des westfälischen Kunstvereins. Dort sieht man außer alten italienischen und deutschen Gemälden mehrere aus der alten westfälischen Schule, z. B. von Ludger tom Ring († 1547) und seinem Sohne Hermann tom Ring († 1599).

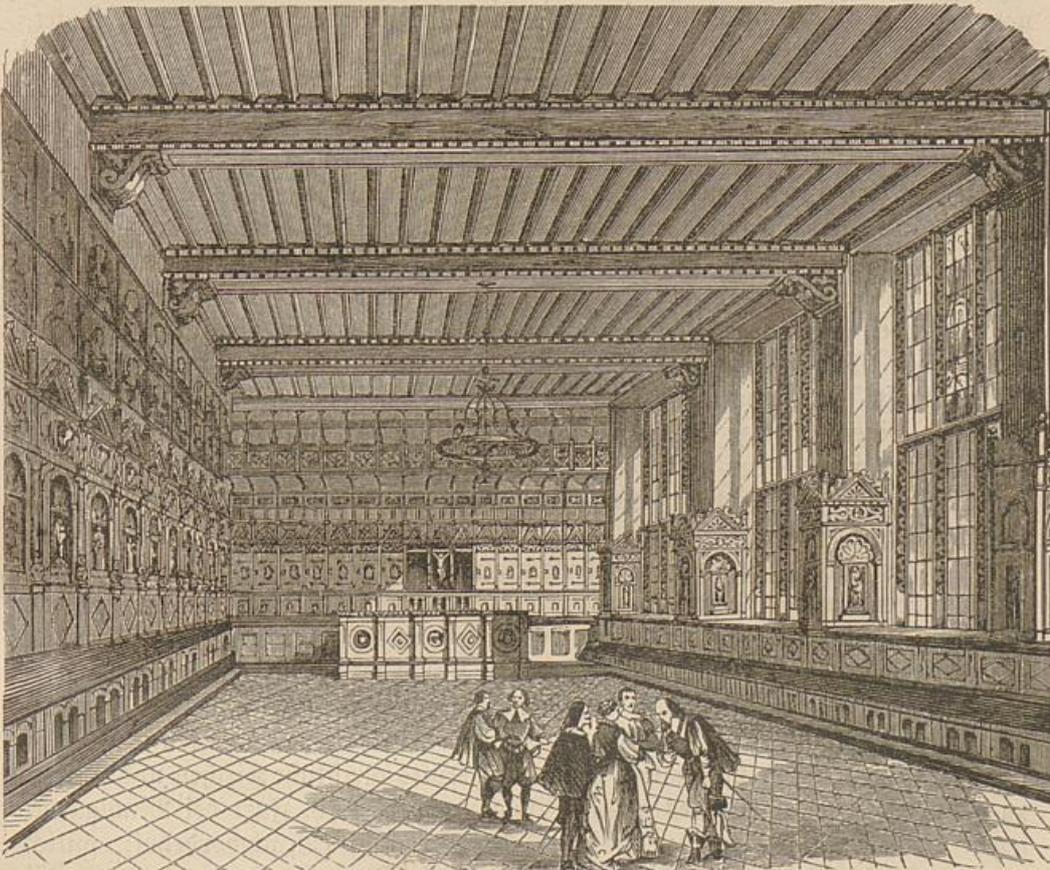
Nördlich vom Markte, im höchsten Teile der Stadt, prangt die Lamberti-
kirche, „eine Perle unter den gotischen Baudenkmalern Westfalens“ aus der
zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, deren Hauptportal aus dem Anfange des
15. Jahrhunderts neuerdings restauriert worden ist. Der Turm, welcher in
seinem untern Teil Spuren vorddeutscher Bauart verrät, ist nach der Südseite
hin stark geneigt und hat mehrmals durch Brand arg gelitten, so daß man
schon längst seinen Einsturz befürchtet hat. Deshalb ist er mit starken Klammern
an die Kirche befestigt und im Innern durch zahlreiche Balken gestützt.



Das Rathaus zu Münster.

Über der innern Öffnung des Turms ragt eine mit einem kleinen Türmchen
gekrönte Kuppel, und zwischen dieser und dem eigentlichen Rande befindet sich
ein Geländer, wo auf der Südseite die drei bekannten eisernen Käfige hängen,
in denen sich die Körper der zu Tode gemarterten Häupter der Wieder-
täufer Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting ausgestellt befanden.
„Von der Plattform oben waren schon gleich am Tage nach der Einnahme
der Stadt eine große Zahl unglücklicher Schwärmer hinuntergestürzt.“

Die Statuen rings um die Kirche, sowie die Glasmalereien sind fast alle von den Wiedertäufern zerstört. Besondern Kunstwert hat das Südportal bei dem Turme; dort sieht man über dem Eingange einen Stammbaum von David bis Christus äußerst kunstvoll ausgearbeitet. Das Innere bietet so recht das Muster eines echtdeutschen Gottesstempels. Das Langhaus wird auf beiden Seiten von vier kühn emporstrebenden Säulen getragen und von zwei gleichhohen Abseiten nördlich und südlich begleitet. Unter den Gemälden heben wir besonders das von dem Münsterschen Maler Peter Evels (1780) gefertigte Altargemälde hervor, sowie „das jüngste Gericht“ an der Südseite aus der deutschen Schule, und ein altes Glasgemälde: „Christus und Petrus auf dem Meere“.



Der Friedenssaal im Rathause zu Münster.

Von andern Kirchen erwähnen wir noch die Ludgerikirche mit ihrer durchbrochenen malerischen Turmkrone, um 1170 in romanischem Stile gebaut, „ein kleines Juwel architektonischer Kunst“. Nach dem Brande von 1383 ward sie in gotischem Stile erweitert und 1856—1860 vollständig restauriert.

Im Hintergrunde der Kirche sieht man zwei altdeutsche Gemälde, vermutlich aus der Schule der tom Ring. Ferner heben sich die gegen Ende des 14. Jahrhunderts in gotischem Stile aufgeführte, 1859 restaurierte Martinikirche, die um das Jahr 1197 erbaute und später restaurierte Kirche St. Servatii und die neue Synagoge (Kuppelbau) stattlich hervor.

Geschichtliches. Über den Ursprung der Stadt Münster meldet uns eine alte, wiewohl unverbürgte Tradition, daß sie von einem Zweige der alten Sachsen, die nach Beute küstern mit dem Langobardenkönig Alboin nach Italien gezogen waren (568), gegründet worden sei. Als dieselben alsdann nach ihrer Rückkehr ihr Heimatland von Sueven besetzt gefunden und im Kampfe gegen diese den kürzern gezogen hatten, wandten sie sich westwärts bis an die Ala in das heutige Münsterland und gründeten in der Mitte zwischen Duelle und Müdingard eine Stadt, die sie, zum Andenken an ihre Thaten vor Mailand, Mülingard genannt haben sollen. Daraus soll später der Name Münster geworden sein. Dagegen spricht, daß die Stadt nach den ältesten und glaubwürdigsten Urkunden Mimigardevord, auch Mimigernefort und Mimigarde genannt wird. Dieses Mimigard, wie es im uralten Münsterschen Kalender lautet, mag später zu Mülingard verballhornt worden sein.

Die ältesten griechischen und römischen sowie einheimischen Schriftsteller nennen uns das germanische Volk der Brukkerer als älteste Einwohner des Münsterlandes. Diese beteiligten sich an den Kämpfen gegen die Römer und hatten viel von ihren deutschen Nachbarn, den Chamaven, zu leiden. Obwohl sie bald aus der Geschichte verschwinden, erinnert doch einige Jahrhunderte später im Süden der Lippe, im jetzigen West-Recklinghausen und einem Teile der Grafschaft Mark sowie des Herzogtums Westfalen, der Gau Boroktra an sie, ja es werden in diesen Wohnsitzen auch schon früher von römischen Schriftstellern die „kleinen Brukkerer“ erwähnt und mögen sich dorthin allmählich auch die Überreste der andern hingezogen haben. Vielleicht waren sie von den Chauken, einem Zweige des großen Sachsenstammes, südwärts getrieben und unterjocht worden, denn der Gau Boroktra gehörte den Sachsen, die schon im 5. Jahrhundert im heutigen Westfalen, Engern, Niedersachsen, Holstein und Mecklenburg auftreten. Neuere Schriftsteller behaupten, Münster müsse schon im 1. Jahrhundert Haupt- und Versammlungsort der Brukkerer gewesen sein; andre halten eine auf dem Domplatze gelegene Burg, die Horsteburg, für den wahrscheinlichsten Anfang der Stadt; doch wie dem auch sein mag, soviel ist wohl glaublich genug, daß Münster schon lange vor Karls des Großen Zeit Hauptort des Sachsengaus gewesen sein muß. Sonst würde man nicht gerade hierher das neugegründete Bistum verlegt haben, wie es denn eine Vorliebe der ersten christlichen Sendboten war, an Hauptpunkten heidnischen Kults christliche Kirchen und Klöster zu gründen. An Stelle des alten Mimigardevord, d. h. Furt bei Mimigarde, lagen an der Ala drei uralte Höfe: 1) der Brockhof (Brachwordehof), östlich von der Ala, besonders die Kirchspiele Lamberti, Servatii, Ludgeri und Agidii in der Stadt und etwas außerhalb der Stadt umfassend; 2) der Kampvordeshof (Kamperbeckeshof), auch östlich von der Ala, in der Stadt das Kirchspiel Martini und außerhalb das Kirchspiel der Vorstadt St. Maurit; einschließend, und 3) der Südefeldeshof (eigentlich Godeveldehof) oder Gasselhof, westlich von der Ala im jetzigen Überwasser-Kirchspiel in und außerhalb der Stadt. Der Brockhof war der bedeutendste unter den vorgenannten und vermutlich auch den beiden andern übergeordnet.

Schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts soll der heilige Suibert hier das Christentum gepredigt haben; doch der Friesenkönig Radbod verwischte seine Spuren. Nach Radbods Tode erschien von der Eresburger Mission ein

früherer Propst von Kaiserswerth, Namens Bernrad (779), und begründete die erste christliche Gemeinde in Münster. Dieser lebte dort als Missionär an Bischofs Statt, von Karl dem Großen unterstützt, bis 791. Als bald darauf dieser mächtige Frankenkönig hier ein Bistum gegründet, ward der heilige Ludger zum Bischof ernannt. Doch erst seit 802 wird er mit diesem Titel genannt. Er erbaute gleich nach seiner Ernennung in Mimigardevord ein „Münster“, d. h. ein Kolleg für sich und seine Geistlichen, „die nach kirchlichen Regeln dem Herrn dienten“. Doch war dieses Kolleg kein eigentliches Kloster; die Geistlichen darin hießen nicht Mönche, sondern canonici nach ihrer kirchlichen Regel (canon) und nannten sich selbst untereinander einfach fratres. Das Monasterium des heiligen Ludger lag auf dem rechten Ufer der Aa, auf dem Grunde des Brockhofs. Nordwärts vom Dome ist der sogenannte „Umgang“, eine angebaute Halle. Zwischen dieser und dem Dome erkennt man noch an Inschriften und Basreliefs die Überreste des alten Begräbnisplatzes, des sogenannten Vikarientkirchhofs, in dessen Mitte noch ein altertümliches Tabernakel von Stein sichtbar ist. Nördlich vom Umgange auf der Straße zum Horsteberg, der sogenannte Schmerfotten, muß das Monasterium gelegen haben, welches die älteste Stadt, die Burg und das älteste Mimigardevord war. Davon erhielt später Stadt und Bistum den Namen „Münster“. Der heilige Ludger soll auch die Ludgerikapelle im Kirchspiele Überwasser jenseit der Aa gebaut haben. Dort ward seine Leiche, als er im 65. Lebensjahre zu Billerbeck gestorben war (809), beigelegt, bis sie nach dem früher von ihm gestifteten Kloster Werden a. d. Ruhr überbracht wurde. Unter Rithard, einem Nachfolger Ludgers, ward die Burg Mimigardevord von den Herren von Meinhövel überfallen und geplündert. Ein anderer Bischof, Dodo (969—993), erbaute eine neue Domkirche an Stelle der jetzigen, und es scheint, daß derselbe auch eine vom Domkapitel getrennte Wohnung, vermutlich auf dem Spiegelturme, bezog. Unter Siegfried (1032) scheint sich eine vollständige Trennung der bischöflichen Domäne vom Domkapitel vollzogen zu haben. Ebenso gaben die Kanoniker allmählich ihre gemeinsame Wohnung auf und entwickelten sich zu den sogenannten Domherren. Nach und nach entstanden verschiedene Ansiedlungen von Handels- und Dienstleuten des Bischofs, manche halten die Arkaden auf dem Markte dafür, andre nehmen jedoch an, daß auch auf den beiden andern Höfen Pfarrkirchen entstanden — gewiß läßt sich ein bewohnter und geschlossener Platz außerhalb der Dom-Immunität zunächst in dem Kirchspiele Überwasser nachweisen. Dort lag der vom Brockhof abhängige Godeveldshof, auf dessen Grunde der Wispinghof entstand, vermutlich die älteste städtische Gemeinde nächst der Dom-Immunität. Unter Hermann I. (1042) ward die Liebfrauenkirche in Überwasser gegründet und ein Nonnenkloster, nur für Adlige. Die erste Äbtissin dieses adligen Nonnenklosters soll Kaiser Heinrichs III. Schwester gewesen sein.

In der Folgezeit steigerte sich die Macht der Bischöfe zu einer reichsfürstlichen, sie wurden Feldherren, Regenten und oberste Richter in ihren Diöcesen oder Gauen. Die Unterbezirke führten vielfach den Namen „Höfe“, aus denen Pfarreien (Kirchspiele) wurden. Die Verwaltung in diesen handhabte ein von denselben gewählter Schulze; wahrscheinlich galt ein Hof für den obersten oder Haupthof, wie im Münsterlande der Brockhof, der von den Nebenhöfen eine Abgabe (Bate, Beede) in Feldfrüchten oder Geld bezog. Später kam der Zehnte dazu,

und Fremde mußten bei ihrer Niederlassung an den Schulzen des Hofes das sogenannte Wortgeld entrichten. Die Hofbesitzer mußten dem Reichsoberhaupte oder seinem Sendgrafen auf der Inspektionsreise Königsdienste leisten. Als im 12. Jahrhundert die Lehen anfangen erblich zu werden, entstanden eine Menge Landesherrschaften mit geschlossenen Territorien, aus denen sich bald der höhere deutsche Adel und die Fürstenhäuser, aus ihren Dienstleuten und Schützlingen aber der niedere Adel entwickelte. Die meisten früheren freien Hofbesitzer begaben sich dann, weil die Heeresfolge sie der Bebauung oder Bewirtschaftung ihrer Güter entzog, in den Schutz eines Grafen oder Bischofs, und so entstand die Klasse der Hörigen d. h. solcher Leute, die sich in allem durch ihre Herren schützen und vertreten ließen. So geschah es auch im Münsterlande. Die Bischöfe in Münster spielten gar bald auch eine große politische Rolle. So stand Burchard v. Holte (1118) treu zu Kaiser Heinrich IV., obwohl Papst Paschalis II. diesen von neuem in den Bann that und seinen Sohn Heinrich V. als Gegenkaiser aufstellte. Als danach Heinrich IV. entsagte, huldigte Burchard Heinrich V., und als der erstere gegen seinen Sohn ein Heer sammelte, mußte der Bischof von Münster fliehen und geriet in die Gefangenschaft der Kölner. Heinrich IV. ließ ihn aber bald wieder los und er stand nachmals bei Heinrich V. in hohem Ansehen. Bald darauf brachte Heinrichs V. Investiturstreit die Stadt Münster in große Bedrängnis; sie ward in ihres Bischofs Abwesenheit von Herzog Lothar von Sachsen hart belagert. Infolgedessen ward Münster nachmals stark ummauert und befestigt. Ein Graben, dessen Spuren heute noch sichtbar sind, umzog die Mauer, und vier verschließbare Thore wurden angebracht, von denen sich das Georgsthor bis 1818 erhielt. Auch der nachfolgende Bischof Dieterich II. hatte unter dem Investiturstreite Heinrichs V. zu leiden; er ward, weil er zum Papste hielt, von seinen eignen Dienstleuten verjagt und fand endlich Schutz bei Herzog Lothar von Sachsen. Dieser nahm Münster nach schwerer Belagerung, wobei ein großer Teil der Stadt und Domkirche in Rauch aufging, und führte die kaiserliche Besatzung gefangen weg (1121). Endlich ward der langjährige Zwist beigelegt und das schwer mitgenommene Bistum Münster erholte sich wieder. Unter Bischof Egbert (1132) wurden die zerstörten Kirchen und das Kloster in Überwasser wieder hergestellt.

Sein Nachfolger Wernher nannte sich noch „Bischof von Mimigardevord“, obwohl auf seinem Siegel schon zu lesen ist: *Episcopus Monasteriensis*. Doch war der Name „Münster“ schon nach Hermann I. in den Volksmund übergegangen. Dann regierte Friedrich II. bis 1168, welcher Friedrich Barbarossa nach Italien begleitete und aus der Beute des zerstörten Mailand die Leichname der heiligen Märtyrer Viktorinus und Florianus empfing. Deshalb ging er mit dem Plane um, einen neuen, größern Dom zu erbauen, aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung. Der Bischof Ludwig I. stellte die von Lothar von Sachsen zerstörte Burgmauer wieder her, welche nunmehr die Befestigung des Domhofs blieb. In der Nähe des Burggrabens und auf dem Grunde des Brockhofs, sowie auf dem Godeveldehofe (Jüdefeldeshof) scheinen sich denn die ältesten Teile der Stadt entwickelt zu haben. An den alten Kampvordeshof erinnert noch jetzt die Bauerschaft Kampersbeck. So bildeten sich auch, im Gegensatz zur Dom-Immunität, die eigentliche Stadt, drei Pfarren auf dem Lande: die von Ludwig I. errichtete Lamberti-, die Überwasser- und die

St. Mauritiipfarre. Als vierte entstand auf einem sogenannten Unterhofe des Brockhofs noch die Judgeripfarre (1173). Aus mehreren entfernter liegenden hörigen Höfen entwickelten sich mit der Zeit Dörfer und Städte im Münsterlande, wie Haltern, Dülmen, Billerbeck, Warendorf, Beckum, Ahlen, Werne u. a., aus andern Nonnen- oder Mönchsklöster, wie z. B. Nottuln, Freckenhorst, Meteln und Rappenberg, Barlar, Liesborn u. s. w.

Die Macht der Bischöfe stieg schon in der Zeit der Hohenstaufen immer mehr; Verwaltung und Gerichtsbarkeit kam in ihre Hände; ihre Gografen (Gaugrafen) und Gogerichte richteten und schlichteten unabhängig vom Kaiser.

In dem Münsterschen Bischofe Hermann II. kann man den ersten eigentlichen Reichsfürsten erblicken; von ihm datiert auch die Vollendung der Stadt und die Einrichtung eines geordneten Städtewesens. Zuerst gründete er 1180 die Pfarrgemeinde zum heiligen Agidius und das gleichnamige Nonnenkloster; ferner auf dem Kampvordeshofe die Martinipfarre und zuletzt die Servatii-pfarre auf einem Unterhofe des Brockhofs. Auch schuf er noch sonst mancherlei Veränderungen und Trennungen in den Kirchspielen und umgab das Ganze mit einer neuen, festen Mauer nebst einem Graben und festen Thoren zu einem Umfange, wie wir ihn heute noch erblicken. Von Hermanns Befestigungen, Mauern, Gräben und Thoren, lassen sich noch die Spuren nachweisen, so das Schüttethor am Eintritt der Na in die Stadt. Auch seine Verfassung verdankt Münster Bischof Hermann II.

Unter Kaiser Otto IV., dem welfischen Gegenkaiser Philipps von Schwaben, ward dem Domkapitel allein das Recht zugesprochen, den Bischof zu wählen. Dieterich III., Graf von Isenburg, führte Krieg mit den Friesen, aber ohne Erfolg, ebenso sein Nachfolger Ludolf.

Wir können hier unmöglich die Geschichte aller mehr oder minder wichtigen Bischöfe von Münster berühren und beschränken uns noch auf einige Data. Gerhard, aus dem Hause der Grafen von der Mark (1261—1272), mischte sich in den Streit des Erzbischofs Engelbert von Köln mit dem Grafen Wilhelm von Jülich. Infolge eines Ausgleichs brachte Gerhard die Herrschaft Horstmar käuflich an sich. Zu dieser Zeit errangen viele Städte Reichsunmittelbarkeit und Unabhängigkeit. Münster schloß mit Nachbarstädten, wie mit Osnabrück (1246), ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Landfriedens, dann mit Dortmund, Soest und Lippstadt und 1257 mit dem Münsterschen Domkapitel zu gegenseitigem Schutze. Ferner ward der Neubau der Domkirche in Angriff genommen, aber die förmliche Vollendung erfolgte erst 1261. • Ebenso unternahm Bischof Gerhard den Neubau der Lambertikirche. Nach Bischof Gerhards Tode blieb der bischöfliche Stuhl 2½ Jahre unbesetzt, bis Eberhard von Diest vom Kaiser die Belehnung als Fürstbischof erhielt. Dieser schloß einen Vertrag mit der Stadt ab, daß das Stadtgericht von dem Bischofe und der Stadt gemeinschaftlich besetzt und das Einkommen desselben zwischen beiden geteilt werden sollte. Danach hatte sich das städtische Wesen um diese Zeit in Münster schon vollständig ausgebildet. Wahrscheinlich erwuchs aus den Erbbesitzern des Brockhofs der Stand der Patrizier oder Altbürger, welche als Vollbürger den völlig ungeschmälerten Besitz der Stadtrechte genossen. Sie teilten sich in kleine Genossenschaften, die sogenannten „Geschlechter“ und die Gilden; ihr Sitz scheint besonders im Lambertikirchspiele und am Markte gewesen zu sein.

Die Hörigen und Schutzverwandten der Nachbarschaft bildeten die Zünfte oder Handwerkerinnungen und beschäftigten sich auch mit dem Kleinhandel; sie führten den Namen „Gemeinde“ und errangen sich allmählich (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) Gleichberechtigung mit den Patriziern. Mit der Befestigung der Stadt bildete sich auch eine eigne städtische Kriegsmannschaft neben der bischöflichen. Daneben bestand jedoch die Verfassung der nicht zur Stadt gezogenen Höfe für die Freien und die sogenannten Wortleute fort.

Bischof Eberhard war in Fehden mit den Grafen von Tecklenburg und von der Mark verwickelt und wäre einmal bei einer Überrumpelung der Stadt durch ersteren beinahe gefangen genommen worden (1299). Ebenso führte Ludwig, geborner Landgraf von Hessen (1357) viele Kriege und zerstörte u. a. an 70 feste Schlösser des Adels. Im übrigen hielt er strenge Zucht und beförderte Künste und Wissenschaften.

Unter seinem Nachfolger, Grafen Adolf von der Mark (1363) treten das Domkapitel, die Ritterschaft und die Städte als Landstände auf und bleiben es für die Folgezeit. Immer noch mächtiger gestaltete sich der aus den Ministerialen hervorgegangene Landesadel, welcher sich über die Freien erhob und bald eine „ahnenstolze Kaste“ bildete. In ähnlicher Weise schlossen sich die Stadtpatrizier gegen die Gemeinde (Pfehlbürger) ab. Nach Zersplitterung des alten Herzogtums Sachsen wurden die Bischöfe auch Oberstuhlherrn der Frei- oder Femgerichte für ihre Diöcesen. Um sich aber in ihrer Selbständigkeit nicht beeinträchtigen zu lassen, schlossen sich die Freischöffen- oder Femgenossengilden lieber an ein entferntes Oberhaupt. So finden wir seit der Mitte des 14. Jahrhunderts den Erzbischof von Köln als Inhaber des Herzogtums Westfalen, als Metropolitan der westfälischen Bischöfe und ersten Kurfürsten des Reichs, als Oberstuhlherrn aller Freigerichte in Westfalen und Engern. Seit 1392 wurden nur Personen aus dem höheren Adel oder aus ritterlichem Stande in das Domkapitel aufgenommen.

Die Bürgerschaft Münsters war auch sehr wohlhabend geworden, ja fast reichsummittelbar, obwohl nie mit dem Range einer eigentlichen freien Reichsstadt. Seit 1368 bildete sie auch ein Glied der mächtigen Hanse. Graf Heinrich von Mörs stellte ein Landesprivilegium zur Sicherstellung der Stände und ward im Jahre 1440 zum Administrator von Osnabrück erwählt. Aber er beschwor durch Eingriffe in die Rechte der Stadt Münster ein westfälisches Städtebündnis gegen sich herauf und machte sich durch Beteiligung an der Soester Fehde mißliebig. Unter seinen Nachfolgern errang sich die „Gemeinde“ (die Handwerkerinnungen) den Genuß des Vollbürgerrechts.

Als nunmehr das Bistum Münster trotz endloser Fehden sich zu einem der wichtigsten Reichsländer erhoben und die Stadt sich zu einer der blühendsten Handelsstädte zwischen Weser und Rhein emporgeschwungen hatte, zog sich ein schweres Unwetter über ihr zusammen, das ihren Wohlstand auf lange Zeit vernichtete. Wir meinen nicht die unter dem Namen „Schwarzer Tod“ bekannte furchtbare Pest, welche 1380 in Münster an 11 000 Menschen dahinraffte; auch nicht den großen Brand von 1383, welcher über 400 Häuser in Asche legte und zwei Kirchen verheerte — nein, wir meinen eine viel schlimmere Plage, eine religiös-soziale Pest, die Unruhen der Wiedertäufer (1525—1535).

Die Wiedertäufer. Der bekannte Chronikenschreiber Hermann von Kerffenbroick erzählt uns in seinem Werke von allerlei Wunderzeichen, von blutigen Schwertern in der Luft, Sonnen- und Mondveränderungen zc., womit Gott der Stadt den Ausbruch seines Zorns bekundet habe. Ein furchtbarer Komet streckte 1533 seinen Schweif gegen die Stadt, flammende Blitze und Fackeln wurden in der Luft gesehen; Mißgeburten bei Menschen und Vieh kamen zum Vorschein; Hühner krächten wie Hähne, umgekehrt gackerten Hähne wie Hühner u. dergl. Plötzlich sah man einen Mann mit einer goldenen Krone in der Luft, der in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Rute hielt. Eine andre Gestalt ließ Blutstropfen herabfallen; Schlösser und Thore sprangen von selbst auf; Waffengeklirr und Wehklagen ließ sich vernehmen.

Die Unruhen der Wiedertäufer stehen in engem Zusammenhange mit den großen religiösen und sozialen Bewegungen des 16. Jahrhunderts. So rief die Verkündigung der evangelischen Freiheit den Bauernkrieg hervor, worin sich schon kommunistische Tendenzen kundgaben. Die Erbitterung und Wut der gedrückten niederen Stände gegen Adel, Fürsten und begüterte Geistlichkeit kamen zum vollen Ausbruch. Dazu kam in Münster der religiöse Wahnsinn in der Wiederbelebung der alten Sekte der Wiedertäufer. Unter dem Landesfürsten Friedrich III. hatte sich 1524 die neue Lehre Luthers auch in Münster verbreitet und mit Ausbruch des Bauernkriegs auch dort eine Gährung bewirkt. Ein wilder Böbelhaufe stürmte 1525 das Kloster Nießling, eiferte gegen die Steuerfreiheit der Geistlichen, und forderte, daß den Nonnen Spinnen und Weben, den Mönchen Pergamentbereitung und Bücherbinderei untersagt würden. Der furchtsame Rat gab nach; infolgedessen reichte das Volk eine lange Beschwerdeschrift ein, in welcher es Reichthum und Macht der Geistlichkeit beschränkt und die Stellung des Volkes gehoben sehen wollte. Der Rat legte dies dem Domkapitel vor, aber letzteres versuchte ohne Erfolg auszuweichen. Das Volk drohte und das Domkapitel berichtete dem in Billerbeck weilenden Bischof. Ein langer Briefwechsel entspann sich; inzwischen ward die Haltung des Volks immer bedenklicher, so daß das Domkapitel floh. Noch einmal kam durch die Vermittlung des Kurfürsten von Köln, eines Bruders des Bischofs, ein Vergleich zustande. Doch der Friede war von nicht langer Dauer. Ein verkommener Münsteraner, Namens Bernhard Knipperdolling, „der Catilina Münsters“, stellte sich an die Spitze der Wühler. Dieser, früher Inhaber eines lukrativen Tuchgeschäfts, war durch imponierendes Äußere und große Talente wohl geeignet, die Massen zu leiten. Den Bischof verhöhnte er und nannte ihn wegen seiner Liebhabereien für Drechslerarbeiten einen „Spillendreier“ (Spindeldreher). Dieser, den gefährlichen Gegner richtig beurteilend, ließ ihn bei einem Sturme des Böbels auf das Paradies des Doms, wo der Offizial das geistliche Gericht abhielt, als den intellektuellen Urheber verhaften und setzte ihn in Bechte gefangen (bis 11. Sept. 1529). Eine Zeit lang herrschte Ruhe, bis 1531 mit der Rückkehr Knipperdollings der Aufstand aufs neue ausbrach. Außer ihm trat noch ein anderer gefährlicher Mann an die Spitze der Bewegung, Bernhard Rothmann, ein früherer Prediger von St. Mauritii, der sich der neuen Lehre zuwandte. Wegen seiner Angriffe gegen den Franziskaner-Guardian Johann von Deventer in betreff des Fegefeuers ward er 1531 vom Bischof des Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Aber er blieb in der

Stadt und suchte, von Knipperdolling und einem fanatisierten Pöbelhaufen unterstützt, sich den Eintritt in die Lambertikirche zu erzwingen. Als ihm dies nicht gelang, stachelte er auf einer errichteten hölzernen Kanzel das Volk auf, so daß es die Pfarrkirchen erbrach und eine wahre Bilderstürmerei in Szene setzte. Der Bischof legte darüber sein Amt nieder und die Greuel blieben ungeahndet (1532). Das Domkapitel wählte zu Lüdinghausen, wohin es geflüchtet war, den Herzog Erich von Braunschweig, bisherigen Bischof von Paderborn und Osnabrück, zum Bischof von Münster. Dieser ergriff energische Maßregeln, starb aber leider gleich darauf. Inzwischen hatte Rothmann den Pfarrer der Lambertikirche, Timann Camener, verdrängt und sich einsetzen lassen. Der neu gewählte Bischof Graf Franz von Waldeck sprach jedoch seine Absetzung aus, aber der Stadtrat zögerte mit der Ausführung. Die Bürgerschaft hatte ferner für alle Kirchen lutherische Prediger beantragt und sich an den Landgrafen Philipp von Hessen, das Haupt des Schmalkaldischen Bundes, um Beistand gewandt. Dieser hatte auch zugesagt, aber zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt. Da befahl der Stadtrat den katholischen Priestern, den neu zugezogenen lutherischen zu weichen, und als sie nicht nachgaben, wurden sie durch einen großen Volkstummult verjagt. Rothmann an der Spitze verlangte Abstellung kirchlicher Mißbräuche, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, gänzliche Abschaffung der Prozessionen, Seelenmessen, die Einführung der deutschen Sprache beim Gottesdienste u. a. Die meisten katholischen Geistlichen verließen die Stadt und die Klostergeistlichen suchten vergebens Schutz beim Bischof. Die Bürgerschaft wünschte durch Vermittlung des Bremer Stadtsyndikus Dr. Joh. van der Wyf Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund; doch ehe dieser die Verhandlungen zum Ziele brachte, trat durch die versuchte Strenge des erzürnten Bischofs eine unerwartete Wendung ein. Die erbitterten Münsteraner machten einen Überfall nach Telgte, wo sich der Bischof mit dem Domkapitel aufhielt, und nahmen einige Domherren gefangen. Nach mancherlei unerquicklichen Verhandlungen kam endlich noch einmal ein Friede zustande, in dem den lutherischen Priestern vom Bischof Toleranz zugesichert ward. Da trat Rothmann aufs neue als Unruhestifter, als Verhöhnner der Abendmahlslehre, ja als förmlicher Gotteslästerer in Wort und That auf. So begoß er sogenanntes Stutenbrot mit Wein oder trat ungeäuertes Brot in Oblatenform mit Füßen und stieß dabei heilige und gemeine Worte durcheinander aus. Bedenklicher noch war seine Verwerfung der Kindertaufe; ein Anhänger erklärte sie sogar für Sünde. Der Stadtrat erschrak über diese Neuerungen, selbst Melanchthon, früher Rothmanns Freund, warnte ihn von Wittenberg aus. Umsonst versuchte der Marburger Professor Hermann von dem Busche, ihn und seine Anhänger umzustimmen. Der Stadtrat nötigte dem Fanatiker das Versprechen ab, von seinen Neuerungen zu schweigen, aber insgeheim verbreitete er sie doch. Als selbst die Schließung der Kirchen nichts half, dachte der Stadtrat an Rothmanns Ausweisung; aber nun kam es zu einem furchtbaren Volksaufstand. Noch einmal brachte van der Wyf einen Vergleich zu gegenseitiger Duldung zustande, doch die unselige Schwärmerei der Wiedertäufer rief die politische und religiöse Gährung aufs neue hervor.

Die Sekte der Wiedertäufer (Anabaptisten) datiert eigentlich aus den ersten Zeiten des Christentums und taucht hin und wieder, politische Tendenzen unter religiösem Deckmantel verbergend, wie im 12. und 15. Jahrhundert, hervor.

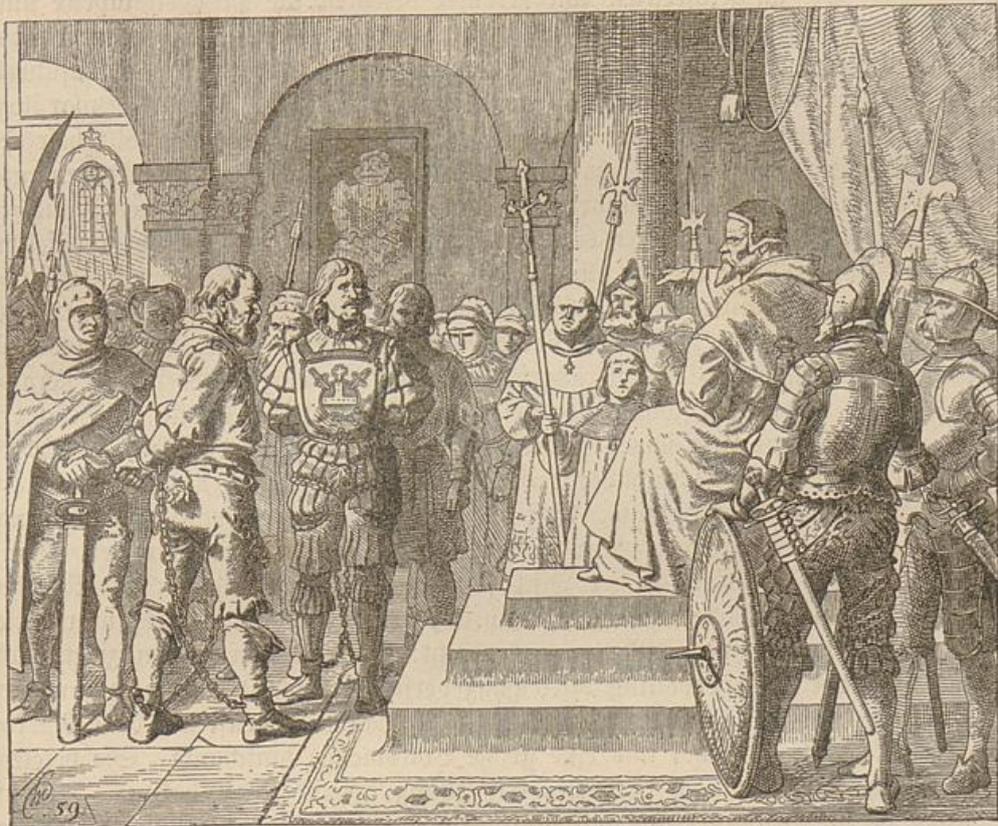
Im wesentlichen arbeitete sie auf Umsturz der bestehenden geistlichen und weltlichen Macht und Vereinigung beider Gewalten in einem Oberhaupte hinaus. Die neue Glaubensgemeinde sollte in völliger Gütergemeinschaft leben. Es waren Schüler des Bauernaufhebers Thomas Münzer, die besonders in den Niederlanden die Wiedertaufe Erwachsener predigten und übten. Von dort vertrieben, sandte Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Harlem, zwei Gehülfen nach Münster zur Gründung einer Wiedertäufergemeinde. Diese fanden durch Rothmann und Knipperdolling eifrige Unterstützung. Die Maßregeln des Stadtrats blieben machtlos, ja die Gährung ward noch bedenklicher, als zwei neue Abgesandte der Wiedertäufer aus den Niederlanden nach Münster kamen: Johann Bochelsjohn aus Leiden, gewöhnlich Johann von Leiden genannt, und Gerhard tom Kloster. Der erstere, 25 Jahre alt, von einnehmendem Außern, sollte bald die Hauptrolle in dem Drama der Wiedertäufer spielen. Anfangs zum Schneiderhandwerk bestimmt, hatte er dann mit Kaufleuten weite Reisen gemacht und sich schließlich als Schenkwirt in Leiden etabliert. Als der Prophet Matthiesen Münster für das Zion des neuen Gottesreichs erklärt hatte, griff dort der Taumel immer mehr um sich. Wie besessen rannten zuerst der Prediger Rolle, dann Knipperdolling und Johann von Leiden barhäuptig und die verzückten Blicke gen Himmel richtend, unter Geschrei die Straßen entlang: „Thuet Buße, denn der Tag des Herrn ist da!“ (1534). Bald ward der Wahnsinn allgemein, besonders erfaßte er die Weiber. Man glaubte Christus mit der Siegesfahne vom Himmel herniedersfahren zu sehen, sein tausendjähriges Friedensreich zu stiften (sogenannter Chiliaismus); Engel mit Schwertern bedrohten die Ungläubigen u. s. w. Dadurch angefeuert, besetzten 500 Wiedertäufer das Rathaus, den Lambertiturm und sperren den Marktplatz mit Bänken und Beichtstühlen der Lambertikirche. Der Stadtrat scharte die Treugebliebenen in dem Überwasser-Kirchspiele zusammen, ließ die Domtürme besetzen, die Brücken über die Aa, außer der zum Spiegelturme führenden, abwerfen, und Kanonen auffahren. Auch gelang es ihm, einige Häupter der Wiedertäufer gefangen zu nehmen und Boten an den in Rheine weilenden Bischof sowie an den Drost des Amtes Wolbeck, Heinrich von Merveldt, abzufertigen. Ein Tag verging unter gegenseitigen Beschimpfungen; dabei ward Knipperdolling gefangen. Als Hilfe vom Drost nahe und sich die Nachricht verbreitete, auch der Bischof rücke mit Heeresmacht heran, ward ein Vergleich auf Betreiben des verräterischen, übergegangenen Bürgermeisters Thylbeck geschlossen, und der Drost zog unter Thränen ab. Als dies der Bischof hörte, kehrte auch er auf halbem Wege um. Die Folgen zeigten sich bald. Wahnsinnige, schamlose Weiber durchrannten schon drei Tage später gleich Megären die Stadt und predigten die Wiedertaufe. Bei der neuen Ratswahl ward Knipperdolling und ein anderer Wiedertäufer zu Bürgermeistern gewählt. Diese setzten den Beschluß durch, alle Nicht-Wiedertäufer zu vertreiben. Mit barbarischer Härte ward dies mitten im Winter (26. Februar) bei schneidender Kälte durchgesetzt. Viele wurden selbst der Kleider beraubt, der Ungunst der Witterung preisgegeben. Der Chronikenschreiber Kerffenbroick, der den Jammer als Knabe miterlebt, macht davon eine herzerreißende Schilderung. Darauf erfolgte die Bilderstürmerei gegen Kirchen und Klöster. Inzwischen machten der Fürstbischof sowie benachbarte Fürsten, z. B. der Kurfürst von Köln, der Herzog von Kleve, der Landgraf von Hessen u. a., bedrohliche Rüstungen.

Dagegen ließ Knipperdolling die Befestigungen instandsetzen und so die Stadt auf die Belagerung vorbereiten. Das größte Ansehen genoß damals der Prophet Joh. Matthiesen, welcher alle bewegliche Habe der Ausgewanderten als Gemeingut in bestimmte Häuser bringen ließ. Einen Unzufriedenen stieß er eigenhändig nieder, worauf Johann von Leiden mit seinem Anhang einen Lobgesang anstimmte. Der Ruf des großen Propheten lockte Fanatiker von Holland und Friesland an, aber viele verunglückten auf der Zuydersee. Das Gebaren der Wiedertäufer nach schon erfolgter Zernierung der Stadt überstieg alle Begriffe. Den Karfreitag entweiheten sie mit Orgeln und trieben mit allem Heiligen Hohn und Spott. Matthiesen fiel zwar bei einem Ausfalle, aber in seinem Nachfolger, Johann von Leiden, erstand noch ein größerer Fanatiker. Knipperdolling und der neue Prophet überboten sich an tollen Verheißungen; als ersterer erklärte, es sei ihm geoffenbart worden, daß alles Hochstehende erniedrigt werden müßte und er demgemäß die Turmspitzen abtragen ließ, erwiderte Johann von Leiden: infolgedessen müsse auch dem Bürgermeister das niedrigste Amt übertragen werden, nämlich das des Scharfrichters. Seltsamerweise ließ sich Knipperdolling dies gefallen. Johann von Leiden suchte sich jetzt durch raffinierte Mittel der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Er heuchelte Verzückungen, Ohnmachten, plötzliche Verstummung und that dann nach drei Tagen „Gottes Willen“ kund. Demgemäß ward der Stadtrat aufgelöst und ein Kolleg von zwölf seiner Anhänger, „die Ältesten der zwölf Stämme Israels“, gewählt. Diese ahndeten jedes „Verbrechen“ mit der Todesstrafe. Ihr Übermut wuchs, nachdem sie einen schlecht geleiteten Sturm auf die Stadt abgeschlagen hatten.

Nun setzte „der König des neuen Israel“ seinen Tollheiten die Krone mit der Einführung der Vielweiberei und Weibergemeinschaft auf; er selbst ging mit dem „lößlichen“ Beispiel voran und nahm zuerst drei Weiber, darunter die schöne Divara, die Witwe des gefallenen Matthiesen. Dann ließ er sich durch einen neuen Propheten, Johann Dufentschur, feierlichst zum Könige salben und bezog die Kurie des Domkellners Melchior von Büren. Er umgab sich mit einem förmlichen Hofstaate, zu dem er die zwölf Ältesten und viele seiner Anhänger heranzog. Knipperdolling ward zum Statthalter, Rothmann zum Hofprediger, Tylbeck zum Hofmarschall, Heinrich Krechting zum Kanzler ernannt. Ja er ließ auch eigne Münzen schlagen. In phantastischem Schmucke zog der neue Monarch, „der König des ganzen Erdkreises“, von 28 Trabanten begleitet, durch die Straßen; sein Wappen war eine von zwei Schwertern durchstochene Weltkugel. Außer seinen drei Weibern nahm er noch 17 der schönsten Mädchen zu sich und richtete einen förmlichen Harem unter Divaras Vorsitz ein. Dreimal in der Woche sprach er, mit einem glänzenden Gefolge umgeben, von einem prächtigen Throne auf dem Markte Gericht. Mit der Weibergemeinschaft riß die größte Sittenlosigkeit ein, doch der Despot wußte jede Empörung zu unterdrücken. Aber auch noch andre Auswüchse zeugte der Fanatismus. Eine junge schöne Holländerin, Hilla Feikens, faßte den Entschluß, den die Stadt belagernden Bischof, wie Judith in der Bibel den Holofernes, zu ermorden; doch ihre Absicht ward verraten und sie ward zu Bevergern hingerichtet. Mehrere Stürme der Belagerer wurden durch die fanatische Wut der Wiedertäufer unter lebhafter Beteiligung rasender Weiber abgeschlagen. Dadurch wuchs diesen der Mut, und am 12. Oktober feierten sie auf dem Domplage (der „Burg Zion“),

an langen Tischen ein großes Fest, das „gemeinschaftliche Abendmahl“. Man sandte 27 sogenannte Apostel vor die Thore, um zur Hilfe für „das himmlische Reich“ aufzufordern, doch sie wurden alle gefangen. Der Fürstbischof und der Landgraf von Hessen setzten es endlich auf einem Reichstage der vereinigten Stände des kurrheinischen, oberrheinischen und niederrheinisch-westfälischen Kreises zu Koblenz (13. Dezember 1534) durch, daß ein Reichsheer unter Grafen Wyrich von Daun vor Münster rückte, dem Unfuge ein Ende zu machen.

Zuerst versuchte man es auf gütlichem Wege, aber umsonst. Zwar wuchs die Hungersnot im Innern von Tag zu Tag, doch der „König des neuen Israel“ versprach baldigen himmlischen Beistand und fuhr fort zu schwelgen.



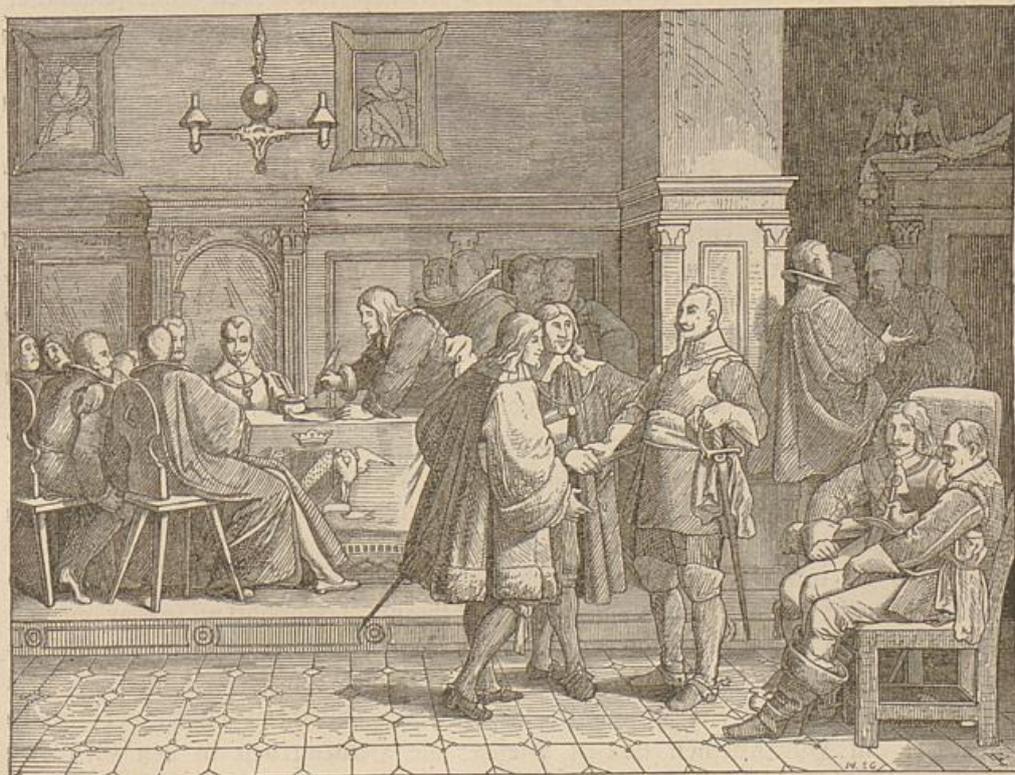
Die gefangenen Wiedertäufer in Münster. Nach W. Camphausen.

Als bis Ostern die verheißene Hilfe nicht kam, schloß er sich, angeblich krank, sechs Tage ein, erschien dann heiteren Gesichts auf dem Markte, und verkündete, der himmlische Vater habe auf ihn die Sündenlast des Volks gelegt, sie wären jetzt innerlich erlöst, die Hilfe von außen werde auch bald kommen. Das Glend stieg, und 900 Menschen wurden aus der Stadt gelassen, die, anfangs von den Bischöflichen zurückgewiesen, zum Teil jammervoll umkamen. Doch der König setzte seine Orgien fort, und wo jemand murrte oder verdächtig schien, ließ er ihn enthaupten. Eine seiner Frauen, Elisabeth Wandscherer, bat, angeekelt von dem ruchlosen Treiben, um Entlassung. Da schlug ihr Johann von Leiden wütend eigenhändig auf offenem Marktplatze das Haupt ab und mit dem Hymnus: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ führte er um die Leiche mit seinen übrigen

Rebweibern die scheußlichsten Tänze auf. Anfangs Juni war schon die Not so groß, daß die verwilderten Menschen vor den ekelhaftesten Nahrungsmitteln nicht zurückschauderten, ja u. a. eine Mutter ihre neugeborenen Drillinge verzehrte. Hohlhängige Gespenster schlichen umher, doch der König feierte mit seinen Weibern die tollsten Bacchanalien. Mit Hohn und Spott wurde Dauns Aufforderung zur Übergabe abgewiesen. Da fiel die Stadt durch Verrat. Ein gewesener Wiedertäufer, Langenstrat, der in Münster ortskundig war, erbot sich dem Bischof, eine mutige Schar zur Überrumpelung der Stadt an die günstigste Stelle zu führen. Man erstürmte die Kreuzschanze in einer Gewitternacht, mezelte die Wachen nieder, drang bis zur Domkirche vor und bemächtigte sich der dortigen Geschütze. Die aufgeschreckten Wiedertäufer besetzten die Michaeliskapelle und den Zugang zum Domplatze und wehrten sich verzweifelt. Sie drängten die Eingedrungenen zurück und hätten sie hinausgeschlagen, wenn nicht ihr Anführer Wilken-Stedink ihnen eine Schar in den Rücken gesandt hätte. Trotzdem war ihre Lage mißlich, da man die Thore der Karlschanze verschloß und die Wälle besetzte.

Es gelang der mutigen Schar jedoch, ihre Siegeszeichen auf den Wällen aufzupflanzen und den Ihrigen dadurch ein Signal von dem Gelingen ihres Plans zu geben. Die Belagerer begannen einen allgemeinen Sturm, und trotz verzweifelter Gegenwehr drang das Heer von allen Seiten ein. Alle Klöster, Keller und Schlupfwinkel wurden durchsucht und die Gefundenen von den wütenden Soldaten in die Ritzen ihrer Kameraden gestürzt. Vier Wiedertäufer wehrten sich vom Lambertiturm wie Rasende, bis drei herabgeschossen wurden, einer aber wurde herabgeschleudert. Der König Johann von Leiden hatte sich auf das Agidithor geflüchtet, wo er durch Verrat trotz seines Zurufs, „sie sollten sich an dem Gesalbten des Herrn, dem Könige Sions, nicht vergreifen“, gefangen ward. Ebenso erwischte man seinen Geheimschreiber Kreckting. Erst nach drei Tagen ward auch Knipperdolling aus seinem Versteck gezogen. Nur Rothmann blieb spurlos verschwunden. Nach fast achttägigem Morden zog der Bischof in die verödete Stadt ein und ließ an den Schuldigen die Todesstrafe vollziehen. Nur für die drei Häufelführer hatte man eine ganz besondere Marter ausgedacht: Johann von Leiden zeigte sich reumütig, aber Knipperdolling blieb ganz verstockt; auch Kreckting war wenig zugänglich. Am 22. Januar 1536 bestiegen sie das Blutgerüst auf dem Marktplatze, auf das der Bischof und eine große Volksmenge hinschaute. Sie beteten und versicherten, nur nach göttlicher Eingebung gehandelt zu haben. Darauf zwickten sie die Henkerknechte mit glühend gemachten Zangen. Anfangs ertrug Johann von Leiden die Qualen mit großer Standhaftigkeit, zuletzt aber schrie er laut auf; Knipperdolling versuchte sich am Halsseisen die Kehle einzustoßen. Zuletzt rief der König: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Dann ward ihm die Zunge ausgerissen. Knipperdollings letzte Worte waren: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ Ihre Leichname sollen mit Honig bestrichen und an den Haaren in Käfigen aufgehängt worden sein, die man an der Südseite des Lambertitums als Warnungszeichen in die Höhe zog. Raubvögel und der Zahn der Zeit haben die Leichen verzehrt, doch die Käfige blieben hängen; ebenso hat man die Marterinstrumente im Rathause verwahrt. Dies war das Ende des blutigen Dramas der Wiedertäufer, das einem großen Komponisten, Meyerbeer, den Stoff zu einer Oper, und einem genialen Dichter, Robert Hamerling, den Stoff zu einem Epos: „Der König von Sion“, bot.

Der Westfälische Friede. Aus der weiteren Geschichte Münsters heben wir nur noch ein besonders wichtiges Ereignis hervor, den Abschluß des Westfälischen Friedens. Nachdem der Regensburger Reichstag im Jahre 1640 den französischen Vorschlag, die für neutral erklärten Städte Münster und Osnabrück für eine Friedensversammlung auszuersuchen, angenommen hatte, zog 1643 der erste der kaiserlichen Gesandten, Graf Ludwig von Nassau, feierlich in Münster ein; aber es dauerte dann noch einige Jahre, bis auch die übrigen Vertreter der Hauptmächte mit ihrem glänzenden Gefolge sich dort versammelten. Am bescheidensten zog der päpstliche Nuntius ein, welchen die Franzosen spöttisch mit einem schwarzen Sahne, sitzend auf einem Marktenderkorb, verglichen.



Der Abschluß des Westfälischen Friedens.

Die verworrenen, in verschiedenen Zungen gepflogenen Verhandlungen wurden wesentlich durch den Herzog von Longueville und den Grafen von Trautmannsdorff gefördert. Ebenso imponierte das schöne Lockenhaupt Annas, Herzogin von Longueville. Endlich, am 5. Mai 1648, drang in dem festlich geschmückten Rathause im Friedenssaale die Posaune des Friedensengels durch: da versammelten sich die Rathsherren mit ihren schmucken Spitzentrugen über den Samtwämfern, die Gilden mit den blankgeschliffenen Hellebarden und die Stadtguardia mit ihrem Hauptmann; der spanische Gesandte zog mit seinem Gefolge in sechs sechsspännigen Kutschen ein, denen ein sehr glänzendes Reitergeschwader voranritt, setzte sich zu oberst an die goldumfrante Tafel zwischen die niederländischen Gesandten und sprach das große Wort aus: Die Anerkennung der sieben vereinigten Provinzen als freie und selbständige

Republik. Mit Trommeten- und Paukenklängen ward die unterschiegelte und beschworene Urkunde nach ihrer Verlesung auf dem geschmückten Marktplatze begrüßt, Geschütze donnerten von den Wällen, und der freigebige Spanier ließ für das Volk zwei Tage lang Fontänen von Wein springen. Diesem Separatfrieden folgte am 14. (24. Oktober) 1648 der auch von den Schweden in Osnabrück anerkannte allgemeine Friede. Auf dem Bischofshofe (dem jetzigen Regierungsgebäude) wurden die Urkunden von den kaiserlichen Gesandten unterschrieben, und am Abend ertönten, als letztes Echo des verheerenden Dreißigjährigen Krieges, die dreifachen Salven von den Basteien der Stadt herab. Doch Münster genoß die Wohlthat des Friedens noch nicht; sein 1651 erwählter streitfächtiger Fürstbischof Bernhard von Galen liebte den Kanonendonner über alles. Er zerstörte vierzehn holländische Festungen und unterhielt eine Armee von 60—70 000 Mann; selbst Ludwig XIV. hielt ihn für gefährlich.

Infolge des Luneviller Friedens ward das Bistum Münster durch den Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 säkularisiert; schon vorher aber 1802 hatten es 4000 Preußen besetzt, Freiherr vom Stein und Blücher übernahmen die Verwaltung des Landes.

Münster spielte eine bedeutende Rolle in der deutschen Kulturgeschichte: der Humanismus erhielt in ihm eine Förderung, große Männer wirkten hier — wir erinnern an den Kreis der geistvollen Fürstin Gallizin und die Stolbergs, an den Regenten Fürstenberg, an den Dichter Sonnenberg und andere.

Vor allem wollen wir unsre Blicke auf einen kleinen Edelhof im Norden wenden, wo unter einem bescheidenen, von grünen Wipfeln umgebenen Dache ein edles Frauenherz schlug und eine echte Dichterin, welche eine große Fülle schöner Gedanken barg (wir meinen die Heimstätte der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff), still ihrem Genius lebte. Wir kommen im folgenden Kapitel auf die hochbegabte Dichterin noch ausführlicher zurück.

Auch an interessanten Sagen und Volksliedern ist das Münsterland sehr reich. So geht nachts der betrügerische Amtmann Timphoht in langer weißer Perücke um; in der Heide Dawert spukt der Teufel und jagt der wilde Jäger (Wode); Kobolde treiben da ihr Wesen und irrt die Jungfer Eli, der Abtissin zu Freckenhorst ungetreue Haushälterin; in stillen Weihern ruhen versunkene Kapellen, auf Hünensteinen hausen Riesen; die Heidenurnen in den Gräbern der Vorzeit nennt das Volk „Ulkenpötte“, d. h. Zwergentöpfe.

In der Umgegend gemahnen Edelhöfe, Schlösser und Abteien an Sagen aus alter Zeit, namentlich vom Kloster „Herzsbrot“, welchem Sophia, die Tochter des Grafen Burkhard von Stromberg, den Namen gab, als sie ihren Bräutigam verlor. Ferner von dem heiligen Stabe des Bonifacius in der Abtei Freckenhorst, der ehemals ein Apfelbaum gewesen war; von der wunderbaren Rettung des Adeling's zu Rottuln durch seine heldenmütige Frau, die den Verwundeten vom Schlachtfelde trug u. s. w. Eins der schönsten Adelschlösser ist südlich von Münster das vom Fürstbischof Friedrich Christian von Plettenberg erbaute Nordkirchen mit seiner schätzbaren Gemäldegalerie.

Aus diesem Orte entstammte der gewaltige Heermeister des Deutschen Ordens, Walthar, der bei Pleskow die Moskowiter so wacker aufs Haupt schlug. Im Schlosse spukte einst der böse Rentmeister Schentewald, den zwei Kapuziner mitnahmen; jetzt fährt er mit diesen auf der Heide Dawert herum.

Paderborn. Wir können unsere Schilderungen der Hauptlandschaften und wichtigsten Städte Westfalens nicht schließen, ohne, wenn auch nur in kurzen Worten, des Paderbornerlandes und des altherwürdigen Bischofsstuhles Paderborn zu gedenken. Das Paderbornerland im Südosten Westfalens war bis 1803 ein Fürstbistum und bildet nunmehr einen beträchtlichen Teil des Regierungsbezirks Minden (etwa 2420 qkm). Im Gegensatz zu den in der Heide zerstreut liegenden Gehöften des Münsterlandes finden wir hier wohlbevölkerte Dörfer, anmutige Abwechslung von Berg und Thal, Wald und Wiese. Oft sind es freilich nur kleine Hütten, mitunter wohl ohne Schornstein, in welchen die jüngeren Familienglieder der Bauern hausen, da nach althergebrachter Sitte der älteste Sohn das väterliche Gut erbt. Eine der fruchtbarsten Strecken ist die Warburger Börde, die sich besonders durch Kornreichtum auszeichnet. Daß man unter dem Worte „börde“ tragfähiges Ackerland versteht (vermutlich von dem altdeutschen *baran*, „tragen“), haben wir schon im vorigen Bande gelegentlich der „Soester Börde“ erwähnt. Außer Ackerbau ist auch die Viehzucht, besonders die Schafzucht, im Paderbornischen eine Hauptnahrungsquelle. Dabei sind die Paderborner ein kräftiger, gesunder und arbeitslustiger Menschenschlag, der dem vielfach steinigen und sandigen Boden alles Mögliche abringt. Dagegen erquickt uns in der Nähe der Stadt Paderborn eine üppige Vegetation, die durch einen wunderbaren Quellenreichtum im Innern der Stadt selbst hervorgerufen wird. Von einem steilen Abhange nördlich am Dome entsprudeln den Klüften des Kalkschiefergrundes etwa zweihundert Quellen, die nie versiegen und nie gefrieren, viele Mühlen treiben, fast die ganze Stadt, außer schmalen Fußpfaden, unter Wasser setzen und sich dann zum Flusse Pader vereinigen. Dieser ergießt sich in die Alme, und diese in die von Lippspringe kommende Lippe.

Paderborn spielte schon in der alten Geschichte eine bedeutende Rolle. In dem eine halbe Meile weit entfernten Dorfe Elsen haben viele Alttertumsforscher das römische Kastell *Aliso* wiedererkannt. Hier in dem alten „*Patharbrunnon*“ hielt 777 Karl der Große seinen ersten großen Reichstag im Sachsenlande ab; hier erbaute er die Salvatorkirche und gründete das älteste Bistum in Westfalen (780). Später setzte er den ersten eignen Bischof *Hathumar* ein und legte den Grund zu seiner nachmaligen fürstlichen Macht. Dieser erbaute eine neue Domkirche und empfing darin Papst *Leo III.* (797). Auch *Ludwig der Fromme* hielt 815 zu Paderborn einen Reichstag ab. Unter den folgenden Bischöfen ist besonders der heilige *Meinwerk* (1009—1036) zu nennen, der sich um die Kultur des Landes sehr verdient gemacht hat. Er gründete an Stelle des alten im Jahre 1000 abgebrannten Domes einen größeren und prächtigeren, umgab den unter dem Schutze des Domklosters heranwachsenden Ort mit Mauer und Graben und zog Künstler und Handwerker jeder Art heran. Der sich immer mehr erweiternden Stadt stand ein bischöflicher Graf vor, und allmählich entwickelte sich eine städtische Verfassung unter dem Grafen mit Bürgermeister und Räten unter bischöflicher Oberhoheit. Die Fehden der Stadt mit auswärtigen Fürsten und ihrem eignen Lehnsherrn wiederholten sich hier wie anderwärts. Auch sie beteiligte sich an der *Soester Fehde* und trat der *Hansa* bei. Ebenso rief die Reformation hier Unruhen hervor und hatte die Stadt alle Plagen des Dreißigjährigen Krieges zu erdulden. Der tolle *Christian*, Herzog von Braunschweig, plünderte namentlich den Dom; er nahm den kostbaren

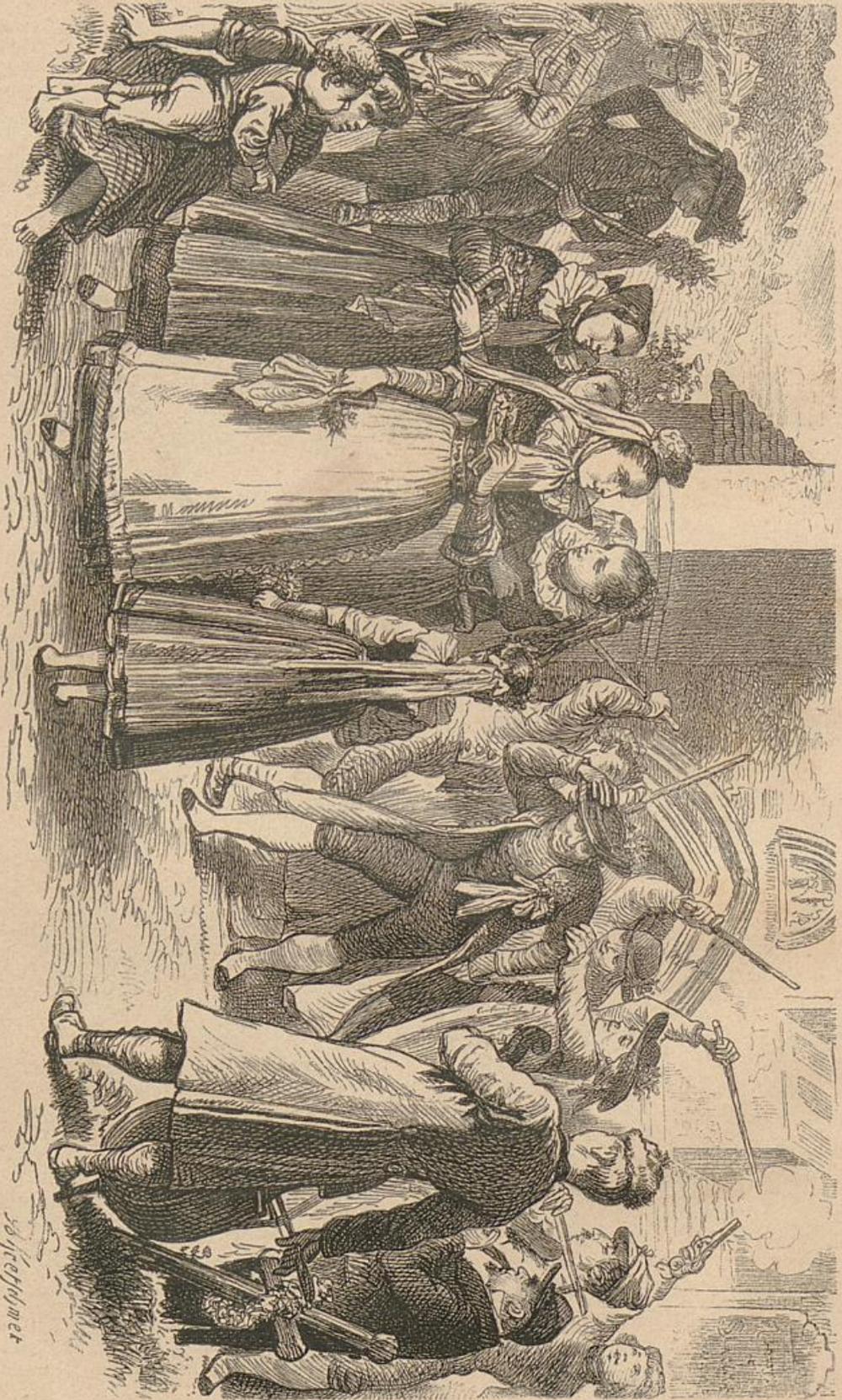
Sarg des Schutzpatrons Liborius und die berühmten silbernen Statuen der zwölf Apostel weg, woraus er Thaler schlagen ließ mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Auch ihren Knipperdolling hatte die Stadt in Liborius Richards, der dem Bischof trotzte, aber schließlich besiegt und gevierteilt ward. Durch den Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) ward das Bistum im Jahre 1802 säkularisiert und der Krone Preußens zuerkannt.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt gehört in erster Linie der Dom, der, nachdem er schon zum zweitenmale 1058 abgebrannt war, 1068 wiedererstand, aber 1133 zum drittenmale ein Raub der Flammen wurde. Der jetzige Dom datiert in seinen Hauptbestandteilen aus der Zeit Bernhards I. (1127 bis 1160); im 13. Jahrhundert ward er durch verschiedene Zusätze, wie Gemölbe und Fenster, erweitert. Der Dom gehört zu den größten und ehrwürdigsten kirchlichen Bauten Norddeutschlands; besonders prachtvoll sind das Südportal unter einer Vorhalle, ferner das Nordportal, das Grabmal des Bischofs Rotho und die dreischiffige Krypta. Westlich vom Dome lag die von Meinwerk gegründete Benediktinerabtei Abdinghof; nördlich liegen die Gerolds- und Bartholomäuskapelle, die merkwürdigsten und ältesten Denkmale der Stadt. Die erstere soll von Gerold, einem Schwager Karls des Großen, 782 gegründet worden sein. Die Bartholomäuskapelle ist ein von vierzehn Säulen getragener prachtvoller Kuppelbau. Ferner ist die nach dem Modell der heiligen Grabkirche zu Jerusalem von Meinwerk angelegte Bußdorfkirche und die aus dem 12. Jahrhundert stammende Gokirche, südlich vom Dome, zu nennen.

Von neueren Kirchen verdient die in eigentümlichem Stile erbaute Jesuitenkirche Erwähnung, von weltlichen Gebäuden das Rathaus, das Priesterseminar und Gymnasium im ehemaligen Kollegium. Die Stadt besitzt lebhaften Handelsverkehr und mancherlei Industrie; stark besucht und weit bekannt sind ihre Woll- und Hammelmärkte.

Den Fremden interessiert besonders der reizvolle Anblick des Hervorsprudelns dreier armsdicker Quellen aus den nordwestlichen Maueraufsätzen des Domes, welche sofort breite und tiefe Kanäle mit dem klarsten Wasser füllen. Man zählt solcher Quellen an 200, die sich bei Neuhaus vereinigen. Hier residierten oft die Bischöfe, unter andern auch Wilhelm, welcher von den Bürgern der Stadt vertrieben worden war.

Unweit Paderborn liegt der reizende Badeort Lipp Springs, welcher seinen Namen den tiefbläulichen, in einen hübschen Teich eingefassten Quellen der Lippe verdankt. Daneben sprudelt die 1832 entdeckte, von einer prächtigen Trinkhalle überdachte eigentliche Heilquelle, die jetzt jährlich ungefähr von 2000 Brustleidenden zur Linderung und Heilung aufgesucht wird. Das 17° warme, gelaubersalzhaltige Wasser wird zum Trinken und Baden benutzt; die anmutigsten Anlagen gestalten das aufblühende Städtchen zu einem sehr angenehmen Kurort. Eine von den zwei Hauptquellen der Lippe, die sich hier in gewaltiger Fülle Bahn bricht, heißt in Erinnerung an die vielen Sachsentausen unter Karl dem Großen „der Jordan“. Hier also ging die große geistige und politische Umwandlung des an ihren alten Sitten und Gebräuchen zäh festhaltenden Volksstammes der altfächsischen Westfalen vor sich, über die wir im letzten Kapitel unseres Abschnittes noch einiges zur Charakteristik hinzufügen wollen.

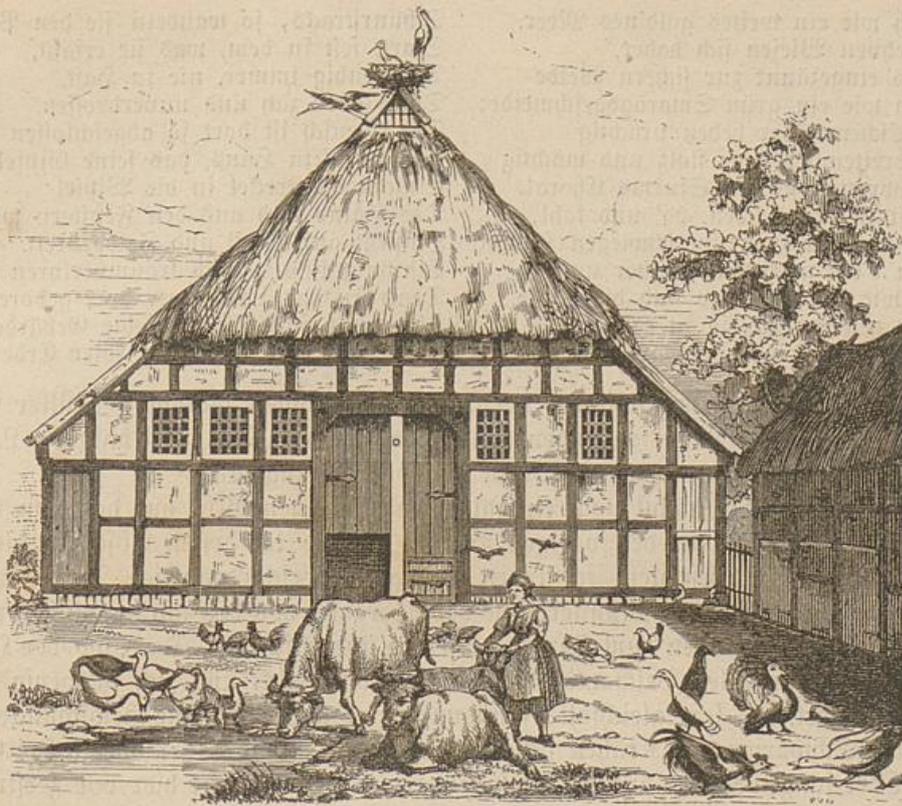


Deutsches Land und Volk VI.

Bauernhochzeit in Meßfaßen. (Gegend von Münster und Paderborn.) Zeichnung von Albert Schreyer.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schreyer



Westfälisches Bauernhaus.

Land und Leute in Westfalen.

Das Land im allgemeinen. — Das alte Sachsenvolk und sein Glaube. — Westfälischer Volkscharakter. — Ein westfälischer Bauernhof. — Westfälische Sitten, Feste und Volkstypen. — Volksaberglaube. — Bedum, das westfälische Schilda. — Industrie (Eisen, Leinweberei in Ravensberg, Bielefeld und Herford; Backöfen in Gütersloh u. s. w.). — Westfälische Kunst. — Westfälische Dichter (Freiligrath, Levin Schücking, Annette v. Droste-Hülshoff u. a.).

„Zieht ihr den Rhein
 Hinab weit ins Gebreit hinein,
 Wo keine Berge mehr sich heben,
 Das Land sich strecket flach und eben,
 Da bietet rechts vom grünen Fluß
 Mein Heimatland euch treu den Gruß.
 Nicht gibt es wie der Rheinische Gau
 Im bunten Wechsel reiche Schau.
 Nur selten heben Turm und Thor
 Uralte Städte dort empor,
 Sie spiegeln keine stolzen Dome
 Ehrwürdig grau im alten Strome;
 Ja selten selbst ist Dorf und Flecken
 Entlang die weitgeplanten Strecken.

Deutsches Land und Volk. VI.

Einsam auf stillgehegtem Gut
 Wohnt dort der Bauersmann. Das thut
 Weil einzig er den Boden pflegt,
 Der Korn und Holzung wohl ihm trägt
 Und Roß und Rinder reichlich nährt,
 Doch nicht ihm Wein und Frucht gewährt,
 Wie sie an Rheineshügeln reifen.
 Man sieht ihn nicht das Land durchstreifen
 Zu markten regsam frisch beim Handel;
 Eintönig ist der Heimat Wandel.
 Doch ob es formenlos sich spannt,
 Es hegt in lieber Treu das Land,
 Wer dort entsproß. Die gelben Auen,
 Von Früchten wogend, sind zu schauen

Gleich wie ein weites gold'nes Meer.
 Es dehnen Wiesen sich daher,
 Rings eingezäunt zur sichern Weide
 Gleich wie ein grün Smaragdgeschmeide;
 Die Eichenwälder heben prächtig
 Die breiten Kronen; stolz und mächtig
 Durchbrauset sie des Sturms Choral.
 Selbst in den Heiden, öd' und kahl,
 Da pocht ein Herz: verschwiegen stumm
 Geh'n d'rin geschiedne Geister um.
 Und wie das Land, so sind die Leute.
 Wie's gestern war, so ist es heute
 In ihren Herzen; offen, grad',

Schnurstracks, so wandeln sie den Pfad,
 Stark, fest in dem, was sie erfasst,
 Doch ruhig immer, nie in Hast,
 Dann aber zäh und unverdrossen.
 Der Mensch ist dort so abgeschlossen
 Fast wie sein Haus, das seine Gipfel
 Einsam ausstreckt in die Wipfel
 Des Hains und aus den Fenstern weit
 Hinzieht auf Wies' und Feldgebreit.
 Eintönig ist's. Doch traumverloren
 Denkt an das Land, wer dort geboren;
 Ihm zuckt voll Nüchtern die Gebärde
 Nach Land und Volk der „roten Erde“.*)

Mit diesen Versen schildert der rheinische Sänger Wolfgang Müller von Königswinter in seinem reizenden idyllischen Epos: „Die Maitönigin“ Land und Leute in Westfalen charakteristisch und poetisch zugleich.

Werfen wir zunächst noch einmal einen flüchtigen Blick auf das von uns in den letzten Kapiteln des vorigen Bandes, sowie im ersten Abschnitt dieses geschilderte Land Westfalen, so finden wir ganz verschiedenartige Typen ausgeprägt. So ist schon im Münsterlande der Übergang von den nordwestlichen eiförmigen Heidegegenden zum Herzen desselben überraschend. Da, „wo der Hirt in halb somnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert, als sein gleichfalls somnambuler Hund und seine Heidschnucken“, wo nur Schwärme von Krähen sich im Sande baden und das mövenartige Geschrell der jungen Kibitze aus Stachelsträuchern ertönt, wo nur hier vor zerstreut liegenden Hütten sich Kinder im Sande wälzen oder Käfer fingen, tauchen allmählich Baumgruppen und Wiesenflächen auf, tönt uns das Geschmetter zahlloser Singvögel entgegen, gaukeln auf Heideblumen Schwärme blauer und milchweißer Schmetterlinge. „Fast jeder dieser Weidegründe“ — so schildert uns die westfälische Nachtigall Annette v. Droste-Hülshoff diese Gegend — „enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillierte Schalen niederfallen und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit, der die holländische Marine mit Masten versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterdust, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die lang gestreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenen Auge nach den Kindern zu schauen scheinen, welche hellfarbig und gescheckt, wie eine Damwildherde, sich gegen das Grün des Waldbodens oder den blassen Horizont abzeichnen, und in wechselnden Gruppen

*) Über die Bedeutung der Benennung „rote Erde“, vermutlich mißverständnernermaßen für das plattdeutsche „raue Erde“, d. h. rauhe oder bloße Erde mit Bezug auf die auf freiem Felde abgehaltenen Femgerichte haben wir uns schon im vorigen Bande bei Dortmund ausgesprochen. Nach andern bedeutet „rote Erde“ soviel wie „rotsteinichte“ von den vielen Thonsteinen, die der Boden enthält.

durcheinander schieben, da die Heiden immer Allmenden sind und jede wenigstens 60^o Stück Hornvieh und darüber enthält. . . . Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eins, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahenschrei oder ein aus seiner Laubperücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Gott“ oder „Haver“ hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grell anschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir wie ein liegender Balken durch das Gestrüpp des Erdwalles zeichnet.“ Doch hat Luxus und Industrie diesen Typus schon hier und da verwischt. Anders ist wieder der Charakter des Paderbornerlandes, wie wir ihn im vorigen Kapitel geschildert haben: unabsehbare Getreidefelder oder steiniger Boden bis in die Nähe der quellenreichen Paderstadt. Daran grenzt im Osten das romantische, aber auch schon ziemlich durchlichtete Gebirge des klassischen Teutoburger Waldes, wo in Sommernächten Tausende von Leuchtwürmchen an jeden Zweig ihre Laternchen hängen. Auch fehlt es nicht an grünen, quellendurchrieselten Thalschluchten, an anmütig gelegenen Bergschlößchen und reizenden Felspartien; doch die Dörfer daselbst gehören zu den elendesten und rauchigsten Westfalens. Einer der romantischsten Teile des Landes beginnt mit der Gegend von Corvey links und rechts mit der Grafschaft Mark. Wir haben im zweiten Kapitel dieses Bandes und im vierten des vorigen Abschnitts in Band V. die reizenden Weserlandschaften sowie Ruhr und Lenne eingehender geschildert. In der einen Gegend bilden die segelnden Fahrzeuge, in der andern das Pochen der Hämmer das belebende Element. Die kühnen Gebirgsformen der Ruhrgegend gehen dann von der höchsten romantischen Wildheit zur Ode im Sauerlande über. Wir erinnern an das Sundwiger Felsenmeer, „wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen“, an Klusenstein und die feenhaften Tropfsteinhöhlen, an die schäumenden Wehre und Mühlräder, an die Berührung der unverdorbenen Natur in ihren grotesksten Formen mit den Künsten und Gewerken der Industrie. Wir treten dann in das von der Natur minder gesegnete Sauerland ein, von dem Karl der Große gesagt haben soll: „Dieses ist mir ein saures Land geworden!“ Doch die richtigere Etymologie als „Süderland“ ist bereits gegeben. „Das Gebirge ist wasserreich und in den Thalschlünden das Getöse der nieder-rauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhand nehmenden Fichtenwäldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. Überall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen zum Teil noch nicht ergründet sind und an die sich Sagen von Wege-lagerern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach, sonderlich, wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich mindestens eines poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhu in den Spalten lebendig wird und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hochöfen wie glühende Rachen gähnen, wirre Funken Säulen über sich aufblasen und Baum und Gestein umher mit rotem Brandscheine überzittern.“

Das alte Sachsenvolk und sein Glaube. Dies ist also in allgemeinen Umriffen das Land Westfalen zwischen Rhein, Weser und Ems zur Zeit Karls des Großen; dazu kommen noch die Striche zwischen Weser und Elbe, das eigentliche Ostfalen und das zwischen beiden in der Enge liegende Engern, von dem wir jedoch heutzutage weder geographisch, noch mundartlich alles zu Westfalen rechnen können. Woher der Name Falen etymologisch stammt, darüber ist viel gestritten worden. Die einen halten es gleichbedeutend mit „Fohlen“, d. h. junges Pferd, wie denn Wittekind ein springendes Pferd in seinem Banner als Wappen gehabt haben soll; andre denken an den Grenzpfahl zwischen Ost- und Westfalen, wieder andre vergleichen ein altdeutsches Wort phal mit dem englischen fellow, d. h. Kamerad, Bursche, noch andre falen mit dem lateinischen regio, d. i. Gegend, und manche haben sogar eine Verwandtschaft der Falen mit den Vandalen finden wollen. Zu Tacitus' Zeiten saßen hier die germanischen Stämme der Brukterer, Sigambrer, Marsen, Angrivarier und Cherusker, also die Völker im Nordwesten Deutschlands, die besonders in den Eroberungszügen des Drusus und Germanicus eine wichtige Rolle gespielt und dem großen römischen Geschichtschreiber den Hauptstoff zu seinem unsterblichen Werke Germania geliefert haben. Hier besonders um Weser, Ems, Ruhr und Lippe siedelten sich die Urgermanen im Eichengrün und in abgetrennten Hainen an und bauten ihre Blockhütten an Quellen oder Bächen — sicut fons aut nemus placuit — und noch heute erinnern die „rauchgeschwärzten, erntekranzgeschmückten Scheunenthore“ der zerstreut liegenden westfälischen Bauernhöfe im Münsterlande an die Vorfahren der jetzigen Westfalen. Später gingen die genannten germanischen Völkerschaften in den großen Bund der Sachsen auf, welche 32 Jahre lang mit einer seltenen und bewundernswerten Hartnäckigkeit gegen Karl den Großen ihren alten Glauben und ihre alten Sitten verteidigten. Und so zäh hielten sie an ihren uralten, von den Vätern ererbten Bräuchen, daß fast nirgendswo in ganz Deutschland sich noch so viele Spuren des frühern Götterglaubens und Heidentums erhalten haben, wie in Westfalen. Wir können hierfür nur einzelne Beispiele aufführen, weil uns einzelne einzugehen uns zu weit führen würde. So erzählt man heute noch in Westfalen von dem „wildem Jäger“ auf milchweißem Rosse, welches Feuer aus den Nüstern sprüht; sein Haupt beschattet ein breitkrempiger Hut und seine Schultern bedeckt ein faltiger Mantel, davon er den Namen „Hackelbärend“, d. h. der Mantelträger, führt. Auch Hackelberg wird er genannt und in anthropomorphistischer, d. h. vermenschlichender Weise mit einem wilden Oberjägermeister Hans von Hackelberg identifiziert; wegen seiner tollen Hezjagden selbst an Sonn- und Feiertagen sei er verwünscht worden, in Ewigkeit zu jagen. Der deutsche Dichter Bürger hat darüber eine herrliche Ballade verfaßt, und bekannt ist auch das Epos von Julius Wolff: „Der wilde Jäger“. Ursprünglich war es aber niemand anders als der Sturm- und Totengott Wodan, der mit seinem „wütenden Heere“ (Wode-Heer) durch die Lüfte sauste, begleitet von Eulen und Raben, wilden Rüden und einem ganzen Jagdtroß. Wir verweisen des weiteren auf das neuerdings in gleichem Verlage in dritter Auflage erschienene mythologische Werk von Dr. W. Wagner: „Unsere Vorzeit“. Im spätern Volksaberglauben ward der Gott zum Teufel mit „des Jägers grünem Kleid“, dem Windmantel, dem Pferdefuß oder zum verführerischen Spielmann, der mit seiner Querpfeife, wie Wodan mit dem Hifthorn, die

Menschenfeelen hinter sich her zieht. Damit hängt auch wohl die Rattensfängersage zusammen, wie wir im zweiten Kapitel dieses Abschnitts erörtert haben.

An Wodan, den Erntegott, erinnern noch die Gebräuche in Schaumburg-Lippe, das ehemals zum Buckigau, also zu Engern gehörte, zu Anfang dieses Jahrhunderts. Am Schlusse der Roggenernte wurde dort den Arbeitern das Wodansbier, sogenanntes Wodelbier, gereicht. Auf ein gegebenes Zeichen hielten plötzlich alle Arbeiter inne, stellten die Sensen senkrecht vor sich hin, schlugen mit dem Wehstein, gossen etwas Milch oder Bier auf den Acker und tranken darauf. Dann setzten sie den nicht ganz geleerten Krug auf die Erde, schwenkten die Hüte und riefen, um eine letzte stehengebliebene Garbe herumtanzend:

„Wold, Wold, Wold!
Der Himmelsrieser weiß, was geschieht,
Stets er vom Himmel hernieder sieht.
Er hat volle Krüge und Büchsen.
Auf dem Holze wächst mancherlei.
Er war nicht Kind und wird nicht alt.
Wold, Wold, Wold!“

Danach klopfen die Weiber die Brotkrumen aus ihren Körben auf den Acker aus und die Männer gossen die Meige ihres Getränkes zur Erde. Die letzte stehengebliebene Garbe nannte man Waulroggen, d. h. Wolds- oder Wodansroggen. An den Vegetationsgott Wodan erinnern noch viele Gebräuche mit dem „Schimmelreiter“ und „Maikönig“, an den im Winter im unterirdischen Schlosse schlafenden Gott die Sagen von verzauberten Kaisern und Helden. Geheiligt und geopfert wurde ihm als dem „Schimmelreiter“ das Roß; als Cäcina (15 n. Chr.) sich dem Schauplatze der Varianischen Niederlage nahte, fand er viele Pferdeköpfe an Bäumen aufgepflanzt. Aber auch Menschenopfer bluteten ihm, wie denn die Tribunen und Centurionen des Varus an Altären geschlachtet wurden. Daß man namentlich im Teutoburger Walde, dem Osning, das germanische Asgard, d. h. die Göttersitze unsrer Vorfahren, nachzuweisen versucht hat, ist bereits im dritten Kapitel dieses Abschnitts erörtert worden. Vielfach haben sich altheidnische Gebräuche in christlichem Gewande zur Zeit unsrer Feste erhalten; so steckt in dem Knecht Ruprecht des kinderfreundlichen Bischofs Nikolaus Ruodperacht, der Ruhmumglänzte, d. i. Wodan, der Wunschfüller und Gabenspende. An Stelle früherer Wodansheiligtümer traten Kapellen des Erzengels Michael, und ebenso vertrat der heilige Martin, dem zu Ehren man in vielen Gegenden eine Gans verspeist, den Erntegott Wodan.

Nicht minder hat Westfalen die Erinnerung an Wodans gewaltigen Sohn, den Donnergott Donar, bewahrt. Sind doch in einem der ältesten literarischen Denkmale über den Glauben unsrer Vorfahren, in einer niederfächsischen Abschwörungsformel aus dem 8. Jahrhundert, die drei Namen der Hauptgöttheiten der alten Sachsen genau verzeichnet, nämlich Wodan, Donar und Saxnot (= Zio, Cheru, der Kriegsgott). Donars Name und sein Hammer klingen noch in gemeinen Flüchen nach; ja, im niederdeutschen Gebiete flucht man geradezu: „Dat di de hamer!“ An vielen ihm geweihten Stätten stand die ihm geheiligte Eiche, wie bei Warburg an der Diemel, neben einem Donnersberg. An Donar, den Beschützer vor Seuchen, gemahnen die noch auf dem Lande üblichen Notfeuer, durch die das Vieh getrieben ward. Unzählige Gebräuche haben sich im Volksaberglauben, besonders auf dem Lande erhalten, welche an den

Gewitter- und Frühlingsfommengott Donar erinnern. In Legenden, z. B. der vom heil. Petrus, verbirgt sich des Heidengottes Gestalt; wie Wodan, mußte auch er zum Teufel werden: er ließ ihm von seinen Ziegenböcken Bocksgestalt und Bocksgeruch.

Von dem dritten Gott Zio oder Cheru sollen verschiedene Ortsnamen, wie der Desenberg, die Gresburg und auch der Volksstamm der Cherusker sich herleiten; nach seinem Schwerte sax (woher auch der Beiname Sarnot) nannten sich die alten Sachsen. Von dem rätselhaften Gott Irmin oder Hermen, der ihm errichteten Irminsül und dem namensverwandten, vielleicht zu einem Nationalgott erhobenen Stammesheros Hermann ist schon ausführlich die Rede gewesen. Ebenso von der Frühlingsgöttin Ostara, den davon abgeleiteten Ortsnamen und ihrem vermutlichen Kult an den Externsteinen bei Horn ist im dritten Kapitel dieses Abschnitts schon gesprochen worden. Und so haben wir im einzelnen überall bei Gelegenheit darauf hingewiesen, wie sich Erinnerungen und Spuren germanischen Götterkultes in Westfalen erhalten haben, wie z. B. der Hellweg an die Totengöttin Hel erinnern könnte, die Hünenringe und Hünenbetten an die mythischen Riesen, wie in Gebirg und Gestein Erdmännlein und Kobolde spuken, wie Überreste heidnischer Opferstätten und Gottesverehrung sich vielfach wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vermuten lassen. Ja, der Teutoburger Wald scheint vor allem ein Brennpunkt heidnischen Kultes gewesen zu sein. Führt doch der Name Teutoburg auf ein Heiligtum eines Nationalgottes Teut. Im Bruckererd. h. im Münsterlande wohnte die germanische Seherin Veleda in einem hohen Turm an der Lippe und genoß göttliche Verehrung. An Holda, die Vorsteherin der Mal- und Gerichtsstätten, erinnert die ihr geheiligte Linde, die Femlinde bei Dortmund. Ja, auch die Heldensage scheint sich in Westfalen lokalisiert zu haben; so sucht man das Susat des Niflungensliedes, wo die Egelburg gestanden haben soll, in Soest und will dort noch Gunnars Schlangenturm und ein Högnis Thor nachweisen. Dies möge genügen zum Beweise, daß es in Westfalen an mythologischen und sonstigen Erinnerungen an Sagenhelden nicht fehlt.

Westfälischer Volkscharakter. Was nun das Volk der Westfalen betrifft, so ist es, wie Seb. Münster sagt, „gesund und stark von Leib und eines festen und unerschrockenen Gemütes“. Von dem derben, urkräftigen Menschenschlag erzählt Freiligrath in der Einleitung zum „Malerischen und romantischen Westfalen“ folgendes: „Als der Kronprinz von Preußen auf einer seiner Reisen (1839) durch die Provinz einen Tag in Soest sich aufhielt, ritt auch eine Deputation aus der „Börde“ bei ihm vor, an die 200—300 Bauern stark. Ein prächtiger Zug! Stämmige Männer und stämmige Pferde, hellblaue Röcke und breittrempige Hüte, wenig Sporen und die Zügel meist in der rechten Hand, aber die Fersen in den Flanken, die Linke mit dem Hute hoch in der Luft, und so in Trab oder Galopp, wie es dem Gaul eben anstand, mit Hurraruf an dem Prinzen vorbei. Ich habe lange nichts gesehen, was mich mehr gefreut hätte. So denke ich mir, muß ein Angriff der Bruckerer gewesen sein: wenig Ordnung, aber Mut und Feuer, und wo er einhaut, da wirft er. Es mag dem Kronprinzen Glänzenderes und Feineres auf seiner Reise veranstaltet worden sein, aber Ehrlicheres und Nationaleres schwerlich. Er hat auch herzlich gelacht, als er aus dem Fenster herab dankte, und es war nicht das Lachen des Spottes oder der Geringschätzung. Wie wollte es auch? Aus solchen Stämmen

haut sich die Staatsburg ihre Palissaden zurecht; das siebente Armeekorps ist eins der stämmigsten und markigsten im ganzen Heere.“

Der Chronist Grand beschreibt das Land als „kalt, des weins und treyds dürfftig, hier ist ihr tranck, schwarz brod yhr speyß, Rheinisch wein dahin geführt sein theur, den trinken nur die reichen und selten. Es seind die einwohner streitbar und sinnreich leut, daher das sprüchwort kumpt, die Westvalen gebeeren meer schalkhaftig und hinterlistig leut, denn thoren und narren.“ Auch Zanffon schildert das Westfalenvolk „als ein beharrliches und ernstes, das anfangs schwer von seinem ererbten Glauben zum Christentum bekehrt werden konnte, dann aber die neue Religion treu bewahrte und verbreitete. Ihren Sinn für Wissenschaft, Bildung, Tugend und ehrbare Künste bekunden viele und große Gelehrte auf geistlichem wie weltlichem Gebiet.“ Nicht so günstig klingt das Urteil Auswärtiger, die sich über die Verbtheit des westfälischen Volkscharakters und die Schroffheit ihrer Lebensweise aufhalten, deren Magen der schwere Pumpernickel, der westfälische Schinken, die fette Mettwurst u. dergl. nicht munden. So wickelt Justus Lipsius folgendermaßen: „Hier leben Halbmenschen, die edlen Geschlechter der Suilli, Scrofi und Porci. Dünnbier macht den Anfang meines Mahls an einem Feuer unter Fuhrleuten und Schweinetreibern, und dann kommt roher Speck, eine schwarze Masse von 4—5 Fuß Länge, Brot genannt, dann Kohl in Schweinesfett schwimmend, den sie wie Ambrosia nicht essen, sondern fressen, und das letzte Gericht ist stinkender, flüssiger Käse — sie scheinen ihn für Jupiters Gehirn zu halten. Komme ich wieder zu euch, so werdet ihr in mir einen Vogel Strauß finden, der alles verschlingt. Auf der elendesten Schlafstelle soll ich schlafen neben Kagen, Kälbern und Pferden, über mir Hühner, unter mir Schweine; meine Kleider habe ich seit acht Tagen nicht vom Leibe gebracht. Ewiger Wind und Regen — kein Cyniker hat je erduldet, was ich erduldet habe.“ Das ist, gelind gesagt, eine starke Übertreibung, oder der gute Mann hat es gerade einmal recht schlecht getroffen. Übrigens glauben wir, daß es „bei Fuhrleuten und Schweinetreibern“ nirgendswo appetitlicher hergeht, es sei denn beim homerischen „göttlichen Sauhirt Gumäus“. Dem gegenüber steht die anmutende, allerdings etwas idealisierte Schilderung des „westfälischen Hoffschulzen“ in Zimmermanns klassischem „Münchhausen“. Da leuchtet uns die „knorrige, aber durch und durch gesunde und ehrenwerte Gestalt des westfälischen Bauern mit seinem tüchtigen Konservatismus, seinem Mangel an Interesse am Allgemeinen und seinem Hang zum Partikularismus, seinem unbeugsamen Rechtsinn“ (und die preußische Regierung weiß letztern Vorzug wohl zu würdigen, denn die höchsten Stellen in der Justiz sind fast durchweg mit Westfalen besetzt) in vollster Wahrheit und mit wohlthuender Wärme entgegen. Ja, der Konservatismus im echten Sinne des Wortes ist der Grundzug des westfälischen Volkscharakters. Dies zeigt sich vor allem in dem starren Festhalten an dem Ererbten und Angewöhnten, daher erklären sich die erbitterten Kämpfe der Sigambren, Bructerer, Marsen und Cherusker gegen die Römer, die Vernichter ihrer lieb gewordenen Traditionen, die ausdauernden, blutigen 32jährigen Kriege der Sachsen gegen Karl den Großen, den Feind ihres alten Glaubens. Daher erklärt sich das Absperren gegen alles Neue und Fremde, das treue Bewahren des Typischen, das sich besonders in der Unveränderlichkeit der westfälischen Bauernhöfe im Münsterlande zeigt, das zähe Festhalten an

alten Sitten und Bräuchen. Daher kam es denn auch, daß sich die Femgerichte so lange in Westfalen erhielten. So erscheint dem Fremden oft das Wesen der Westfalen verschlossen, unzugänglich, wenig mittheilbar, gegen Neuerungen und Luxus abwehrend und mißtrauisch. Ein Sprichwort sagt, „man müsse mit einem Westfalen erst einen Scheffel Salz geessen haben, ehe man mit ihm warm werde.“ Man kann sich oft die Zunge lahm schwächen und bekommt von ihnen keine andre Antwort als: „Nu eben“ oder: „Das soll wohl sein!“ — Ihr verbes, oft ungeschlachtet, an die Hünen der Vorzeit erinnerndes Äußere hat die launige Anekdote veranlaßt, daß einst Jesus mit Petrus beim Spaziergange mit dem Fuße an knorrige, auf der Erde liegende Eichstämme angestoßen wären, worauf sich diese plötzlich belebt und als Westfalen vorgestellt hätten. Andre Anekdoten und Sprichwörter über westfälischen Volkscharakter haben wir im vorigen Bande in den beiden vorletzten Kapiteln mitgeteilt. Ihr offenes, ehrliches Wesen, fern von aller Glätte und Heuchelei, vermöge dessen sie alles ungeniert herauszusagen, hat sie wohl auch bei aalglatten Handschuhgecken in den Berruf der Grobheit gebracht. Am ungünstigsten urteilen deshalb die verwöhnten Franzosen über sie. Besonders hat der böshafte Voltaire es die Westfalen entgelten lassen, daß sie ihn zu Brackwede bei Bielefeld für den großen „Alpen“ (Leibaffen) Friedrichs des Großen gehalten und ihm sogar mit Stöcken auf seine knöchernen Finger schlugen, die er zum Rutschenschlag herausstreckte. Er nennt ihre Wohnungen „große Hütten, darinnen „Tiere“ leben, die man Menschen nenne, vermischt und traulich mit andern Haustieren zusammen“, und ein anderer Franzose sagt, wenn man von Westfalen nach Holland komme, sei es einem, als ob man „aus einem Schweinestalle in einen niedlichen Garten trete.“

Damit nun der Leser einen richtigen Begriff von dem Aussehen eines echten westfälischen Bauernhauses und dem Leben darin erhalte, wollen wir es versuchen, nach eigener Anschauung ein Bild davon zu entwerfen, das die Mitte halten soll zwischen böshafter Entstellung und voreingenommener Übertreibung wie Idealisierung und Verschönerung. Bei unserm Besuche passierte uns allerdings etwas Komisches, das aber wohl jedem Städter in einem Bauernhause begegnen kann. Auf unser neugieriges Fragen nach allen Räumen öffnete uns die mißtrauische Eigentümerin, die wohl in uns so etwas wie einen „Steuerboten“ gewittert haben mag, mit einiger Bosheit auch einen unnennbaren Raum, begleitet von einer nicht zu wiederholenden Einladung.

Ein westfälischer Bauernhof. Wir stehen vor einem großen einstöckigen (bisweilen auch zweistöckigen), aus weiß und gelb angestrichenen Wänden von Fachwerk bestehenden, nur mit Stroh gedeckten Wohnhaus, von dessen Giebel zwei Pferdeköpfe in Holz geschnitzt herabschauen. Die ziemlich bedeutende Länge ist in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite befindet sich die Hauptöffnung, zugleich die Einfahrt, welche zunächst auf die Tenne führt. Zu beiden Seiten, rechts und links von der Tenne, sind die Pferde- und Kuhställe, über ihnen die Speicherräume zur Aufbewahrung des Futters. Wenn wir also durch den Haupteingang in das Wohnhaus eintreten, kann es uns allerdings passieren, daß uns zuerst das liebe Vieh „Guten Tag“ zubrummt und uns dazu noch umgekehrt, mit den wedelnden Schwänzen empfängt. Wir überschreiten die durchaus nicht schmutzige, sondern glattgelegte Tenne und kommen zu dem zweiten

dahinter liegenden, von der sogenannten „Däle“ durch ein Kammerfach getrennten eigentlichen Wohnraume. Dies ist aber nach unsern Begriffen mehr eine Küche. Aus ihr führen übrigens von seitwärts zwei Thüren rechts in den Hof, links in den Garten. In der Mitte dieses Wohnzimmers befindet sich der riesige Kochherd mit schwarzer, umfangreicher Überdachung, worin die famosen Schinken, Würste und Speckseiten geräuchert werden. In der Mitte steht der große Familientisch. Links davon ist eine Kammer, die wohl in der Regel zum Schlafräume benutzt werden mag; ein Fenster führte nach der Tenne, ebenso von dem Wohnraume aus, wohl damit der Herr übersehen kann, was dort geschieht.



Westfälische Bauern. Zeichnung von A. Kretschmer.

In dem Hause, das wir einsahen, zeigte man uns als Schlafstuben kleinere, wie auf einer Galerie des Wohnraumes gelegene Räume; sonst befinden sich wohl auch altkobenartige Schlafstellen in sogenannten Schlafschränken an den Wänden des Wohnraumes herum, deren Thüren abends geöffnet werden. Das Gesinde schläft in Verschlagen beim Vieh oder auf dem großen Bodenraume über demselben. Kleine Anbauten an der Tenne beherbergen Hühner und Tauben. Statt des Schornsteins dient eine Öffnung („Lüke“) in der obern Balkenlage; unter den Wohnräumen befindet sich der Keller. Das ganze Haus ist von Bäumen, oft von hundertjährigen Eichen beschattet, die ihre Äste auf das bemooste Dach senken.

So ist der Herd das eigentliche Zentrum des ganzen Hauses, von dem die Hausfrau drei Thüren nach der Tenne und rechts und links nach beiden Seiten

überfieht, Kinder, Gefinde und Vieh im Auge behält, sitzend, alles regiert und ständig spinnt oder kocht. Ebenso kann sie von ihrer Schlafstelle hinter dem Feuer alles kontrollieren. Das rings herabhängende niedrige Strohdach schützt die Wände, „hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh“ und kann leicht ausgebessert werden. Ebenso schützt ein großes Vordach das Haus nach Westen und überdeckt die Schweinekoben. Vor der Ausfahrt liegt der Mistpsuhl breit da, wo angespannt wird. So ist also alles einfach, aber bequem und zweckmäßig eingerichtet.

Auf der rechten Längenseite liegt der geräumige Hof mit Stallungen und Scheuern und gegenüber ein Baumgarten. Da sieht man außer kräftigen Obstbäumen Rasenplätze, Gemüsebeete und auch einige Blumenanlagen etwa von roten Essigrosen oder gelben Feuerlilien. Hinter dem Garten dehnen sich die Wiesenflächen aus, Weideplätze besonders für die Pferde. Hecken und Gräben umschließen sie und an der einen Seite liegt ein Weiher, in dem Karpfen wimmeln. Das ist der Regierungsbezirk des echten westfälischen Bauern, hier hantiert er, ordnet er an und kommandiert. Ein solches Terrain schildert uns Zimmermann in seinem reizenden „Oberhof“. „Da liegt der geräumige, reinlich gehaltene Hof mit seinem großen Strohdach, von einem Blütenregen des nahen knorrigen Birnbauens bestäubt, an ein Gehölz sich lehrend, dessen auffallend fastiges Grün der üppigste Epheu umrankt; geschäftig umherwerken in Speicher und Backhaus alle die stehenden Charaktere einer solchen Landwirtschaft; der verdrießlich gutmütige „Baumeister“ oder Großknecht spannt die Pferde ein, der Hoffschulze hämmert an einem schadhast gewordenen Rade und schlägt dem Füllen auf die Schnauze, das ihm schnuppernd Kneifzange und Nägel auseinander stößt; die Enten auf dem Teiche schreien ihre langgezogenen melancholischen Töne aus, die Lerche trillert gellende Laute, einer der Knechte schärft mit Hammerschlägen seine Sense — überall Geräusch und Lärmen und dennoch eine tiefe Stille, eine wie ruhig schlummernde Natur: es ist, als ob die Töne aus der Natur hervorquollen, das Geräusch ihres arbeitenden Schaffens wären, die Menschen, die Tiere sind wie eins mit ihr, Teile von ihr, sie stören ihren Willen, ihr Wesen nicht, und ihr Wesen ist ruhige Stille. Setzt eine Fabrik, eine Dampfmaschine hierhin und das Geräusch wird euch unerträglich scheinen: der Lärm, den der hämmernde Knecht macht, stört euch nicht, und wäre er zehnmal ärger; er stört die friedliche Idylle nicht, die über dem patriarchalischen Hofe schlummert und nur erwacht, und wie eine blühende schmucke Lisbeth mit den kerngesunden Wangen, dem blonden geschniegelten Haare, den Augen so hell und rein blau, wie die blauen Blumen einer holländischen Theeschale, vor euch tritt, wenn ein Zimmermann sie aus dem Schlafe aufruft.“ Also charakterisieren westfälische Dichter den Reiz einer ländlichen Idylle ihrer Heimat.

Das väterliche Erbe erbt in der Regel der älteste Sohn, wie Wolfgang Müller in seiner „Mailkönigin“ seinen Helden Keiner sprechen läßt:

„Der Reichtum all wird nie geteilt;
Wenn dort den Bauer der Tod ereilt,
Dann tritt der ältste Sohn ins Erbe.
Die andern Kinder trifft das herbe
Und kalte Los, im Dienst zu stehen
Des Bruders oder fortzugehen
In alle Welt und in den Fernen

Zu folgen gut und bösen Sternen.
Der Bauer macht's dort wie der Adel.
Ist's Recht, ist's Unrecht? Keinen Tadel
Will ich der alten Sitte sprechen.
Und wollt' ich's, nimmer kann ich brechen,
Was aus Urbäter Zeiten kommt,
Ob es auch schlimm der Nachwelt frommt.“

Trotz des Selbstgefühls eines solchen ländlichen Autokraten ist das Verhältnis zu seinem Gesinde in der Regel ein sehr patriarchalisches. Knechte, Mägde, Kinder und Kötter (Tagelöhner) rufen ihn beim Taufnamen oder direkt mit „Zui“ (Ihr), während er alle mit „Diu“ (Du) anredet. In höherem Alter heißt er gewöhnlich „Hiusva“ (Hausvater) und seine Geliebte „Hiusmoime“ (Hausmuhme). Die größeren Kinder müssen dem Gesinde helfen und sind demselben eher unter- als übergeordnet. Bei den Tisch- und Abendunterhaltungen müssen sie, wie die Kinder der Spartaner, schweigen und dürfen sich nach dem westfälischen Sprichwort, bevor das achtzehnte Wort gefallen, nicht einmischen.

In Abwesenheit des Hausherrn und der Hausfrau führen Großknecht und Großmagd das Regiment und müssen auf Ehre und Vorteil des Hauses bedacht sein. So gilt es gewissermaßen für die Pflicht des Knechtes, seinem Herrn das Korn zu stehlen, aber nur — um dessen Pferde zu füttern. Als Lohn erhalten die Dienstboten außer barem Gelde teils Leinwand, teils besät der Herr ein Saatsfeld mit Weizen zu ihrem Nutzen. Der Flachs ertrag wird dann an den Winterabenden zu Garn versponnen; ihn liegen zu lassen oder zu verkaufen, gälte für Schande. Das Gesinde ißt mit der Herrschaft an demselben Tische, sommers in der Tenne, winters in dem Hauptwohnraume. Hat eine Magd das Nötige gespart, so daß sie eine Kuh und das erforderliche Hausgerät anschaffen kann, so darf sie heiraten. Die „jungen Leute“ werden dann vom Brotherrn als „Kötter“ ins Haus genommen und im Hofe und auf dem Felde beschäftigt. Überhaupt sucht ihn der Brotherr für seine allerdings oft unvergüteten Arbeiten auf alle nur mögliche Weise zu unterstützen, ja auch gerichtlich zu vertreten.

In betreff der Vererbung scheint im Gegensatz zu der von mir erwähnten Sitte, den Ältesten zu berücksichtigen, ausnahmsweise auch der Brauch zu herrschen, dem jüngsten Sohne oder der jüngsten Tochter das Gehöfte zu vermachen und die älteren Geschwister mit einer verhältnismäßig geringen Geldsumme abzufinden. Als Schwiegertochter wird nur ein Bauernmädchen mit entsprechender Mitgift aufgenommen. Diese Mitgift besteht teils in barem Gelde, teils im Brautwagen (Brautwagen), zu welchem Pferde, Kühe, Wagen, Leinenvorrat, bestimmt vorgeschriebenes Hausgerät u. s. w. gehören. Nachbarn und Verwandte bringen noch Beisteuern an Flachs und Lebensmitteln.

Die Hochzeit selbst findet schon auf dem Gehöfte des jungen Paares statt. Auf dem des Bräutigams versammeln sich am Hochzeitstage die jungen Bursche, auf dem der Braut die Frauen und Mädchen im höchsten Staate. Der Braut wird eine Krone fest ins Haar gedrückt, damit sie ja nicht herabfallen kann; dies wäre ein schlimmes Zeichen. Dann geht's feierlich zur Kirche. In hellblauen Röcken und breitkempigen Hüten reiten die jungen Bursche stolz auf mutigen Rossen daher, und der nächste Verwandte hat die oft mit Spiegeln und Flittergold reichgeschmückte „Flüggebraut“ hinter sich auf sein mit bunten Bändern verziertes Ross gehoben. Nach der Trauung traktieren die jungen Bursche den jungen Ehemann oft mit ziemlich unsanften Stockschlägen, damit er seine Frau mit solchem Leid verschone. Dann reitet er, vom Dorfmusikanten (oft dem größten Ausschneider und Viederjahn) begleitet, auf seinen Hof, um seine junge Frau mit einem Brote und einem Krüge Bier gastlich zu empfangen. Das Brot, in welches Geld hineingebaden ist, verteilt die neue Hausfrau unter die Armen. In Saus und Braus werden dann noch einige Tage verjubelt.

Sitten und Volkstypen. Besondere Hochzeitsgebräuche waren im Münsterlande noch bis in die neuere Zeit im Schwange, wovon uns Annette v. Droste-Hülshoff in ihren „Bildern aus Westfalen“ sehr anziehende und interessante Schilderungen entwirft.

Nachdem die Verlobung durch Verwandte oder sonstige gute Freunde, oft ohne daß sich das junge Paar selbst persönlich kennen gelernt hat, zustande gekommen und der Kontrakt symbolisch durch Auswechslung alter Schaumünzen geschlossen ist, werden durch den „Gastbitter“ die nächsten Nachbarn, die aber oft eine halbe Meile entfernt wohnen, zum Hochzeitsfeste geladen. Am Tage vorher bringen die Verwandten und Freunde ihre Hochzeitsgaben, meistens bestehend in Nahrungsmitteln. Am Hochzeitsmorgen besteigt die Braut im höchsten Putz einen mit Fahnen und Goldflitter geschmückten Wagen, der zugleich ihre Ausstattung enthält, und fährt in demselben allein unter Thränen ab. Hinter ihr folgen andre Wagen mit den Brautjungfern und Nachbarinnen. Neben diesen traben auf dicken Ackergäulen die Bursche unter Hutschwenken und Suche einher. In der Pfarrkirche trifft die Braut den Bräutigam mit seinem Gefolge. Nach der Trauung geht dieser als der einzige Fußgänger neben dem Wagen seiner jungen Frau einher. In seinem Gehöfte empfängt seine Mutter die Neuvermählten mit den Worten: „Gott segne euren Ein- und Ausgang!“ In Ermangelung der Schwiegermutter besorgt den feierlichen Empfang der Pfarrer oder der Gutsherr. Beim Hochzeitsmahle muß der junge Gatte in Kamisol, Zipfelmütze und Schürze die Gäste bedienen, während seine Angetraute wie eine Prinzessin thront. Nach dem Hochzeitschmause beginnen auf der Tenne die landesüblichen Tänze, begleitet von einer höchst primitiven Musik. Das aus zwei Geigen und einer invaliden Bassgeige bestehende Orchester wird in der Regel noch durch ein paar Naturinstrumente, wie Topfdeckel, Futterschwinge, Rammharmonika ergänzt. Spirituosen werden wenig getrunken, aber desto mehr Kaffee, der in wahren Strömen aus vielen blanken Zinnkesseln eingegossen wird. Während des Tanzens wechselt die Braut, so oft sie kann, die Toilette bis zu ihrem gewöhnlichen Sonntagsanzuge. Das dauert so bis Mitternacht. Da entsteht ein Geflüster, das junge Volk drängt sich um die Braut und die Frauen suchen sich in den immer enger werdenden Kreis hineinzudrängen, um die junge Frau zu rauben. Nach langem Kampfe gelingt dies gewöhnlich einer bewährten Veteranin. Dann wird die neue Hausfrau zum letztenmale umgekleidet und mit der symbolischen Stirnbinde geschmückt. Sie ergreift nun ihres Mannes Hut und setzt ihn auf. Ihrem Beispiel folgen auch die andern anwesenden Frauen. Hierauf beschließt ein stattliches Frauenmenuett die Feier. Aber noch erübrigt den Gästen eine besondere und recht seltsame Aufgabe. Der Bräutigam ist nämlich plötzlich verschwunden; er hat sich offenbar aus Furcht vor seiner behuteten Frau versteckt. Man sucht ihn in allen Schlupfwinkeln, bis man ihn endlich an seiner herausstehenden Zipfelmütze hinter altem Gerümpel entdeckt. Er läßt sich mit weniger Sträuben in die Brautkammer führen, wie seine verschämte Gattin.

Übrigens unterscheiden sich Sitten und Gebräuche je nach dem Typus der westfälischen Bezirke. So kennzeichnet den Sauerländer, dessen Außeres ihn schon über die andern westfälischen Typen erhebt, ein gewisses spekulatives Wesen, angeborne Schlaueit und Verstandesschärfe. Dies beweist vor allem die hohe

Blüte seiner Industrie. Außerlich mehr südlich ist der Paderborner, auch in seinem Charakter leichtfertiger und leidenschaftlicher. In seinem Haushalte herrscht oft Niederlichkeit, ja mitunter kraßes Elend. Er weiß nicht zu sparen, sondern er verjubelt, so rasch er verdient. Sein Wesen neigt zu Trotz und Empörung. Davon geben Zeugnis die Wildddiebereien und die Schmuggelei. Dabei scheut er selbst vor blutigen Mordthaten nicht zurück. Auch gegen seine Frau ist er oft rauh und roh, und nicht selten läßt er sie den „braunen Heinrich“ (d. h. den Stock) fühlen. Demgemäß charakterisiert unsre Gewährsmännin Annette v. Droste-Hülshoff die Freierei dieser drei westfälischen Typen folgendermaßen: Der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, auf Geld und Erwerb spekulierend; der Münsterländer wie ein Herrnhuter, aus kindlichem Gehorsam und mit Gottergebenheit; der Paderborner dagegen wie ein derbes Naturkind, ja, sein Wesen hat etwas Wildes, fast Zigeunerhaftes. Daher haben alle Festlichkeiten der Paderborner in der Regel einen tollen und wilden Verlauf. Dies gilt namentlich von ihrer Fastnachtsfeier und von ihren Schützenfesten. Den letzteren folgt ein sogenanntes „Frauenschießen“, bei dem die Eheweiber, angeführt von der Frau des Schützenkönigs, in feierlichem Aufzuge zum Schießplatze ziehen, wie die Soldaten exerzieren und ihre Gewehre losfeuern, wie die Männer. Natürlich gibt es auch eine Schützenkönigin, und bei diesem Weiberregiment müssen sich die Männer alles gefallen lassen. Einen seltsamen Kontrast zu diesen geräuschvollen Volksfesten bildet die Begehung des Erntefestes auf Paderbornischen Edel- oder Pachtböfen. Hinter der Musik folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd sitzt, über sich die Stange mit dem funkelnden Erntekranz. Dann folgen die Dienstleute mit gefalteten Händen, die Männer barhäuptig; sie singen nach der alten Melodie des katholischen Ritus ein feierliches Tedeum — ohne musikalische Begleitung. Nur jedesmal bei dem dritten Verse löst die Musik ab, was einen überaus erhebenden Eindruck macht. Am Edelhofe angelangt, überreicht die Großmagd den Erntekranz mit einem artigen Spruch jedem Angehörigen des Hauses und hängt ihn an Stelle des alten über das Scheuerthor auf. Sodann beginnt die Lustbarkeit. Bei dieser Schilderung altwestfälischer Sitten darf nicht vergessen werden, daß die Neuzeit vieles davon verwischt hat.

Anderseits will es uns fast bedünken, als ob unsre Gewährsmännin die Paderborner etwas zu scharf kritisiert hat. Soviel leuchtet durch, daß sie ihre eignen Landsleute, die Münsteraner, mit besonderer Vorliebe dargestellt hat. Während sie schon äußerlich die Gesichter der Paderborner als zigeunerhaft malt, vergleicht sie die blondhaarigen und blauäugigen Münsteraner mit dem bekannten feinen Typus der Engländer; unter 20 Münsterländerinnen findet sie wenigstens 15 hübsche Engelsköpfe. Ebenso findet sie mehr Gefälligkeit, Uneigennützigkeit und Moral im Münsterland als im Paderbornischen. Mit poetischer Begeisterung spricht sie von den Münsterschen Volksballaden und versenkt sich mit Schwärmerei in das patriarchalische Stillleben ihrer Heimat. Soviel erscheint gewiß, daß die Abgeschlossenheit der einzeln liegenden Meierhöfe mehr dazu angethan ist, Sitteneinsamkeit und Unverdorbenheit zu bewahren als große Städte. Dies hat aber auch den Nachteil, daß die Münsterländer in Fortschritt und Kultur hinter den andern Westfalen zurückgeblieben erscheinen.

Volksaberglauben. Wie überall, besonders auf dem Lande, so haben sich auch in Westfalen viele abergläubische Gebräuche erhalten, so daß noch 1669, also acht Jahrhunderte nach Einführung des Christentums, der Große Kurfürst eine Verordnung zur Abstellung derselben erlassen mußte. So wird in einem interessanten Aktenstücke dagegen geeifert, „daß auf Matthia-Abend Blätter ins Wasser gelegt; auf Petritag der Söllvogel ausgetrieben; gewisse Leute durch Anblasen von Erbschmieden gebeutet; Schweinshaare ins Feuer gelegt, am Neujahrstage die Bäume gebunden; Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannis-tag in die Wände gesteckt, Geister verwiesen, Osterfeuer angezündet und dabei allerlei Gesänge mit Mißbrauch des Namens Gottes gesungen, auch viel Mutwille getrieben; bei Einlegung des Flachses ins Wasser zugleich Brot, Butter und Schmalz u. dergl. eingebunden und mit eingelegt; Johanniskränze oder Kronen angehängt; Opfer gebeten; die Behseichen gebüget; Erbbrunnen gegen gewisse Krankheiten gebraucht; auf Maitag das Vieh gequicket und die Quickerute an die Thüren und Hecken des Hofes ausgesteckt; auf drei Feiertage gesegnet; das Haar gegen gewisse Krankheiten abgeschnitten und mit Feuer verbrennt; item bei Leichen das Reesstroh verbrannt und das Totengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde; wie auch auf gewisse Tage das Bogelschießen gehalten worden“ u. s. w. Im Paderbornischen ist außer der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben besonders die Anwendung sympathetischer Mittel und das Besprechen im Schwange. So umwandelt der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen ein Feld, auf das er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, und schützt es vor Sperling, Würmern und Meltau. Ferner heilt er ein krankes Pferd vermittelt eines mit dessen Blute besprengten Tuches. Annette v. Droste-Hülshoff erzählt eine sehr charakteristische Geschichte derart. Als einst einige spottstüchtige Dachdecker einen Besprecher verhöhnten, welcher im Garten die Raupen mit seinem Zauberstäbchen von den Kohlköpfen bannte, drohte dieser, ihnen die Raupen aufs Dach zu schicken. Ein schallendes Hohngelächter war die Antwort. Da stellte unser Hexenmeister Stäbchen an die Wand ihres Gebäudes und alsbald zogen die Raupen kolonnenweise zum Dache hinan, so daß sich die Arbeiter ganz erschrocken flüchteten. Ob wohl die Zauberstäbchen mit stark riechenden Essenzen getränkt waren?

Die meisten dieser abergläubischen Gebräuche wurzeln in dem früher heidnischen Götzendienste, an dem die alten Sachsen ja so zäh hingen; mitunter aber sind sie auch ein seltsames Gemisch mit wirklicher Frömmigkeit. So wird der Tod eines Hausvaters im Münsterlande seinen Bienen angesagt mit den Worten: „Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot.“ Dies geschieht, damit die Bienen nicht wegziehen. Der Tote wird feierlich angezogen, erhält einen flimmernden Kranz und Strauß von künstlichen Blumen, damit er am jüngsten Tage in diesem Aufzuge möglichst feierlich vor Gott erscheine. Die Geister und Gespenster im Münsterlande sind in der Regel sehr harmlos und lassen sich durch Rosenkränze bannen, wie die „Sonntagsspinnerin“, der „diebische Dorfgräber“ und der „kopflose Geiger“. Ebenso unschädlich sind die „Timphüte“, kleine Männlein mit eisgrauem Bart und dreieckigem Hute, sowie die „Langhüte“, übernatürlich große, hagere Gestalten mit langen Schlapphüten. Bei Feuerbrünsten entweicht oft der Hausgeist, und dann gerät die abgebrannte Familie selbst bei Unterstützungen, wenn der „spiritus familiaris“ nicht wiederkehrt, in große Not.

Eine ganz eigentümliche Erscheinung ist das sogenannte „Vorgesicht“, vergleichbar mit dem „second sight“ der Hochschotten; es ist ein bis zum Schauen oder Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, das manchen Personen als besondere Gabe innewohnt. Man kennt dieselben gewöhnlich äußerlich an ihrem Flachshaar, ihrem geisterhaften Blick und ihrem durchsichtigen Teint. Ihre Gabe äußert sich besonders in Mondnächten; dann sieht der „Vorschauer“ Leichenzüge, kämpfende Heere, hört Worte selbst in fremder Sprache, die dann später wirklich an derselben Stelle gesprochen werden. Man erzählt sich hierüber höchst merkwürdige Geschichten, z. B. aus Napoleons Jugendzeit, während er noch auf der Kriegsschule zu Brienne war. Die Gabe des Vorschauens soll sich auch auf einen andern übertragen, wenn einer dem Vorschauer über die linke Schulter sieht. Im Festhalten dieser abergläubischen Gebräuche hat sich der Münsterländer am konservativsten gezeigt, wie auch sein Dialekt der ausgeprägteste ist. Besonders charakteristisch bei ihm ist die Aussprache der Zisch- und Rehl-laute; selbst das „g“ lautet wie ein „ch“. Auffallend für uns ist namentlich die Wiedergabe des Lautes „sch“, so daß beispielsweise das Wort „Schinken“ ähnlich klingt wie unser „Sinken“, oder besser getrennt gesprochen „S—hinken“, wie mit griechischen Buchstaben „σχιζεν“. Selbst nach vieljährigem Aufenthalte in der Fremde verliert der Westfale und besonders der Münsterländer das Eigentümliche seines Dialektes nicht. Weil nun gerade der Münsterländer sich am hartnäckigsten gegen jede Neuerung verschließt, erscheint er wohl dem Fortgeschrittenern als geistig beschränkter. Und wie es fast überall in deutschen Ländern einen Strich oder Flecken gibt, von dem man sich lächerliche oder dumme Streiche erzählt, so hat auch das Münsterland sein Abdera oder sein „Schilda“.

Beckum, das westfälische Schilda. Es ist das Städtchen Beckum bei Hamm an der Lippe. Man erzählt sich von ihm fast dieselben „Schwabastreiche“ wie von den Schildbürgern. So bauen sie ein Rathhaus, vergessen aber die Fenster, alsdann wollen sie das Sonnenlicht in einem Sacke auffangen und hineintragen. Ferner säen sie Salz, wollen einen Krebs als Schneider mit seiner Schere zum Tuchschneiden gebrauchen u. s. w. Dann lassen sie sich Pferdeäpfel für sogenannte Pferdeeeier aufschwätzen, ziehen einen Ochsen auf das Kirchturmdach hinauf, um dort das Gras abzuweiden, aber das Tier kommt dabei um, u. dergl. mehr. Einmal ward die Bürgerschaft durch großen Feuerlärm beunruhigt. Als sie aber mit Spritzen zu der vermeintlichen Brandstätte eilten, erkannten sie den Vollmond, welcher leuchtend hinter einem Berge hervortrat. Mit einer Nachbargemeinde machten sie aus, daß sie gemeinsam einen Verbindungsweg zwischen ihren Dörfern herstellen wollten und zwar auf der rechten Seite. Jede Gemeinde begann nun den Weg von ihrem Dorfe aus rechts, als sie aber in der Mitte zusammentreffen sollten, befanden sie sich auf entgegengesetzten Seiten, deshalb mußten sie die Verbindung durch einen besondern Quersweg herstellen. Sehr komisch berührt auch den Fremden ein Wegweiser mitten in der Stadt aus alter Zeit, worauf geschrieben steht: „nach Beckum“. Nachdem der hochwohlweise Rat von Beckum nach langem Hin- und Herreden sich endlich für den Bau einer Eisenbahn entschlossen hatte, legte man dieselbe ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt an, vermutlich, um sich nicht von dem Reisesieber anstecken zu lassen, oder um sich durch möglichste Abgeschiedenheit vor Ansteckung

fremder Sittenverderbnis zu wahren. Noch aus neuester Zeit wird uns von einem glaubhaften Zeugen berichtet, daß man bei einem Leichenfund zur Feststellung der Identität als besonderes Kennzeichen in das Protokoll aufnahm: „Spricht durch die Nase!“ Der bekannteste von den „Bedumer Anschlägen“ ist die auch poetisch verherrlichte versuchte Reinigung des Brunnens, in dem Volksliede: „De Biäkkemske Pütt“. Dem Bürgermeister in seiner Verlegenheit schlägt ein Bürger vor, eine lange Kette von Männern, die sich gegenseitig an den Händen festhalten, in den Brunnen hinunterzulassen. Aber dem obersten war das Halten zu schwer und plötzlich rief er aus:

„He halt ju Jungens fest, ik mot
Es in de Hände spiegen.
He deiht und ähr he'n Boum wir pot,
Dao lagden se all int deipe Lok.“

„He, halt' euch Jungen fest, ich muß
Erst in die Hände spucken.
Er thut's und ehe er den Baum wieder packte,
Da lagen sie alle in dem tiefen Loch.“

Westfalens Industrie. Den Gegensatz zu dieser, wie es scheint, langsamen geistigen Auffassung der Münsteraner bildet die Schlagfertigkeit der Sauerländer, von deren Wiß und Handelsgeist wir schon im vorigen Bande S. 344 ff. gesprochen haben. Vor allem beweist ihre reiche Eisenindustrie, daß man das Land Westfalen mit Unrecht „das deutsche Bötien“ oder die „Bendée“ des Deutschen Reiches genannt hat. Von den hierdurch ausgezeichneten Gegenden und Städten, wie Iserlohn, Altena, Dortmund, Hagen, Siegen, Hamm (Eisendraht) und besonders Essen u. a., haben wir gleichfalls im vorigen Bande ausführlich gehandelt. Bergegenwärtigen wir uns noch einmal kurz nach H. A. Daniel ein solches Eisenwerk. Gleich beim Eintreten betäubt uns das Rasseln und Donnern der von Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Räder und Hämmer. Berlegen wissen wir kaum wo ein noch aus. Kaum sind wir der gewaltigen Eisenstange eines Puddlers ausgewichen, so rasselt uns ein Kollwagen mit einem glühenden, weithin leuchtenden Eisenklumpen entgegen. Plötzlich zischelt eine feuerrote, rasch zunehmende Schlange vor unsern Füßen. Wir wollen uns flüchten, bleiben aber rasch vor einem sich rasend umdrehenden Rade stehen, das uns zu fassen droht. Endlich gelingt es uns, uns in Sicherheit zu bringen. Anfangs schwirrt es uns vor den Augen, aber zuletzt fixieren wir unsre Aufmerksamkeit, etwas von der Arbeit zu versorgen. Wir schauen in einem Ofen eine glühende Masse geschmolzenen Roheisens, in welcher ein Arbeiter mit einer schweren Eisenstange herumrührt. Um diese setzt sich ein rundlicher Ballen an, welcher mit einer kolossalen Stange herangezogen, auf einen eisernen Wagen geworfen und dann rasch unter den Hammer gebracht wird. So wird aus dem funkensprühenden Klumpen ein längliches Bierock, welches ein Wagen sofort unter die Luppenwalze führt. Hier formt sich das Eisen sprühend und knallend zu einer 3 cm dicken, 4 m langen Luppe. Sodann werden die Luppen mit einer Schere in Stücke geschnitten und in Paketen von 500 Pfund in den Schweißöfen geworfen, um von da wiederum glühend auf eisernen Karren zur Schienenwalze geführt und vermittelst Zangen unter dieselben geschoben zu werden. Unter lautem Geprassel fährt der stark glühende Block jetzt mehrmals hin und her, bis er endlich seine richtige Form und Länge bekommt. Nun wird das noch immer glühende Eisen auf dem aus Eisenplatten bestehenden Boden gerade gehämmert, dann von zwei aus dem Boden stehenden Kreisfägen in rascher

Umdrehung an beiden Enden beschnitten. Jetzt ist die Eisenbahnschiene fertig und das alles hat nur einige Minuten gedauert. In ähnlicher Weise werden unter andern Walzen, große Platten zur Zusammensetzung von Dampfkesseln, ferner Eisenbahnräder u. dergl. geformt.

Nicht minder bedeutend als die Eisenindustrie Westfalens sind die Leinwebereien im Ravensberger Land, besonders in Bielefeld und Herford (vergl. S. 78 ff.). Ungefähr dreißig Handlungsfirmen liegen in Bielefeld fast nur der Fabrikation von Leinen- und Damastwaren ob. Neuerdings sind großartige Flachspinnereien und mechanische Webereien (darunter die Ravensberger Spinnerei mit 24056 Spindeln und die Spinnerei „Vorwärts“ mit 8808 Spindeln, welche jährlich für $6\frac{3}{4}$ Millionen Mark Leinengarn produzieren) angelegt worden. Ferner in Bielefeld eine mechanische Weberei, die auf 540 Webstühlen jährlich 80000 Stück Leinen und Drell liefert. Um die Stadt Bielefeld und in den umliegenden Dörfern Heepen, Schildesche, Föllenbeck, Iffelhorst u. a. breiten sich Arbeiterwohnungen und großartige Bleichanlagen aus. Letztere haben z. B. 1873 ungefähr 140000 Stück Leinen und Damast und beiläufig 50000 Zentner Garn zu Kreasleinen gebleicht.

Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem rastlosen Geschurre der Spinnräder und Geclapper der Webstühle, bei denen man Männer, Weiber und Kinder unausgesetzt den ganzen Tag über beschäftigt sieht. Das liebliche Thal des Flüsschens Lutten (von „lauter“, d. i. rein), an welchem Bielefeld liegt, ist im Sommer mit unzähligen Stücken Leinwand bedeckt, die hier ihre schneeweiße Farbe erhalten.

Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin Viktoria 1858 diese Gegend besuchte, verehrten die Einwohner Mindens und Ravensbergs dem erlauchten Fürstenpaare außer einem Pumpernickel und einem weißen Roß (dem Symbol des westfälischen Wappens) ein Stück der feinsten Leinwand, worüber die englische Prinzessin staunend bemerkte, daß sie nie eine schönere Ware gesehen hätte.

In den letzten Jahren hat besonders die Fabrikation leinener Wäsche zugenommen, womit sich 76 Firmen beschäftigen. Dort arbeiten über 3000 Personen und 2400 teilweise durch Dampf getriebene Nähmaschinen und erzielen einen jährlichen Umsatz von ungefähr $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Aber auch die Seiden- und Blüschfabriken Bielefelds sind recht bedeutend; außerdem besitzt es eine Tafelglashütte, mehrere Nähmaschinenfabriken, drei Zementmühlen, einige Maschinenfabriken, Eisengießereien, Feilenhauereien, große Tabak-, Zigarren- und Likörfabriken.

Auch Herford ist durch seine Leinenproduktion, durch seinen „Verein für Linnen aus reinem Handgespinnst“, welcher der Maschinenarbeit gegenüber die alte, wie es schien, solidere Arbeit aufrecht erhielt, rühmlichst bekannt. Die Herforder Leinenprodukte erhielten auf der Pariser Weltausstellung 1867 die erste Preismedaille und wurden in Paris gänzlich ausverkauft, darunter ein graues Stück zu 700 und ein andres zu 600 Frank. — Außerdem ist Herford weit bekannt durch seine Fabrikation von Baumwollwaren, fertiger Wäsche, Nähmaschinen, Möbel, Zigarren, Teppichen, Leder- und Zuckerwaren.

Über die historische Bedeutung und Merkwürdigkeiten der altherwürdigen Abtei Herford können wir uns hier nicht ausführlich verbreiten. Das alte

Abteigebäude wird jetzt zu Fabrikanlagen benutzt; daneben liegt die große, mit einem merkwürdigen Taufsteine versehene Münsterkirche, welche wie die Kirche St. Johann noch allerlei Erinnerungen an Wittekind bewahrt. Die Abtei soll 832 von Waltgerus gegründet und 839 von König Ludwig dem Frommen bestätigt worden sein. König Heinrichs I. Gemahlin Mathildis war die Enkelin der Äbtissin Mathildis zu Herford, und diese Fürstin, die Mutter Ottos des Großen, hielt sich auch selbst lange in dem Stifte auf.

Auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt erhebt sich die Stiftskirche zu St. Marien, eins der schönsten gotischen Bauwerke Westfalens, mit zierlichstem Laubwerke der Säulenkapitäle und trefflichen Glasmalereien. Herford erhielt durch Kaiser Friedrich I. Reichsfreiheit und trat dem mächtigen Hanfabunde bei.

Doch kehren wir zu der Industrie Westfalens zurück. Durch seine Fabrikation von Seidenzeugen, seine mechanische Baumwollweberei, seinen Handel mit Schinken und Wurst und seine Backöfen, worin vorzugsweise der echte westfälische Pumpernickel gebacken wird, ist besonders Gütersloh im Regierungsbezirke Minden weithin bekannt und berühmt. Auch in der Lederwarenfabrikation sowie in Papier und Glas liefert dieses Land ganz Bedeutendes. In manchen Gegenden wird viel Branntwein produziert, wie in Gütersloh, Lippstadt, Recklinghausen und Sendenhorst. Männiglich bekannt ist ja der „alte Münsterländer Kornbranntwein“. Vergessen dürfen wir auch nicht die in neuester Zeit lebhaft in Aufschwung kommenden Bierbrauereien, namentlich in Paderborn, Werl, Gütersloh und Dortmund. In letzterer Stadt zählt man deren allein vierzig, von denen zwölf das nordwestliche Deutschland und zwei die überseeischen Länder versorgen.

Auch in der Entwicklungsgeschichte germanischer Kunst nimmt Westfalen einen hohen Rang ein, wovon die Sammlungen des westfälischen Kunstvereins im Stadtkeller zu Münster glänzendes Zeugnis ablegen. In der ältesten Zeit stand auch in Westfalen Malerei und Skulptur stets im Dienste der Baukunst. Charakteristisch für das zähe Festhalten am Alten ist in Westfalen die Erscheinung, daß der gotische Baustil (Spätgotik) sich selbst bis ins 18. Jahrhundert erhielt, als er anderwärts längst der Renaissance und dem Barockstile gewichen war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts tritt besonders die Malerei mehr in den Vordergrund. Der größte westfälische Meister in dieser Kunst ist der sogenannte Liesborner Meister, wahrscheinlich ein Mönch der alten Abtei Liesborn. Derselbe lieferte 1465 hervorragende Gemälde für die fünf Altäre der Liesborner Klosterkirche. Man rühmt an ihm besonders seine korrekte Zeichnung, sein weiches Kolorit, seine idealistische Auffassung, seinen Reichtum in Gold und Farbenpracht. Von den wenigen Überresten dieses Meisters besitzt die Nationalgalerie in London einiges. Den Liesborner Meister überstrahlt noch an Ruhm Israel von Meckenem, dessen Hauptwerk, die sogenannte Hyversbergische Passion, eine aus acht Tafeln bestehende Darstellung ist. Hierauf macht sich der realistische Einfluß der niederländischen Kunst geltend. So sind die prachtvollen Glasmalereien der Stadtkirche zu Anna 1461 in Brügge gefertigt worden. Auch im Dome zu Münster befanden sich einige in Zütpfen ausgeführte Bilder, welche die Wiedertäufer zerstörten. Ein Förderer der westfälischen Kunst war besonders der Abt Renold vom Kloster Mariensfeld (1443—1477). Dieser zahlte für eine Orgel und ein Altarbild 1000 Gulden. Vermutlich wurden manche Kunstwerke von seinen Klosterbrüdern bestellt und in Osnabrück gefertigt.

In Münster bestand schon in alten Zeiten eine Steinmeßschule, welche am Dome, der Nikolaikirche, der Johanniterkapelle, dem Rathause, der Überwasserkirche, der Lambertikirche und der Minoritenkirche arbeitete. Unter diesen Steinmeßen des 14. und 15. Jahrhunderts waren übrigens auch schon bedeutende Bildhauer. So werden in einer Steininschrift der Lambertikirche von 1394 zwei Bildhauer (Hilghensneider) Johannes genannt, und um 1405 baute ein Meister Kurt aus Münster mit seinen Gesellen am Bremer Rathause. Ferner ward von der Stadt Kalkar der Meister Evert von Münster zur Anfertigung von Tafelbildern dorthin berufen. Vielleicht hat er das schönste Altarbild dort gefertigt.



Herford.

Einen zweiten ehrenvollen Auftrag gab dieselbe kunstliebende Stadt dem Meister Johann von Halderen. In Münster hatten sich auch holländische „Fraterherren“ auf dem Bispinghof ein Kloster erbaut und sich besonders in der Büchermalerei ausgezeichnet. In ihren Bildern mischt sich altdeutscher und niederländischer Stil, wie z. B. in einem Passionsgemälde.

In der Zeit der Renaissance zeichneten sich die beiden Ludger und Hermann tom Ring in Münster aus; ihnen ebenbürtig war Heinrich Aldegrever in Soest, die Brüder Viktor und Heinrich Dünwegge in Dortmund (um 1520). Im 18. Jahrhundert entstanden besonders die stattlichen Patrizierhäuser und auch hier und da Gemäldeansammlungen, namentlich in Münster. Sowohl Maler als Bildhauer und Baumeister werden jetzt allerwärts in Westfalen genannt. Um jene Zeit wurden auch die meisten der bedeutenderen Adelshöfe gebaut,

der Romberger-, der Erbdrostehof und andre. Von niedriger Herkunft, arbeitete sich ein hohes plastisches Talent in unserm Jahrhundert hervor. Wir meinen den Bildhauer W. Achtermann, von dem die berühmte Gruppe der Kreuzabnahme im Dome herrührt.

Der westfälische Kunstverein machte es sich besonders zur Aufgabe, historische Gemälde zu fördern, wie er unter andern den Maler C. Görke veranlaßte, mit seiner Szene aus den Wiedertäufern einen derartigen Cyklus zu eröffnen.

Westfälische Dichter. Mit einer flüchtigen Skizze über die bedeutendsten westfälischen Dichter wollen wir unsre Schilderung des Landes Westfalen beschließen. Voll Verehrung nennen wir zuerst einen der größten Lyriker, Ferdinand Freiligrath (geboren zu Detmold 1810), dessen Namen kein Deutscher aussprechen wird, ohne daß es ihm dabei warm ums Herz wird. Unwillkürlich citieren wir die gefühlsinnigen Verse eines seiner schönsten Lieder:

„O lieb' so lang du lieben kannst,
O lieb' so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Wunderbar rührende Verse, die der Dichter als neunzehnjähriger Jüngling beim Tode seines Vaters in Soest dichtete.

Wir sind gewohnt, uns in Freiligrath vorzugsweise den Besinger exotischer Stoffe zu denken, den poetischen Weltumsegler, welcher mit brennenden Farben die Erhabenheit des Ozeans, die Vulkane Islands, die Sandwüste der Sahara, die Savannen Amerikas und den mit Tigern und Schlangen bevölkerten Urwald schildert. Wir nennen besonders seinen „Löwenritt“ und seinen „Mohrenfürst“. Diese Phantasien schöpfte der Dichter als junger Kaufmann zu Amsterdam beim Anblicke der Schiffe, welche Produkte aus fernen Zonen brachten. Daß es ihn aber trotzdem mit unwiderstehlicher Gewalt zu der lieben Heimat zog, klingt durch viele seiner seelenvollen Lieder. So in dem schönen Gedichte „Die Auswanderer“ in folgenden Versen:

„Wie wird es in den fremden Wäldern Euch nach der Heimatberge Grün, Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern, Nach seinen Nebenhügeln zieh'n!	Wie wird das Bild der alten Tage Durch eure Träume glänzend weh'n: Gleich einer stillen, frommen Sage Wird es euch vor der Seele steh'n!“
--	--

Und dieses Gefühl empfand er selbst, als er wegen seiner Teilnahme an den Ereignissen der Revolutionsjahre die Heimat verlassen und ein sorgenvolles Leben in der Fremde führen mußte.

Und was man auch sagen mag über seine politischen Anschauungen, seine Lieder waren durchweht von echter Vaterlandsliebe, waren geschrieben mit dem Herzblute eines Mannes, der an den Sieg der Volkssache glaubt. Ihn rührt besonders das Los der Armen und Unterdrückten im Vaterlande, die ihr Brot im fernen Weltteil suchen müssen. Zu welcher begeisterten Lohe seine Vaterlandsliebe emporloderte, bewiesen seine patriotischen Lieder aus den glorreichen Jahren 1870 und 1871. Wer kennt nicht das Prachtgedicht: „Hurra Germania!“:

„Mag kommen nun, was kommen mag: Fest steht Germania, Dies ist Alldeutschlands Ehrentag: Nun weh' dir, Gallia!	Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib, Ein Wille sind wir heut, Hurra, Germania, stolzes Weib, Hurra, du große Zeit!“
---	--

Ferner das kernige Gedicht „So wird es geschehen“ (Ca ira):

„Und ihn, der sich währte den Herrscher der Welt,
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz.“

Dann sein ergreifendes Lied: „Der Trompeter von Gravelotte“. Ebenso warm und innig fühlte Freiligrath für die Geliebte, für Weib und Kind. Eins der schönsten Liebeslieder ist sein „Ruhe in der Geliebten“:

„So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für u. s. w.“

Auch als Übersetzer fremdländischer Gedichte ist Freiligrath unübertrefflich. Ja, manche seiner Übersetzungen, wie das bekannte Lied des Schotten Burns: „Mein Herz ist im Hochland“ galten für Originale und sind zurückübersetzt worden. Seine Liebe zur Heimat bekundet sein prächtiges, von uns im vorigen Bande mehrfach citiertes Einleitungsgebidicht zu seinem mit Levin Schücking gemeinsam verfaßten Werke: „Das malerische und romantische Westfalen“. Es führt den Titel: „Der Freistuhl zu Dortmund“ und enthält die Freisprechung seiner Heimat von all den ungerechten Anklagen, die man darauf gehäuft. Gewissermaßen als Freigraf sitzt der Dichter hier zu Gericht und schließt mit den Worten:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht,
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe.
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht,
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe.“

So bekundet sich in unsres Dichters Herzen trotz seiner Vorliebe für die tropische Farbenpracht doch ein echt germanisches und spezifisch westfälisches Wesen. Wir finden in ihm den grübelnden Verstand, die leidenschaftliche Seele, die knorrige Charakterfestigkeit und die gigantische Kraft seines Volksstammes.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte der Dichter zu Kannstatt, wo ihn der Tod plötzlich inmitten seines dichterischen Wirkens abrief (1876). Dem Dichter, welcher durch die Eigenartigkeit seiner Werke eine neue Epoche in unsrer deutschen Lyrik anbahnte, widmete sein Freund Emil Rittershaus einen ehrenvollen Nachruf, worin es heißt:

„Wohl ward dem Dichter reichen Ruhmes Bier,
Doch laß mich das zu höchstem Lobe sagen:
Noch zehnmal höher stand der Mensch in dir;
Und selten hat ein solches Herz geschlagen,
So frei von Selbstsucht, ehrlich, g'rad und schlicht; —
Was Weib und Kind und Freunden du gewesen,
Was wir verlieren: — o das jagt sich nicht,
Das kann nur Gott in unsrer Seele lesen.“ —

Nächst Freiligrath verdient Levin Schücking (geb. 1814 in Clemenswerth im Münsterland) hervorgehoben zu werden. Seine Gedichte zeugen von sittlichem Ernst, von einer idealen Auffassung des Lebens und wahrer Empfindung; hier und da herrscht die romantische Darstellungsweise („Waldsprache“) vor. Doch das Größte leistete er in seinen vielgelesenen und allseitig als vorzüglich gerühmten Novellen und Romanen. Mit Vorliebe entnimmt er seine Schilderungen und Helden

aus seiner Heimat, „der roten Erde“, meist aus den höheren Ständen, doch auch das Landvolk kennt er sehr genau. Von großem Einfluß auf ihn war außer Freiligrath besonders die treffliche Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff. Eine Zeitlang arbeitete er an der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und am Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ mit, bereiste England und Italien und ließ sich dann in Münster nieder. Er predigte in seinen Schriften besonders die wahre, nicht nur äußerliche Emanzipation des Mannes wie der Frau von allen drückenden Fesseln sozialer Verhältnisse.

Diese Tendenz weiß er auf das anschaulichste durchzuführen und zu variieren, und obwohl fast alle seine Romane in Westfalen spielen, leiden sie darum doch keineswegs an Einförmigkeit. Er führt uns in alle Kreise und Lebensverhältnisse seines Volkes in alter und neuer Zeit und schildert alle Zustände treffend und interessant. Adel, Bürgerstand und Landvolk treten lebensvoll und packend vor unsre Augen; sein Stil fließt klar und kräftig, besonders meisterhaft im Humor. Zu seinen zahlreichen Romanen gehören: „Die Ritterbürtigen“, „Eine dunkle That“, „Ein Sohn des Volkes“, „Ein Bauernfürst“, „Der Sohn eines berühmten Mannes“, „Paul Bronkhorst“, „Die Rheider Burg“, „Frauen und Rätzel“, „Verschlungene Wege“, „Schloß Dornegge“ u. v. a.; allein wir können hier nicht alle nennen. Auch schafft der äußerst fruchtbare Autor stets noch neue Werke, von denen manche vielleicht unsern Lesern bekannt sein dürften. Seine Gattin, eine geborne Luise v. Gall, ist ebenfalls als Schriftstellerin bekannt.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff, die „Philomele Westfalens“, stammt aus einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster, die sich ursprünglich von Deckenbrock nannten. Der Name „Droste“, soviel wie Truchseß, rührt von dem Ehrenamte eines ihrer Ahnen her; der andre Name „Hülshoff“ von ihrem spätern Besitztume, einer südwestlich von Münster gelegenen, ehemals festen Wasserburg. Unsre Dichterin ward 1797 auf dem väterlichen Erbgute geboren. Sie war ein zartes, schwächliches Kind, zeigte aber schon frühe hervorragende Eigenschaften des Geistes und Gemütes. Sie erwarb sich viele, für eine Dame seltene Kenntnisse, z. B. im Latein und in der Mathematik. Auch entwickelte sich in ihr sehr zeitig ein tiefer Sinn für alles Poetische; ja, sie dichtete schon im sechsten Lebensjahre. Nach mehrfach wechselndem Aufenthalte in Köln, Bonn und Koblenz und auf ihrem väterlichen Gute Rüschehaus bei Münster, dem Witwensitze ihrer Mutter, zwang sie ihre schwächliche Konstitution, ein milderer Klima aufzusuchen. Sie zog zu ihrem Schwager nach Meersburg am Bodensee, wo sie 1848 starb. Levin Schücking, welcher sie kennen und verehren gelernt hatte, nennt sie in seinem „Lebensbild“ „den reinsten, schönsten, rührendsten Typus echter Weiblichkeit.“ Und doch „streift sie durch die Tiefe ihrer Gedankenwelt, die Kraft und Kühnheit ihrer Sprache an das Männliche.“ Obwohl ihr aristokratisches Blut innewohnt, zeigt sie sich doch empfänglich für alle bürgerlichen und häuslichen Tugenden. Auffallend könnte es erscheinen, daß eine so feinfühlig angelegte Natur so wenig in der schwärmerischen Lyrik der Liebe gedichtet hat. Eine vorübergehende Neigung hat sie wohl (nach Levin Schücking) gehegt, doch blieben ihr die Gattenliebe und die Seligkeit der Mutterpflicht unbekannt. Nichtsdestoweniger konnte sie sich in diese Gefühle recht gut hinein versetzen. So ruft in ihrem lieblichen Gedichte „Junge Liebe“ ein Mädchen,

das zum erstenmal liebt und gefragt wird, was sie wohl thun würde, wenn sie ihre Mutter und ihren Geliebten zugleich in Feuergefähr wüßte, die herrlichen Worte aus: „Retten, retten würde ich Mama und zum Karl in die Flammen springen.“ Die Liebe der Gattin schildert sie sehr rührend in dem Gedichte: „Die beschränkte Frau“, die eben in ihrer Gottergebenheit und Gattenliebe ihre einzige Beschränktheit zeigt. Ebenso beschreibt ihr Gedicht: „Die junge Mutter“ die Mutterliebe auf das ergreifendste. Ihr sittlicher Ernst wendet sich oft mit Betrübniß von den modernen Lebensverhältnissen ab und der bessern Vergangenheit zu („Vor 40 Jahren“, „Alte Kinderzucht“). Den sogenannten Blaustrümpfen ruft sie zu, „zur Natur und Wahrheit, zur Frömmigkeit und zum häuslichen Leben zurückzukehren“, sie predigt ihnen Bescheidenheit, warnt sie vor „falscher Sentimentalität“ und vor „frivolen Emanzipationsgelüsten“. Am bedeutendsten ist ihre Begabung in der zarten innigen Darstellung des Naturlebens; dabei kommt ihr eine wunderbare Phantasie zu Hilfe. So schildert sie in ihrem Gedichte: „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ die Schönheit und Erhabenheit der Alpenwelt, ohne sie je gesehen zu haben. Am berühmtesten sind wohl ihre „Heidebilder“, um so mehr, als jedem Uneingeweihten eine Heide wenig Poetisches erscheinen dürfte. Aber wie dringt ihr Dichterauge in das Leben und Weben der auf Grashalmen und in Sträuchern waltenden Natur! In der poetischen Detailmalerei übertrifft sie alles bisher Dagewesene. Wir verweisen nur auf das eine Gedicht „Die Lerche“. Auch den schaurigen Ton der Ballade traf sie sehr glücklich. Das von uns oft citierte Prachtwerk: „Das malerische und romantische Westfalen“ hat sie mit herrlichen Balladen bereichert. Wir erinnern nur an die von der Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr“. Ihre Kunst, alte Sagen poetisch zu gestalten, beweisen unter anderm die packende Gespenstergeschichte „Der spiritus familiaris des Kofttäuschers“ und „Der Knabe im Moor“.

Eine wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit bekundete sie in ihrer Sammlung religiöser Gedichte, betitelt „Das geistliche Jahr“. Nach Levin Schücking „war sie ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden“, darum verweilt sie auch bei ihren historischen und politischen Gedichten nicht mit Wollust bei Blut und Wunden, sondern es bricht ihr tiefstes Mitleid mit allem fremden Elend auf das schönste und rührendste hervor. Trotzdem, daß ihre Phantasie gern, ähnlich wie die Freiligraths, in die Ferne schweift, ist sie doch durch und durch eine echt deutsche und speziell westfälische Natur. Davon legt z. B. ihre vorzügliche Novelle „Die Judenbuche“ glänzendes Zeugniß ab. Darum widmet ihr Emil Rittershaus in seinem Nachrufe folgende treffende Verse:

„Mitten im Eickamp, wo die Drossel baut
Ihr Nest im Lenze unterm grünen Zelt,
Mitten im Eickamp, wo im Heidekraut
Der Bienen Schar im Herbst die Ernte hält,
Dort dir ein Grab auf roter Erde Grund!
Du hast's ersehnt, ersehnt in mancher Stund'!
Was du gehofft, nicht durftest du's gewinnen,
Du Königin der deutschen Dichterinnen!

Westfälisch Land — wer hat wie du gefannt
Das Volk mit blondem Haar und blauem Aug'!
Wer hat wie du in Wort und Reim gebannt
Des Sachsenstammes Denken, Thun und Brauch?

Der Heidesput, wie ihn der Hirte schaut
Im Felde, wenn mit leisem Klage laut
Die mitternächt'gen Winde sich erheben —
Du hast im Liebe ihm Gestalt gegeben!“ —

Hiermit hätten wir die bekanntesten und berühmtesten Namen westfälischer Dichter genannt. Andre, wie Viktor v. Strauß, Diepenbrock, Löher, näher zu besprechen, würde uns zu weit führen. Auch hat es Dichter und Dichterinnen gegeben, die sich zeitweilig in Westfalen aufgehalten und die „rote Erde“ in ihren Werken verherrlicht haben. Dahin gehört der von uns bereits im vorigen Bande erwähnte Dichter aus dem Wuppertthale Emil Rittershaus, ferner Karl Immermann mit seiner meisterhaften Schilderung des „Oberhofes“, und Luise Hensel, deren rührend fromme Gedichte: „Beim Lesen der heiligen Schrift“ und „Müde bin ich, geh' zur Ruh!“ wohl jedermann bekannt sein werden. Endlich dürfen wir nicht den Verfasser des komischen Heldengedichtes „Die Jobstade“, nämlich R. A. Kortüm aus Bochum, vergessen. Neuerdings hat Weber mit seinem Epos „Dreizehnlinden“, welches die Umgegend von Corvey besingt, großes Aufsehen erregt. Auch das westfälische Platt hat, ähnlich wie das Mecklenburger, seine Dialektdichter gesunden. Wir erinnern z. B. an Franz Essink von Landois (pseudonym: „de Isel mott“, d. h. „der Esel muß“, franz. L'âne doit), ferner an Franz Gieses und Zumbrocks Schriften.

Wir konnten in Vorstehendem bei weitem nicht erschöpfen, was das Land Westfalen an landschaftlichen Schönheiten, an schätzenswerten Vorzügen seines Volkes in Charakter und Sitte, an hervorragenden Leistungen in Handel, Kunst und Industrie, an Männern der Wissenschaft (wie Klostermeier, Giesers u. a.) und Zierden der Litteratur darbietet; doch ist es uns vielleicht gelungen, die weitverbreiteten Vorurteile von dem sogenannten „Deutschen Bötien“ zu widerlegen. Sonst müßten wir unsern Lesern empfehlen, noch einmal das herrliche Widmungsgeidicht Freiligraths: „Freistuhl zu Dortmund“ nachzulesen, worin der Dichter die ruhmreichen Vertreter der Geschichte Westfalens, einen Hermann und Wittekind, die Götter, Sagenhelden und Elfen, die in den Wäldern und Ruinen seines Heimatlandes weben, heraufbeschwört, die herrlichen Ströme Weser, Ruhr, Lenne, Ems und Lippe einladet, zu erscheinen mit den Förderern des Handels und der Industrie und vor allem das fernige und kräftige Landvolk mit den Versen:

„Und du zuletzt, der alles inne hält:
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeig es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten.“

Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Herd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Ich, als wär's dein Eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrest,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen.“